DIE BÜCHER VOM HEILIGEN GRAL

rororo

BERNARD CORNWELL

Historischer Roman



Der Erzfeind

Bernard Cornwell

Die Bücher vom Heiligen Gral

DER ERZFEIND

Historischer Roman



Aus dem Englischen von
Claudia Feldmann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Bernard Cornwell

Die Bücher vom Heiligen Gral

Der Erzfeind

Historischer Roman

Aus dem Englischen von
Claudia Feldmann

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
«Heretic»
bei HarperCollins, London.

Rowohlt Digitalbuch, veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Dezember 2012

Die deutsche Übersetzung von Claudia Feldmann erschien zuerst bei Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2007/Ullstein Verlag

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
(Foto: thinkstockphotos.de; © 2012 Photo Scala, Florence – courtesy of the Ministero Beni e Att. Culturali)
Schrift DejaVu

ISBN Buchausgabe 978-3-499-25835-0 (1. Auflage 2012)
ISBN Digitalbuch 978-3-644-47961-6
www.rowohlt-digitalbuch.de

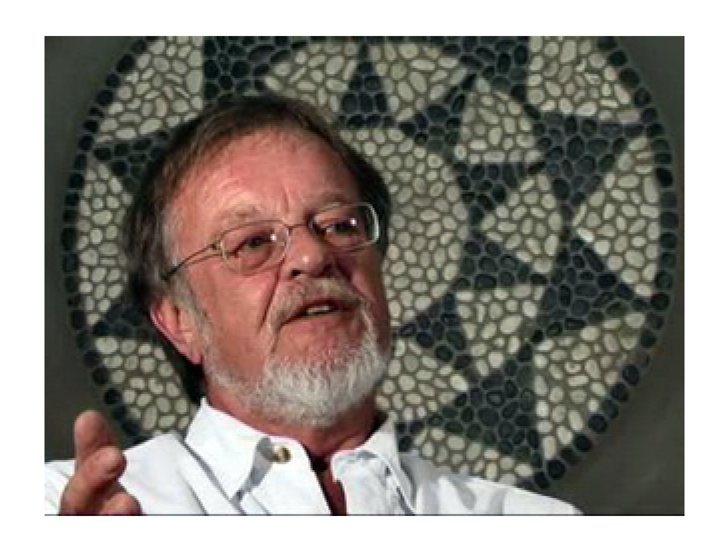
Das Buch

Für welche Wahrheit, welche Schätze lohnt es sich zu sterben?

In einer blutigen Schlacht erobern die Engländer 1347 Calais. Der lange Krieg mit Frankreich scheint beendet. Nur für Thomas von Hookton gibt es keine Rast. Seine Suche nach dem Heiligen Gral geht weiter. Sie führt ihn in die Gascogne, zum Schloss von Astarac, das einst seinen Vorfahren gehörte und heute Guy Vexille, dem Mörder seines Vaters. Genau an diesem Ort ist der Gral zum letzten Mal gesehen worden. Als Thomas das Schloss erreicht, wird er Zeuge einer Tragödie: Eine junge Frau soll als Ketzerin verbrannt werden. Thomas kann sie vor dem Scheiterhaufen bewahren, und sie fliehen, durch ein blutgetränktes Land, einer Schlacht entgegen, die nicht nur über Leben und Tod entscheiden wird, sondern auch über die Zukunft der Christenheit.

Der Abschluss der großen Grals-Trilogie.

Der Autor



Bernard Cornwell, geboren 1944, machte nach dem Studium Karriere bei der BBC, doch nach Übersiedlung in die USA entschloss er sich, einem langgehegten Wunsch nachzugeben, dem Schreiben. Im englischen Sprachraum gilt er als unangefochtener König des historischen Abenteuerromans. Seine Werke wurden in über 20 Sprachen übersetzt – Gesamtauflage: mehr als 20 Millionen. Als Rowohlt Taschenbuch sind folgende Romane lieferbar:

Die Uhtred-Serie
- Band 1: Das letzte Königreich
- Band 2: Der weiße Reiter
- Band 3: Die Herren des Nordens
- Band 4: Schwertgesang
- Band 5: Das brennende Land

Die Artus-Chroniken:

Band 1: Der Winterkönig
Band 2: Der Schattenfürst
Band 3: Arthurs letzter Schwur

Die Bücher vom Heilgen Gral:
Band 1: Der Bogenschütze
Band 2: Der Wanderer

Sowie
Das Zeichen des Sieges
Stonehenge
Das Fort

Gemeinsam mit seiner Frau Judy hat Bernard Cornwell unter dem Pseudonym «Susannah Kells» zwei weitere historische Romane verfasst:

Das Hexen-Amulett
Die dunklen Engel

Der Erzfeind ist für Dorothy Carroll –
sie weiß, warum

PROLOG

CALAIS, 1347

Die Straße kam von den Hügeln im Süden und durchquerte die Marschen, die bis ans Meer reichten. Es war eine schlechte Straße. Der regenreiche Sommer hatte sie in zähen Schlamm verwandelt, dessen Furchen zu hartem Ton erstarrten, wenn die Sonne herauskam. Aber es war die einzige Straße, die vom höher gelegenen Sangatte zu den Häfen von Calais und Gravelines führte. Bei Nieulay, einem gänzlich unbedeutenden Weiler, kreuzte sie mittels einer Steinbrücke den Ham, einen trägen Flusslauf, der sich durch das fieberverseuchte Marschland schlängelte und im Watt verlor. Er war so kurz, dass man in kaum mehr als einer Stunde von seiner Quelle bis zum Meer waten konnte, und so flach, dass man ihn bei Ebbe durchqueren konnte, ohne einen nassen Leib zu bekommen. Er bewässerte die dicht mit Schilfrohr bewachsenen Sümpfe, in denen Reiher nach Fröschen schnappten, und wurde von einem Gewirr kleiner Bäche gespeist, in denen die Bewohner von Nieulay und Hammes und Guîmes ihre Aalreusen auslegten.

Nieulay und seine Steinbrücke hätten vermutlich auf ewig im Dunkel der Geschichte vor sich hin geschlummert, hätte nicht im Sommer 1347 eine Armee von dreißigtausend Engländern das nur zwei Meilen entfernte Calais unter Belagerung genommen und ihr Lager zwischen den gewaltigen Mauern der Stadt und den Marschen aufgeschlagen. Die Straße, die von den Hügeln kam und bei Nieulay den Ham kreuzte, war die einzige, über die ein französischer Verstärkungstrupp anrücken konnte, und im

Hochsommer, als die Einwohner von Calais kurz vor dem Verhungern waren, führte Philippe de Valois, König von Frankreich, seine Armee nach Sangatte.

Zwanzigtausend Franzosen hatten auf der Anhöhe Stellung bezogen, und ein dichter Wald von Bannern flatterte im Seewind, darunter auch die Oriflamme, die heilige Kriegsfahne von Frankreich. Sie war lang und dreispitzig, ein blutrotes Band aus Seide, und dass sie so leuchtete, lag daran, dass sie neu war. Die alte Oriflamme befand sich in England, eine Kriegstrophäe, errungen im vergangenen Sommer auf den weiten grünen Hügeln zwischen Wadicourt und Crécy. Doch die neue Fahne war ebenso heilig wie die alte, und sie war umrahmt von den Bannern der höchsten französischen Adelsgeschlechter: Bourbon, Montmorency und Armagnac. Auch weniger hochstehende Wappen waren vertreten, doch alle verkündeten, dass die größten Krieger aus Philippes Königreich gekommen waren, um gegen die Engländer zu kämpfen. Doch zwischen ihnen und dem Feind lagen der Fluss und die Brücke bei Nieulay, die von einem steinernen Turm bewacht wurde, um den die Engländer Gräben gezogen hatten. Diese Gräben waren mit Bogenschützen und Soldaten bemannt. Dahinter kam der Fluss, dann die Marschen, und auf dem höher gelegenen Land, das die imposante Mauer und den doppelten Wassergraben von Calais umgab, breitete sich eine improvisierte Stadt aus, in der die englische Armee lebte. Und es war eine Armee, wie man sie in Frankreich noch nie zuvor gesehen hatte. Das Feindeslager war größer als Calais selbst. So weit das Auge reichte, reihten sich Zelte und Holzhäuser und Pferdekoppeln aneinander, und überall wimmelte es von Soldaten und Bogenschützen. Die Oriflamme hätte ebenso gut zusammengerollt bleiben können.

«Wir können den Turm einnehmen, Sire.» Geoffrey de Charny, einer der kampferfahrensten Männer in Philippes

Armee, deutete hinunter zu der englischen Garnison bei Nieulay, die isoliert auf der französischen Seite des Flusses lag.

«Wozu?», fragte Philippe. Er war ein schwacher Mann und zögerlich in der Schlacht, doch seine Frage war berechtigt. Selbst wenn sie den Turm eroberten und die Brücke von Nieulay so in seine Hände fiel, was würde ihm das nützen? Die Brücke führte lediglich zu einer noch viel größeren englischen Armee, die sich bereits auf dem festen Grund am Rand ihres Lagers aufzustellen begann.

Die Bürger von Calais, ausgehungert und verzweifelt, hatten die französischen Banner auf der Anhöhe im Süden erblickt und als Antwort darauf ihre eigenen Flaggen auf den Zinnen der Brustwehr gehisst. Sie zeigten die Jungfrau Maria, St. Denis, den Schutzheiligen Frankreichs, und, hoch oben auf der Zitadelle, die blau-gelbe Standarte des Königs, um Philippe zu verkünden, dass seine Untertanen immer noch lebten, immer noch kämpften. Doch das stolze Präsentieren der Fahnen änderte nichts an der Tatsache, dass sie seit elf Monaten belagert wurden. Sie brauchten Hilfe.

«Nehmt den Turm ein, Sire», drängte Geoffrey, «und dann greift über die Brücke an! Bei den Knochen Christi, wenn die elenden Hunde sehen, wie wir diesen Sieg erringen, verlässt sie vielleicht der Mut!» Die umstehenden Fürsten stießen ein beifälliges Knurren aus.

Der König war weniger optimistisch. In der Tat hielt die Garnison von Calais der Belagerung noch immer stand, und die Engländer hatten es nicht geschafft, den Stadtmauern nennenswerten Schaden zuzufügen, geschweige denn die beiden Wassergräben zu überwinden, doch ebenso wenig war es den Franzosen gelungen, Vorräte in die Stadt zu schaffen. Die Menschen dort brauchten keine Ermutigung, sie brauchten etwas zu essen. Jenseits des Lagers zeichnete sich eine Rauchwolke ab, und einen Herzschlag später

grollte das Donnern einer Kanone über die Marsch. Das Geschoss musste die Mauer getroffen haben, doch Philippe war zu weit weg, um die Wirkung des Einschlags sehen zu können.

«Ein Sieg hier wird die Garnison der Stadt ermutigen», fiel der Baron von Montmorency ein, «und Verzweiflung im Herzen der Engländer säen.»

Doch warum sollte die Engländer der Mut verlassen, wenn der Turm von Nieulay fiel? Philippe nahm an, es würde sie eher dazu veranlassen, die Straße jenseits der Brücke umso hartnäckiger zu verteidigen, doch ihm war auch bewusst, dass er seine scharfen Hunde nicht an der Leine halten konnte, wenn der Feind in Sicht war, und so gab er ihnen die Erlaubnis. «Erobert den Turm», befahl er. «Möge Gott Euch den Sieg schenken.»

Der König blieb, wo er war, während die Fürsten ihre Männer um sich scharten und sich bewaffneten. Der Seewind trug Salzgeruch heran, aber auch einen fauligen Gestank, der vermutlich von verrottenden Algen im Schlick stammte. Er stimmte Philippe melancholisch. Sein neuer Astrologe weigerte sich unter dem Vorwand, er leide an einem Fieber, seit Wochen, vor ihm zu erscheinen, doch Philippe hatte erfahren, dass der Mann sich bester Gesundheit erfreute, was nur bedeuten konnte, dass er ein großes Unglück in den Sternen gesehen hatte und nicht den Mut aufbrachte, es dem König zu sagen. Möwen kreischten unter dem wolkenverhangenen Himmel. Weit draußen auf dem Meer glitt ein schmutzig graues Segel Richtung England, während ein anderes Schiff vor dem englisch besetzten Strand ankerte und in kleinen Booten Männer ans Ufer brachte, um die feindlichen Truppen zu verstärken. Philippe wandte den Blick zurück zur Straße und sah eine Gruppe von vierzig oder fünfzig englischen Rittern auf die Brücke zureiten. Er bekreuzigte sich und

betete, dass sein Angriff sie überwältigen würde. Er hasste die Engländer. Aus tiefster Seele.

Der Herzog von Bourbon hatte die Leitung des Angriffs Geoffrey de Charny und Edouard de Beaujeu übertragen, und das war gut so. Der König vertraute darauf, dass beide mit Bedacht handeln würden. Er zweifelte nicht daran, dass sie den Turm einnehmen konnten, obwohl ihm noch immer nicht klar war, wozu das gut sein sollte; doch es war gewiss besser, als wenn die Ungestümeren unter seinen Edelleuten in einem wilden Ausfall die Brücke stürmten und in den Marschen vernichtend geschlagen wurden. Er wusste, dass sie einen solchen Angriff förmlich herbeisehnten. Für sie war der Krieg ein Spiel, und jede Niederlage bestärkte sie nur in ihrem Eifer. Narren, dachte er und bekreuzigte sich erneut, als er sich fragte, welch düstere Prophezeiung der Astrologe wohl vor ihm verheimlichte. Was wir brauchen, dachte er, ist ein Wunder. Ein deutliches Zeichen von Gott. Dann fuhr er erschrocken herum, als ein Trommler auf seine große Pauke schlug. Ein Fanfarenstoß ertönte.

Doch die Klänge verkündeten noch nicht den Angriff, sondern die Musiker erprobten nur ihre Instrumente. Edouard de Beaujeu stand auf der rechten Seite, wo er über tausend Armbrustschützen und ebenso viele Soldaten versammelt hatte. Offensichtlich beabsichtigte er, die Engländer von der Seite anzugreifen, während Geoffrey de Charny mit mindestens fünfhundert Soldaten geradewegs den Hügel hinab auf die englischen Gräben zustürmen würde. Geoffrey marschierte an der Linie entlang und befahl seinen Rittern und Soldaten, vom Pferd zu steigen. Sie folgten ihm nur unwillig. Für sie war das Glorreichste am Krieg der Angriff der Kavallerie, doch de Charny wusste, dass Pferde gegen einen von Gräben geschützten Steinturm nichts ausrichten konnten, und so bestand er darauf, dass seine Männer zu Fuß kämpften. «Schilde und

Schwerter», rief er ihnen zu. «Keine Lanzen! Zu Fuß! Zu Fuß!» De Charny hatte aus eigener bitterer Erfahrung gelernt, wie hilflos Pferde den englischen Pfeilen ausgeliefert waren, während Männer, die zu Fuß kämpften, geduckt im Schutz solider Schilde vorrücken konnten. Einige der Männer von edlerer Abstammung weigerten sich abzusteigen, doch er beachtete sie nicht. Immer mehr französische Soldaten eilten herbei, um sich dem Angriff anzuschließen.

Der kleine Trupp von englischen Rittern hatte jetzt die Brücke überquert, und einen Moment sah es so aus, als wollten sie die Straße hinaufreiten und die gesamte französische Armee herausfordern, doch dann zügelten sie ihre Pferde und blickten nur zu den Massen auf der Anhöhe hinauf. Der König, der sie beobachtete, sah anhand der Größe des Banners, dass sie von einem hohen Edelmann angeführt wurden, und mindestens ein Dutzend der übrigen Ritter trugen quadratische Standarten an ihren Lanzen. Ein reiches Grüppchen, dachte er. Ihre Lösegelder würden ein kleines Vermögen einbringen. Er hoffte, dass sie zu dem Turm reiten und ihm so in die Falle gehen würden.

Der Herzog von Bourbon ritt zu Philippe zurück. Er trug einen Plattenpanzer, der mit Hilfe von Sand, Essig und Stahlwolle poliert worden war, bis er silbern glänzte, und sein Helm, der noch am Vorderzwiesel des Sattels hing, war mit einem blau gefärbten Federbusch geschmückt. Der Herzog hatte sich geweigert, von seinem Streithengst abzusteigen, der mit einer stählernen Rossstirn und einer Schabracke aus Kettenpanzern ausgestattet war, um ihn vor den Pfeilen der Engländer zu schützen, die zweifellos bereits in den Gräben hockten und ihre Bogen schnürten. «Die Oriflamme, Sire», sagte der Herzog. Es sollte eigentlich eine Bitte sein, klang jedoch eher wie ein Befehl.

«Die Oriflamme?» Der König tat, als verstünde er nicht.

«Gewährt Ihr mir die Ehre, Sire, sie in die Schlacht zu tragen?»

Der König seufzte. «Eure Truppen sind zehnmal stärker als die der Engländer», sagte er. «Ihr braucht die Oriflamme nicht. Lasst sie hier. Der Feind hat sie gesehen.» Und der Feind wusste, was die wehende Oriflamme bedeutete. Sie wies die Franzosen an, keine Gefangenen zu nehmen und alle zu töten, obgleich ein wohlhabender Ritter mit Sicherheit trotzdem gefangen genommen und nicht getötet werden würde, denn ein Leichnam brachte kein Lösegeld ein. Dennoch sollte das dreispitzige Banner Furcht in den Herzen der Engländer säen. «Sie bleibt hier», bestimmte der König.

Der Herzog setzte zum Widerspruch an, doch in diesem Augenblick erklang ein Fanfarenstoß, und die Armbrustschützen setzten sich in Bewegung. Sie trugen grün-rote Waffenröcke mit dem Abzeichen der Stadt Genua, dem Heiligen Gral, auf dem linken Arm, und jeder von ihnen wurde von einem Fußsoldaten mit einer Pavese begleitet, einem großen, schweren Schild, der dem Armbrustschützen Schutz bot, während er seine sperrige Waffe lud. Unten am Flussufer, eine halbe Meile entfernt, liefen Engländer aus dem Turm zu den Gräben, die nach den langen Monaten längst dicht mit Gras und Unkraut bewachsen waren. «Ihr werdet Eure Schlacht verpassen», bemerkte der König, woraufhin der Herzog, ohne noch einen Gedanken an das rote Banner zu verschwenden, seinem schweren Streitross die Sporen gab und zu Geoffrey de Charnys Männern ritt.

«Montjoie Saint Denis!» Der Herzog stieß den französischen Schlachtruf aus, die Trommler schlugen auf ihre mächtigen Pauken, und ein Dutzend Trompeter schmetterten ihre Herausforderung gen Himmel. Ein vielstimmiges Klacken ertönte, als die Visiere heruntergeklappt wurden. Die Armbrustschützen waren

bereits am Fuß des Abhangs angekommen und schwenkten nach rechts aus, um die englische Flanke einzuschließen. Dann schwirrten die ersten weiß gefiederten Pfeile über die grüne Ebene, und der König, der sich in seinem Sattel vorbeugte, sah, dass der Feind zu wenig Bogenschützen hatte. Wenn die verfluchten Engländer in die Schlacht zogen, führten sie für gewöhnlich mindestens dreimal so viele Bogenschützen wie Ritter und Soldaten mit sich, doch der Außenposten bei Nieulay schien vorwiegend mit Soldaten besetzt zu sein. «Gott sei mit euch!», rief der König seinen Männern zu. Erregung packte ihn, denn er witterte bereits den Sieg.

Nun flogen auch die Armbrustbolzen. Ein Zischen erfüllte die Luft, als Hunderte der mit Lederflügeln versehenen eisernen Schäfte auf die Gräben zuschossen. Dann traten die Armbrustschützen hinter die großen Schilde, um ihre mit Stahl verstärkten Bogen mit einer Zahnradwinde zu spannen. Ein paar englische Pfeile bohrten sich in die Pavesen, doch dann wandten sich die Bogenschützen dem von Geoffrey de Charny geführten Angriff zu. Sie legten Pfeile mit langer, nadelförmiger Spitze auf ihre Bogen, die Kettenpanzer durchdrangen, als wäre es Leinen. Sie spannten und schossen, spannten und schossen, und die Pfeile donnerten in Schilde und in die geschlossenen französischen Schlachtreihen. Ein Mann wurde am Oberschenkel getroffen und stürzte, doch die Masse der Soldaten schloss sich sofort wieder um die entstandene Lücke. Ein englischer Bogenschütze, der gerade in Schussposition stand, bekam einen Armbrustbolzen in die Schulter, und sein Pfeil flog in unkontrollierter Linie davon.

«Montjoie Saint Denis!», brüllten die Soldaten herausfordernd, als sie die flache Ebene am Fuß des Hügels erreichten. Die Pfeile hagelten mit furchteinflößender Wucht auf die Schilde ein, doch die Franzosen hielten ihre enge Formation, Schild an Schild, und die

Armbrustschützen rückten im Schutz ihrer Pavesen vor, um auf die englischen Bogenschützen zu zielen, die ihre Pfeile nur aus dem aufrechten Stand abschießen konnten. Ein Bolzen fraß sich durch eine stählerne Beckenhaube in einen englischen Schädel. Der Mann fiel mit blutüberströmtem Gesicht zur Seite. Ein Pfeilhagel peitschte von der Turmspitze herunter, eine Gegensalve von Armbrustbolzen prallte gegen die Steine, und als die englischen Soldaten sahen, dass ihre Pfeile den feindlichen Angriff nicht zum Stillstand gebrachten hatten, zogen sie ihre Schwerter.

«St. George!», brüllten sie, dann hatten die französischen Angreifer den ersten Graben erreicht und hieben auf die tiefer stehenden Engländer ein. Einige von ihnen entdeckten schmale Verbindungsdämme zwischen den Gräben und strömten hinüber, um den Feind von hinten anzugreifen. Die Bogenschützen in den beiden hintersten Gräben hatten leichte Ziele, aber dasselbe galt für die Genueser Armbrustschützen, die hinter ihren Pavesen hervortraten, um die Feinde mit ihren Bolzen zu spicken. Einige von den Engländern, die die bevorstehende Metzelei ahnten, verließen die Gräben und rannten auf den Fluss zu. Edouard de Beaujeu, der die Armbrustschützen anführte, bemerkte die Flüchtenden und rief den Genuesern zu, sie sollten ihre Waffen fallen lassen und sich dem Angriff anschließen. Mit Schwertern und Äxten stürzten sie sich auf den Feind. «Tötet sie!», brüllte de Beaujeu, zog sein Schwert und gab seinem mächtigen Streithengst die Sporen. «Tötet sie!»

Die Engländer im vordersten Graben waren dem Tod geweiht. Sie versuchten verzweifelt, sich vor dem Ansturm der französischen Soldaten zu schützen, doch die Schwerter, Äxte und Speere hackten auf sie nieder. Einige der Männer versuchten sich zu ergeben, doch die Oriflamme war gehisst, und das bedeutete keine

Gefangenen, also tränkten die Franzosen den zähen Schlamm des Grabens mit englischem Blut. Die Verteidiger aus den hinteren Gräben liefen jetzt allesamt davon, doch die französischen Reiter, die zu stolz gewesen waren abzusteigen, galoppierten über die schmalen Verbindungsdämme, drängten ihre eigenen Soldaten beiseite und trieben ihre massigen Pferde unter wilden Schlachtrufen auf die Fliehenden am Flussufer zu. Die Hengste bäumten sich auf, während die Schwerter niederfuhren. Ein Bogenschütze wurde geköpft, und der Fluss färbte sich rot. Ein Soldat schrie auf, als er von einem Pferd niedergetrampelt und dann von einer Lanze durchbohrt wurde. Ein englischer Ritter hob die Hände und bot seinen Handschuh als Zeichen der Kapitulation, doch er wurde von hinten niedergeritten, der Reiter bohrte ihm sein Schwert in den Rücken, und ein anderer hieb ihm die Axt ins Gesicht. «Tötet sie!», brüllte der Herzog von Bourbon mit bluttriefendem Schwert. «Tötet sie alle!» Er erblickte eine Gruppe von Bogenschützen, die Richtung Brücke flohen, und rief seine Männer. «Zu mir! Zu mir! *Montjoie Saint Denis!*»

Die Bogenschützen, es waren fast dreißig, liefen auf die Steinbrücke zu, doch als sie bei den strohgedeckten Häusern ankamen, die verstreut am Flussufer lagen, hörten sie das Hufgetrappel und drehten sich alarmiert um. Einen Moment sah es so aus, als würden sie in Panik ausbrechen, doch einer von ihnen hielt sie zurück. «Schießt auf die Pferde, Jungs», sagte er, und die Bogenschützen spannten ihre Sehnen, und die weiß gefiederten Pfeile bohrten sich in die Streitrösser. Der Hengst des Herzogs von Bourbon taumelte zur Seite, von zwei Pfeilen getroffen, und stürzte, als zwei weitere Pferde mit wild um sich schlagenden Hufen zu Boden gingen. Die übrigen Reiter wichen zurück. Der Knappe des Herzogs überließ seinem Herrn das Pferd und starb einen Augenblick später, als der zweite Pfeilhagel aus

dem Weiler herüberzischte. Der Herzog versuchte gar nicht erst, sich auf das Pferd seines Knappen zu hieven, sondern lief in seinem kostbaren Plattenpanzer, der ihn vor den Pfeilen geschützt hatte, ungelenk davon. Vor ihm, am Fuß des Turms von Nieulay, hatten die Überlebenden aus den englischen Gräben eine Wand aus Schilden errichtet, die von blutrünstigen Franzosen umzingelt war. «Keine Gefangenen!», brüllte ein französischer Ritter. «Keine Gefangenen!» Der Herzog rief seine Männer herbei, damit sie ihm in den Sattel halfen.

Zwei seiner Gefolgsleute saßen ab, um ihrem Herrn auf das neue Pferd zu helfen, da ertönte plötzlich donnerndes Hufgetrappel. Sie fuhren herum. Ein Pulk englischer Ritter preschte aus dem Dorf auf sie zu. «Süßer Jesus!» Der Herzog hing halb im Sattel, mit einem Bein im Steigbügel, das Schwert in der Scheide, und als seine beiden Männer ihrerseits die Schwerter zogen, verlor er das Gleichgewicht und fiel hinunter. Wo zum Teufel kamen diese Engländer her? Dann eilten seine Ritter herbei, um ihren Lehnsherrn zu beschützen, klappten ihre Visiere herunter und wandten sich den Angreifern zu. Der Herzog, der hilflos auf dem Boden lag, hörte, wie die Waffen der Reiter aufeinanderprallten.

Die Engländer waren die berittenen Männer, die der französische König zuvor gesehen hatte. Sie hatten im Dorf angehalten, um das Gemetzel in den Gräben zu beobachten, und wollten gerade über die Brücke zurückreiten, als die Männer des Herzogs von Bourbon sich in ihr Gebiet vorwagten. Und zwar zu weit – eine Herausforderung, die sie nicht ignorieren konnten. Also hatte der englische Lord die Ritter seines Gefolges zum Angriff gegen den Herzog geführt. Die Franzosen waren auf diese Attacke nicht vorbereitet, die Engländer ritten in korrekter Gefechtsaufstellung, Knie an Knie, und die langen Eschenholzlanzen, die während des Ansturms noch in die

Luft ragten, senkten sich plötzlich in Angriffsposition und durchbohrten Leder und Kettenpanzer. Der Anführer der Engländer trug einen blauen Waffenrock, durchteilt von einem diagonalen weißen Band, auf dem drei rote Sterne prangten. Steigende gelbe Löwen zierten die beiden blauen Felder, die sich schwarz verfärbten, als er sein Schwert in die ungeschützte Achselhöhle eines französischen Soldaten rammte und das Blut ihm entgegenspritzte. Der Mann zitterte vor Schmerz, versuchte noch, mit seinem Schwert auszuholen, doch dann hieb ein anderer Engländer ihm seinen Streitkolben in das Visier. Der Stahl verformte sich unter dem Schlag, und aus den Ritzen quoll Blut. Ein Pferd, dem jemand die Sehnen durchtrennt hatte, stürzte wiehernd zu Boden. «Zusammenbleiben!», brüllte der Mann in dem bunten Waffenrock seinen Männern zu. «Zusammenbleiben!» Sein Pferd stieg und schlug mit den Hufen nach einem Franzosen, der mit zertrümmertem Helm und Schädel zu Boden ging. Dann bemerkte der Reiter den Herzog, der hilflos neben einem Pferd stand; der schimmernde Plattenpanzer verriet ihm, dass es sich um einen reichen Mann handeln musste, und so ritt er auf ihn zu. Der Herzog wehrte den Schwertstreich mit seinem Schild ab und stieß seinerseits mit der Klinge zu, die jedoch am Beinpanzer seines Gegners abprallte, und dann war der Reiter plötzlich verschwunden.

Einer der Engländer hatte das Pferd seines Anführers weggezogen. Ein Ansturm französischer Reiter galoppierte den Hügel hinunter. Der König hatte sie losgeschickt, in der Hoffnung, den englischen Lord und seine Männer gefangen zu nehmen, und zahllose weitere Franzosen, die beim Turm nichts mehr ausrichten konnten, weil bereits zu viele von ihren Landsleuten damit beschäftigt waren, die Überreste der Garnison zu vernichten, stürmten jetzt auf die Brücke zu. «Zurück!», brüllte der englische Anführer, doch die Dorfstraße und die schmale Brücke waren von Fliehenden

blockiert. Er hätte sich mit Gewalt hindurchdrängen können, doch das hätte bedeutet, seine eigenen Bogenschützen zu töten und in dem panischen Gedränge einige seiner Ritter zu verlieren. Stattdessen sah er sich um und bemerkte einen Pfad, der entlang des Flusses verlief. Vielleicht führte er zum Strand, überlegte er, und von dort könnte er möglicherweise Richtung Osten reiten, um zu den englischen Truppen zurückzukehren.

Die englischen Ritter hieben ihren Pferden die Sporen in die Flanken. Der Pfad war schmal, nur zwei Reiter hatten nebeneinander Platz; zur einen Seite verlief der Ham, zur anderen lag ein schlammiges Sumpfgebiet, doch der Pfad selbst war fest, und die Engländer ritten darauf, bis er sich zu einer höher gelegenen Ebene verbreiterte, auf der sie sich versammeln konnten. Doch fliehen konnten sie nicht. Die Ebene war nahezu eine Insel, erreichbar nur über den Pfad und umgeben von einem Morast aus Schilf und Schlick. Sie saßen in der Falle.

Hundert französische Reiter setzten an, ihnen über den Pfad zu folgen, doch die Engländer waren abgestiegen und hatten einen Schutzwall aus Schilden gebildet, und die Aussicht, sich durch diese massive Wand kämpfen zu müssen, veranlasste die Franzosen, sich lieber wieder dem Turm zuzuwenden, wo der Feind verwundbarer war. Noch immer schossen Bogenschützen von der Brustwehr, doch die Genueser Armbrustschützen erwiderten den Pfeilhagel, und jetzt prallten die Franzosen auf die englischen Soldaten, die sich unten vor dem Turm aufgestellt hatten.

Die Franzosen griffen zu Fuß an. Der Boden war glitschig vom Regen, und die gepanzerten Stiefel verwandelten ihn in eine Schlammwüste, als die Soldaten sich unter lautem Schlachtgebrüll auf die zahlenmäßig unterlegenen Engländer stürzten. Die Engländer hatten ihre Schilde dicht an dicht gelegt und stießen sie vor, um den Angriff abzuwehren. Stahl krachte auf Holz, dann ein Schrei, als

eine Klinge unter den Rand eines Schildes glitt und auf Fleisch traf. Die Männer in der zweiten, hinteren englischen Schlachtreihe schwangen ihre Streitkolben und Schwerter über den Köpfen ihrer Kameraden.
«St. George!», brüllten sie, *«St. George!»*, und die Soldaten warfen sich nach vorn, um die Toten und Sterbenden von ihren Schilden zu stoßen. «Tötet die Bastarde!»

«Tötet sie!», brüllte Geoffrey de Charny seinerseits, und die Franzosen stürmten erneut vor, wenn auch behindert von den Toten und Verwundeten. Diesmal schlossen die Schilde nicht Rand an Rand, und die Franzosen fanden Lücken. Schwerter knallten auf Plattenpanzer, bohrten sich durch Kettenhemden, schlugen Helme ein. Einige Verteidiger versuchten, über den Fluss zu fliehen, doch die Genueser Armbrustschützen verfolgten sie, und es war kein Kunststück, einen mit Kettenpanzer gerüsteten Mann unter Wasser zu halten, bis er ertrank, und dann seinen Leichnam auszurauben. Ein paar von den Flüchtlingen schafften es, bis zum anderen Ufer zu gelangen, wo sich eine englische Schlachtreihe aus Soldaten und Bogenschützen formierte, um jedweden Angriff über den Ham abzuwehren.

Am Fuß des Turms hieb ein Franzose immer wieder mit seiner Streitaxt auf einen Engländer ein. Er zertrümmerte das rechte Schulterstück, hieb durch den Kettenpanzer darunter, schlug auf den Mann ein, bis er am Boden kauerte, und immer weiter, bis die Axt die Brust des Feindes freigelegt hatte und ein Stück weiße Rippe aus dem zerfetzten Fleisch und Panzer ragte. Blut und Schlamm vermischten sich zu einer zähen Masse. Auf jeden Engländer kamen drei Franzosen. Das Tor des Turms war offen gelassen worden, um den Männern eine Rückzugsmöglichkeit zu geben, doch stattdessen drängten sich nun die Feinde hinein. Die letzten Verteidiger außerhalb des Turms wurden niedergemetzelt, während die Angreifer sich die Stufen im Innern hinaufkämpften.

Die Treppe drehte sich für die Hochsteigenden nach rechts, was bedeutete, dass die Verteidiger ihren Schwertarm ohne allzu große Einschränkungen einsetzen konnten, während die Angreifer ständig durch den breiten Mittelpfosten behindert wurden, doch ein französischer Ritter mit einem Kurzspeer stürmte vor und schlitzte einem Engländer den Bauch auf, bevor einer von dessen Kameraden ihn mit einem Schwerthieb über den Sterbenden hinweg tötete. Hier drinnen hatten alle die Visiere hochgeklappt, denn es war dunkel im Turm, und mit dem Stahlgitter vor dem Gesicht konnte niemand etwas sehen, also zielten die Engländer auf die Augen ihrer Feinde. Französische Soldaten zerrten die Toten von den Stufen, wobei ein Teil der Eingeweide liegen blieb, sodass die nächsten beiden Angreifer, die voranstürmten, darauf ausrutschten. Sie parierten die Hiebe der Engländer, bohrten ihnen das Schwert in die Leiste, und unten strömten immer noch mehr Franzosen in den Turm. Ein grauenvoller Schrei hallte durch das Treppenhaus, dann wurde ein weiterer blutverschmierter Leichnam nach unten geschleudert. Wieder waren drei Stufen frei, und die Franzosen schoben sich weiter nach oben. *«Montjoie Saint Denis!»*

Ein Engländer mit einem Schmiedehammer kam die Treppe hinunter und drosch auf die französischen Helme ein. Ein Mann brach mit eingeschlagenem Schädel zusammen, und die anderen wichen zurück, bis einer der Ritter auf den Gedanken kam, sich eine Armbrust zu schnappen und sich damit nach vorn zu schieben, bis er freie Sicht hatte. Der Bolzen bohrte sich dem Engländer mit solcher Wucht in den Mund, dass er im Nacken wieder austrat. Unter wüstem Schlachtgebrüll stürmten die Franzosen vor, trampelten mit ihren von Blut und Innereien verschmierten Stiefeln über den Sterbenden hinweg, bis sie mit gezückten Schwertern am Ende der Treppe ankamen.

Oben versuchten ein Dutzend Engländer, sie wieder hinunterzutreiben, doch von unten drängten immer mehr Franzosen nach, die die Anführer des Angriffs den Schwertern der Verteidiger auslieferten. Die Nachfolgenden kletterten über die Toten und Sterbenden hinweg und vernichteten die Überreste der Garnison. Sämtliche Männer wurden niedergemetzelt. Ein Bogenschütze lebte lange genug, um sich die Finger abhacken und die Augen ausstechen zu lassen, und er schrie noch immer, als er über die Zinnen auf die darunter wartenden Schwerter geworfen wurde.

Die Franzosen jubelten. Der Turm war ein Schlachthaus, aber auf der Brustwehr würde das französische Banner flattern. Aus den Gräben der Engländer waren Gräber geworden. Die Sieger begannen bereits, den Toten die Kleider vom Leib zu reißen, um nach Münzen zu suchen, als ein Fanfarenstoß erschallte.

Es waren immer noch Engländer auf der französischen Seite des Flusses: ein Reitertrupp, der auf einer Landzunge festsaß.

Das Töten war noch nicht vorbei.

Die *St. James* ankerte vor dem Strand südlich von Calais und brachte ihre Passagiere mit Ruderbooten an Land. Drei der Passagiere, alle in Kettenhemden, hatten so viel Gepäck, dass sie zwei Männer von der Besatzung der *St. James* bezahlten, damit diese es zum englischen Lager trugen. Dort angekommen, machten die drei sich auf die Suche nach dem Earl of Northampton. Einige der Häuser in dem Lager hatten zwei Stockwerke, und über den Türen hingen die Schilder von Schuhmachern, Waffenschmieden, Sattlern, Obsthändlern, Bäckern und Fleischern. Es gab Bordelle und Kirchen, Wahrsagerbuden und Schankstuben. Kinder spielten auf den Straßen. Einige hatten kleine Bogen und schossen mit stumpfen Pfeilen auf

herumstreunende Hunde. Die Quartiere der Edelmänner waren an ihren Flaggen zu erkennen, und in den Eingängen standen mit Kettenpanzern gerüstete Wachen. Am Rand des Marschlandes lag ein Friedhof, in dessen feuchten Gräbern die Männer, Frauen und Kinder ruhten, die dem Fieber zum Opfer gefallen waren, das in den Sümpfen von Calais umging.

Das Quartier des Earl of Northampton war ein großer, hölzerner Bau unweit des Zeltes, an dem die königliche Flagge gehisst war, und zwei der Männer, der jüngste und der älteste, blieben mit dem Gepäck dort, während der dritte nach Nieulay hinüberging. Man hatte ihm gesagt, dass der Earl mit einigen seiner Männer zur französischen Armee hinübergeritten war. «Die Bastarde hocken da drüben auf den Hügeln und bohren sich in der Nase», hatte der Steward des Earls berichtet, «und da wollte Seine Lordschaft mal ein bisschen Unruhe stiften. Langweilt sich wohl, der Gute.» Sein Blick war auf die große Holztruhe gefallen, die die beiden Männer bewachten. «Was ist da denn drin?»

«Nasenpopel», hatte der große Mann erwidert, dann hatte er seinen langen schwarzen Bogen geschultert, seine Pfeiltasche genommen und war gegangen.

Sein Name war Thomas. Manchmal Thomas von Hookton, manchmal auch Thomas der Bastard, und wenn er ganz förmlich sein wollte, konnte er sich auch Thomas Vexille nennen, doch das tat er nur selten. Die Vexilles waren eine Adelsfamilie aus der Gascogne, und Thomas von Hookton war der illegitime Sohn eines geflohenen Vexille, weshalb er weder ein Edelmann noch ein Vexille war und erst recht kein Gascogner. Er war ein englischer Bogenschütze.

Thomas zog die Blicke auf sich, als er durch das Lager ging. Er war groß. Unter dem Rand seines Stahlhelms schaute schwarzes Haar hervor. Er war noch jung, aber der Krieg hatte seine Spuren hinterlassen. Er hatte ein hageres

Gesicht, dunkle, wache Augen und eine lange Nase, die bei einem Kampf gebrochen und schief wieder angewachsen war. Sein Kettenpanzer war matt von der weiten Reise, und darunter trug er ein ledernes Wams, schwarze Beinlinge und lange schwarze Reitstiefel ohne Sporen. An seiner linken Seite hing ein Schwert in einer Scheide aus schwarzem Leder, auf seinem Rücken eine Provianttasche und an seiner rechten Hüfte eine weiße Pfeiltasche. Er humpelte leicht, was den Gedanken nahelegte, dass er in einer Schlacht verletzt worden war, doch in Wirklichkeit hatte ihm ein Geistlicher die Verletzung zugefügt, und zwar im Namen Gottes. Die Narben der Folterung waren unter seinen Kleidern verborgen, abgesehen von denen an seinen Händen, die verkrümmt und knotig waren, aber noch immer einen Bogen spannen konnten. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, und sein Beruf war das Töten.

Er kam an den Zelten der Bogenschützen vorbei. Die meisten von ihnen waren mit Trophäen geschmückt. An einem Pfosten hing ein französischer Brustpanzer aus massivem Stahl, der von einem Pfeil durchbohrt war, um allen zu zeigen, was Bogenschützen Rittern zufügen konnten. Ein Stück weiter hing ein ganzes Bündel von abgeschnittenen Pferdeschweifen. Ein rostiger, eingerissener Kettenpanzer war mit Stroh ausgestopft, an einen jungen Baum gehängt und mit Pfeilen gespickt worden. Jenseits der Zelte begann das Marschland, das nach fauligem Abwasser stank. Thomas ging weiter und sah zu den französischen Truppen auf der Anhöhe im Süden hinüber. Es waren verdammt viele. Jetzt konnte er die Brücke und den kleinen Weiler dahinter sehen, und hinter ihm strömten Männer aus dem Lager und nahmen Schlachtaufstellung ein, um die Brücke zu verteidigen, denn die Franzosen griffen den kleinen englischen Außenposten am anderen Flussufer an. Thomas sah, wie sie den Abhang hinunterströmten, und er sah auch einen

kleinen Reitertrupp, vermutlich der Earl mit seinen Männern. Irgendwo in der Ferne hinter ihm feuerte eine englische Kanone ein Geschoss gegen die ramponierte Stadtmauer von Calais. Der Donner hallte über die Marschen und verebbte, übertönt vom Waffengeklirr aus den englischen Gräben.

Thomas beeilte sich nicht. Es war nicht sein Kampf. Dennoch nahm er den Bogen von der Schulter und schnürte ihn. Ihm fiel auf, wie leicht es ging. Der Bogen war alt; er ermüdete. Der schwarze Eibenstab, einst vollkommen gerade, war jetzt leicht gebogen. Er war der Sehne gefolgt, wie die Bogenschützen sagten, und Thomas wusste, es war an der Zeit, eine neue Waffe zu fertigen. Doch für ein paar Franzosenseelen würde der alte Bogen mit dem silbernen Abzeichen, auf dem ein merkwürdiges Tier zu sehen war, das einen Kelch in den Klauen hielt, allemal noch reichen.

Er sah nicht, wie die englischen Reiter auf die Flanke des französischen Angriffs zustürmten, weil die halb verfallenen Häuser von Nieulay das kurze Gefecht verbargen. Doch er sah sehr wohl, wie kurz darauf die englischen Soldaten auf die Brücke zurannten, um ihren mordlustigen Angreifern zu entkommen, und wie die Reiter am gegenüberliegenden Ufer ein Stück oberhalb Richtung Meer ritten. Er folgte ihnen auf der englischen Seite des Flusses, verließ den befestigten Weg und sprang von Grasbüschel zu Grasbüschel, so gut es ging, landete jedoch bisweilen in Pfützen oder auf schlammigem Grund, in dem seine Stiefel beinahe stecken blieben. Schließlich kam er beim Fluss an. Die herannahende Flut wirbelte schlammiges Wasser landeinwärts, und der Wind roch nach Salz und Verwesung.

Dann erblickte er den Earl. Der Earl of Northampton war der Mann, dem Thomas diente, ein Herr mit lockerem Zügel und großzügiger Börse. Der Earl beobachtete die siegreichen Franzosen, wohl wissend, dass sie ihn

angreifen würden. Einer seiner Soldaten war abgestiegen und suchte nach einem Pfad, der fest genug war, um die schweren Pferde zum Fluss hinunterzuführen. Etwa zehn weitere Männer knieten oder standen auf dem Pfad, bereit, einen französischen Angriff mit Schild und Schwert zurückzuschlagen. Und drüben im Weiler, wo die letzten Soldaten der Garnison getötet waren, wandten sich die Franzosen blutgierig den auf der Landzunge eingeschlossenen Engländern zu.

Thomas watete in den Fluss, den Bogen hoch über dem Kopf, denn eine nasse Sehne verlor jede Spannung, und stemmte sich gegen den Sog der Flut. Das Wasser stieg ihm bis zur Hüfte, dann erreichte er das schlammige Ufer und lief zu den Soldaten, die kampfbereit auf die französischen Angreifer warteten.

Die ersten Franzosen kamen. Ein Dutzend von ihnen näherte sich zu Pferd über den Pfad, während rechts und links von ihnen Fußsoldaten durch den Sumpf wateten. Thomas beachtete diese Männer nicht – sie würden eine Weile brauchen, bis sie festen Boden erreichten –, sondern begann, auf die Reiter zu schießen.

Er schoss, ohne nachzudenken. Ohne zu zielen. Das Schießen war sein Leben, seine Berufung, sein Stolz. Man nehme einen Bogen, größer als ein Mann, aus Eibenholz gefertigt, und lege Pfeile aus Eschenholz darauf, gelenkt von Gänsefedern und bewaffnet mit einer scharfen Stahlspitze. Da der große Bogen bis zum Ohr gespannt wurde, war es zwecklos, mit dem Auge zu zielen. Doch nach jahrelangem Üben wusste ein Mann, wohin sein Pfeil fliegen würde, und Thomas schoss in einem irrwitzigen Tempo, ein Pfeil alle drei bis vier Herzschläge. Die weißen Federn flirrten über die Marsch, und die langen, stählernen Spitzen bohrten sich durch Kettenpanzer und Leder in französische Leiber, Brustkörbe und Oberschenkel. Sie trafen mit dem dumpfen Geräusch einer Axt, die sich in

Fleisch gräbt, und brachten den Angriff der Reiter zum Erliegen. Die vordersten zwei rangen mit dem Tod, ein dritter war in der Leiste getroffen, und die Männer dahinter kamen nicht an den Verwundeten vorbei, weil der Weg zu schmal war, also nahm Thomas sich die Fußsoldaten vor. Wenn einer von ihnen den Schild hob, um seinen Oberkörper zu schützen, schoss Thomas auf die Beine. Der Bogen war zwar alt, aber er tat immer noch seinen Dienst. Thomas war über eine Woche auf See gewesen, und er spürte, wie seine Rückenmuskeln schmerzten, als er die Sehne spannte. Selbst bei seinem abgenutzten Bogen brauchte er dafür genauso viel Kraft, als wenn er einen ausgewachsenen Mann mit einer Hand hochhob, und all diese Kraft ging in den Pfeil. Einer der Franzosen versuchte, durch den Morast zu reiten, doch sein schweres Streitross rutschte auf dem glitschigen Boden aus. Thomas wählte einen Pfeil mit breiter, mit Widerhaken versehener Spitze, die die Eingeweide und Adern des Pferdes aufreißen würde, schoss tief und sah, wie das Tier erbebte. Dann zog er einen spitzen Pfeil aus dem Boden und zielte damit auf einen Fußsoldaten, der sein Visier hochgeklappt hatte. Thomas wartete nicht ab, ob seine Pfeile ihr Ziel trafen, er schoss, nahm einen neuen Pfeil und schoss erneut, und die Sehne peitschte gegen den Hornschutz, den er am linken Handgelenk trug. Früher hatte er seinen Arm nie geschützt, sondern den brennenden Schmerz der Sehne genossen, aber die Folterungen des Dominikaners hatten dicke Narben an seinem linken Unterarm hinterlassen, sodass er die Haut jetzt mit einer Hornscheibe schützen musste.

Der Dominikaner war tot.

Noch sechs Pfeile. Die Franzosen wichen zurück, aber sie waren noch nicht besiegt. Sie brüllten nach Armbrustschützen und weiteren Soldaten, und im Gegenzug schob Thomas seine beiden Sehnenfinger

zwischen die Lippen und stieß einen gellenden Pfiff aus. Ein hoher und ein tiefer Ton, dreimal im Wechsel, kurze Pause, dann dasselbe noch einmal, und schon liefen die ersten Bogenschützen auf den Fluss zu. Einige gehörten zu dem Trupp aus Nieulay, der über die Brücke geflohen war, andere lösten sich aus der englischen Schlachtreihe, denn es war das Signal, dass einer ihrer Kameraden Hilfe brauchte.

Thomas nahm seine sechs Pfeile und blickte über die Schulter. Einige von den Reitern des Earls hatten einen Pfad zum Fluss hinunter gefunden und führten ihre mit schweren Kettenpanzern geschützten Pferde durch das wirbelnde Wasser. Es würde noch eine Weile dauern, bis alle am anderen Ufer waren, aber die Bogenschützen wateten jetzt auf der anderen Seite ins Wasser, und diejenigen, die Nieulay am nächsten waren, schossen bereits auf die Armbrustschützen, die ihrerseits zur Verstärkung heraneilten. Von den Hügeln von Sangatte stürmten weitere Reiter herbei, wütend, dass die englischen Ritter zu entfliehen versuchten. Zwei von ihnen galoppierten in das Sumpfgebiet, wo ihre Pferde in dem trügerischen Grund den Halt verloren. Thomas legte einen seiner letzten Pfeile auf die Sehne, ließ den Bogen jedoch wieder sinken. Der Morast würde die beiden Männer verschlingen, dafür brauchte er keinen Pfeil zu verschwenden.

Hinter ihm erklang eine Stimme. «Thomas, nicht wahr?»

«Mylord.» Thomas riss sich den Helm vom Kopf und beugte das Knie.

«Du bist nicht ungeschickt mit dem Bogen», sagte der Earl mit leiser Ironie.

«Übung, Mylord.»

«Und eine gewisse Bosheit, schätze ich», erwiderte der Earl und bedeutete Thomas aufzustehen. Der Earl war ein kleiner Mann mit mächtiger Brust und einem

wettergegerbten Gesicht, von dem seine Bogenschützen sagten, es sehe aus wie der Hintern eines Bullen. Dennoch schätzten sie ihn, denn er war ein Kämpfer, gerecht und ebenso hart wie jeder einzelne von seinen Männern. Er war ein Freund des Königs, aber auch ein Freund eines jeden, der sein Abzeichen trug. Er gehörte nicht zu denen, die andere in die Schlacht schickten und selbst in sicherer Entfernung blieben; er war vom Pferd gestiegen und hatte seinen Helm abgenommen, damit die Nachhut ihn erkannte und wusste, dass er sich ebenso in Gefahr begab wie sie. «Ich dachte, du wärst in England», sagte er zu Thomas.

«Das war ich auch», erwiderte Thomas auf Französisch, da er wusste, dass dem Earl diese Sprache angenehmer war. «Danach war ich in der Bretagne.»

«Und jetzt rettest du mich.» Der Earl grinste und entblößte dabei seine Zahnlücken. «Wie wär's zum Dank mit einem Humpen Ale?»

«So viel, Mylord?»

Der Earl lachte. «Wir haben uns wohl ziemlich blamiert, was?» Er sah zu den Franzosen hinüber, die nun, da gut hundert englische Bogenschützen am Flussufer aufgereiht waren, zögerten, einen weiteren Vorstoß zu versuchen. «Wir dachten, wir könnten vierzig von ihnen zu einem Ehrengefecht drüben beim Dorf herausfordern, und dann stürmt ihre halbe verfluchte Armee auf uns zu. Gibt es Neuigkeiten von Will Skeat?»

«Tot, Mylord. Er starb im Kampf um La Roche-Derrien.»

Das Gesicht des Earls wurde ernst, und er bekreuzigte sich. «Armer Will. Bei Gott, ich habe ihn wirklich gern gehabt. Der beste Soldat, den ich je gekannt habe.» Er sah Thomas an. «Und das andere. Bringst du es mir?»

Er meinte den Gral. «Ich bringe Euch Gold, Mylord», sagte Thomas. «Aber das andere nicht.»

Der Earl klopfte Thomas auf die Schulter. «Wir reden später.» Dann wandte er sich zu seinen Männern und erhob die Stimme. «Zurück! Alle zurück!»

Die Männer seiner Nachhut, deren Pferde bereits am anderen Ufer in Sicherheit waren, liefen zum Fluss und wateten hindurch. Thomas folgte ihnen, und der Earl war der Letzte, der mit gezücktem Schwert in die wirbelnden Fluten trat. Die Franzosen, denen ihre kostbare Beute entwischt war, verhöhnten seinen Rückzug.

Und damit war der Kampf für diesen Tag vorüber.

Die französische Armee blieb nicht. Die Garnison von Nieulay war vernichtet, aber selbst die Heißblütigsten unter den Rittern wussten, dass sie mehr nicht ausrichten konnten. Die Engländer waren zu viele. Tausende von Bogenschützen warteten nur darauf, dass die Franzosen den Fluss überquerten und sie zur Schlacht herausforderten, also kehrten Philippes Männer den mit Leichen gefüllten Gräben von Nieulay und den windumtosten Hügeln von Sangatte den Rücken, und am nächsten Tag ergab sich die Stadt Calais. König Edwards erster Impuls war, sämtliche Einwohner abzuschlachten, sie entlang der Wassergräben aufzureihen und jedem einzelnen den Kopf vom ausgemergelten Körper zu schlagen, doch seine hohen Fürsten wandten ein, dass die Franzosen dann mit jeder englisch besetzten Stadt in der Gascogne oder in Flandern ebenso verfahren würden, wenn sie sie zurückeroberten, und so beschränkte der König sich widerstrebend darauf, nur sechs Einwohner zu töten.

Sechs Männer, hohlwangig und in Büßerhemden gekleidet, wurden mit Stricken um den Hals aus der Stadt gebracht. Alle sechs waren wohlhabende und angesehene Bürger, Kaufleute oder Ritter, genau die Art von Männern, die Edward von England elf Monate lang Widerstand

geleistet hatten. Auf den Händen trugen sie Kissen mit den Schlüsseln der Stadt, die sie dem König zu Füßen legten. Dann streckten sie sich bäuchlings vor dem hölzernen Podest aus, auf dem der König und die Königin von England sowie die hohen Würdenträger ihres Reiches saßen. Die sechs Männer flehten um ihr Leben, doch der König war wütend. Sie hatten ihm getrotzt, und so wurde der Henker gerufen, doch wiederum mahnten ihn seine Fürsten, eine solche Tat werde Vergeltungsmaßnahmen nach sich ziehen, und die Königin höchstpersönlich ging vor ihrem Gatten auf die Knie und bat ihn, die sechs Männer zu verschonen. Edward knurrte, überlegte eine Weile, während die sechs reglos zu seinen Füßen lagen, dann ließ er sie leben.

Den halb verhungerten Bürgern wurden Nahrungsmittel gebracht, aber davon abgesehen zeigte der König keine Gnade. Alle mussten die Stadt verlassen, sie durften nichts mitnehmen außer den Kleidern, die sie am Leib trugen, und selbst die wurden durchsucht, damit niemand Münzen oder Edelsteine durch die englischen Linien schmuggeln konnte. Eine leere Stadt mit Häusern für achttausend Menschen, mit Lagerhäusern, Läden und Schankstuben, mit einem Hafen, einer Zitadelle und Wassergräben gehörte England. «Ein Tor nach Frankreich», freute sich der Earl of Northampton. Er hatte sich ein Haus ausgesucht, das einem der sechs Bürger gehört hatte, der jetzt wie ein Bettler mit seiner Familie durch die Pikardie zog. Es war ein prachtvolles Steinhaus unterhalb der Zitadelle, mit Blick auf den Hafen, in dem jetzt lauter englische Schiffe lagen. «Wir werden die Stadt mit guten Engländern besiedeln», sagte der Earl. «Möchtest du hier leben, Thomas?»

«Nein, Mylord.»

«Ich auch nicht», gab der Earl zu. «Die Stadt ist ein Schweinestall, umgeben von Sumpf. Aber immerhin gehört

sie uns. Wonach steht dir denn der Sinn, mein junger Freund?»

Es war Morgen, drei Tage nach der Kapitulation der Stadt, und die beschlagnahmten Reichtümer von Calais wurden bereits unter den Siegern verteilt. Der Earl war reicher, als er erwartet hatte, denn die große Truhe, die Thomas aus der Bretagne mitgebracht hatte, war mit Gold- und Silbermünzen gefüllt, die er nach der Schlacht bei La Roche-Derrien im Lager von Charles de Blois erbeutet hatte. Ein Drittel davon gehörte Thomas' Herrn, und die Männer des Earls hatten die Münzen gezählt und wiederum ein Drittel seines Anteils für den König beiseitegelegt.

Thomas hatte seine Geschichte erzählt, wie er auf Geheiß des Earls nach England gegangen war, um in der Vergangenheit seines verstorbenen Vaters nach einem Hinweis auf den Gral zu suchen. Das Einzige, was er gefunden hatte, war ein Buch mit Aufzeichnungen von seinem Vater, einem Pfarrer, in dem es unter anderem auch um den Gral ging. Doch Vater Ralph hatte einen unsteten Geist gehabt und Träume nicht immer von der Wirklichkeit unterscheiden können, und Thomas war aus den Schriften nicht klug geworden. Dann hatte der Dominikaner, der Thomas gefoltert hatte, das Buch an sich genommen, doch zuvor war eine Kopie angefertigt worden, und nun saß ein junger englischer Geistlicher in dem neuen, sonnendurchfluteten Zimmer des Earls oberhalb des Hafens und studierte diese Kopie.

«Wonach mir der Sinn steht?», wiederholte Thomas. «Ich möchte Bogenschützen anführen.»

«Gott weiß, ob es überhaupt noch einen Ort gibt, an den du sie führen könntest», erwiderte der Earl düster. «Edward spricht davon, Paris anzugreifen, aber dazu wird es nicht kommen. Es wird eine Waffenruhe geben. Wir werden uns ewige Freundschaft schwören, und dann gehen

wir nach Hause und wetzen unsere Schwerter.» Es raschelte leise, als der Geistliche eine Seite umblätterte. Vater Ralph hatte auf Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Französisch geschrieben, und offenkundig beherrschte der Geistliche alle diese Sprachen. Gelegentlich machte er sich Notizen auf einem Stück Pergament. Unten auf dem Kai wurden Bierfässer entladen, und das Rumpeln der mächtigen Tonnen auf dem Pflaster hallte wie Donner herauf. Oben auf der Zitadelle wehte die Flagge des englischen Königs mit seinen Leoparden und Lilien, und darunter das französische Banner, auf den Kopf gedreht, als Zeichen der Verachtung. Neben der Tür des Zimmers standen zwei Männer, Thomas' Gefährten, und warteten darauf, dass der Earl sie in das Gespräch einbezog. «Wer weiß, ob es überhaupt noch Arbeit für Bogenschützen gibt», fuhr der Earl fort. «Abgesehen vom Bewachen der Festungen. Und darauf bist du versessen?»

«Das ist alles, was ich kann, Mylord: Bogenschießen.» Thomas sprach normannisches Französisch, die Sprache des englischen Adels, die sein Vater ihm beigebracht hatte. «Und ich habe Geld, Mylord.» Damit meinte er, dass er jetzt in der Lage war, selbst Bogenschützen zu rekrutieren, ihnen Pferde zu geben und sie in den Dienst des Earls zu stellen, was den Earl nicht nur nichts kostete, sondern obendrein bedeutete, dass ihm ein Drittel all dessen zustand, was sie erbeuteten.

Auf diese Weise hatte sich Will Skeat, der von einfacher Geburt war, einen Namen gemacht. Der Earl schätzte solche Männer, profitierte von ihnen, und so nickte er beifällig. «Aber wohin willst du sie führen?», fragte er.

Der junge Geistliche meldete sich von seinem Tisch am Fenster zu Wort. «Der König zöge es vor, wenn der Gral gefunden würde.»

«Sein Name ist John Buckingham», stellte der Earl den Geistlichen vor, «und er ist Großkämmerer, was dir

vielleicht nicht viel sagt, Thomas, aber es bedeutet, dass er direkt dem König untersteht und vermutlich Erzbischof von Canterbury wird, bevor er dreißig ist.»

«Das glaube ich kaum, Mylord», sagte der Geistliche.

«Und natürlich will der König, dass der Gral gefunden wird», sagte der Earl. «Das wollen wir alle. Ich will das verdammte Ding in der Westminster Abbey stehen sehen! Ich will, dass der verfluchte französische König auf den Knien rutscht, um es anbeten zu dürfen. Ich will, dass Pilger aus der ganzen Christenheit kommen und uns ihr Gold bringen. Bei allen Heiligen, Thomas, existiert das elende Ding? Hatte dein Vater es in seinem Besitz?»

«Ich weiß es nicht, Mylord.»

«Du bist ja wirklich eine große Hilfe», knurrte der Earl. John Buckingham blickte auf seine Notizen. «Du hast einen Vetter, Guy Vexille?»

«Ja», sagte Thomas.

«Und er sucht den Gral?»

«Indem er mich sucht», sagte Thomas. «Aber ich weiß nicht, wo er ist.»

«Aber er suchte den Gral bereits, bevor er wusste, dass es dich gibt», hob der junge Geistliche hervor. «Was darauf schließen lässt, dass er etwas weiß, das wir nicht wissen. Ich würde empfehlen, Mylord, diesen Guy Vexille zu suchen.»

«Dann wären wir wie zwei Hunde, die den Schwanz des anderen jagen», bemerkte Thomas sarkastisch.

Der Earl bedeutete Thomas mit einer Handbewegung zu schweigen. Der Geistliche sah wieder auf seine Notizen. «Und so unverständlich diese Aufzeichnungen sind», sagte er missbilligend, «es gibt immerhin einen Lichtblick. Sie scheinen zu bestätigen, dass der Gral in Astarac war. Dass er dort versteckt war.»

«Und wieder von dort entwendet», wandte Thomas ein.

«Wenn du etwas Wertvolles verlierst», sagte Buckingham geduldig, «wo beginnst du mit deiner Suche? Doch wohl dort, wo es zuletzt gesehen wurde. Wo liegt Astarac?»

«In der Gascogne», sagte Thomas. «In der Grafschaft Berat.»

«Ah!», sagte der Earl, sichtlich überrascht, doch mehr kam nicht.

«Und warst du schon in Astarac?», fragte Buckingham. Obgleich er noch sehr jung war, besaß er eine Autorität, die nicht nur mit seiner Stellung als Großkämmerer des Königs zu tun hatte.

«Nein.»

«Dann würde ich vorschlagen, du begibst dich dorthin», sagte der Geistliche, «und siehst dich gründlich um. Wenn du bei deiner Suche genügend Lärm machst, wird dein Vetter dir vermutlich folgen, und dann kannst du herausfinden, was er weiß.» Er lächelte, als habe er damit das Problem gelöst.

Stille trat ein. Nur einer der Jagdhunde des Earls kratzte sich in der Zimmerecke, und draußen auf dem Kai stieß ein Matrose eine Salve von Flüchen aus, die selbst den Teufel hätte erröten lassen. «Ich kann Guy nicht allein gefangen nehmen», protestierte Thomas, «und Berat hat unserem König nicht den Lehnseid geschworen.»

«Offiziell», sagte Buckingham, «untersteht Berat dem Grafen von Toulouse, und das bedeutet derzeit dem König von Frankreich. Somit ist der Graf von Berat eindeutig ein Feind.»

«Bisher ist noch keine Waffenruhe unterzeichnet», sagte der Earl zögernd.

«Und das wird auch noch einige Tage dauern», bestätigte Buckingham.

Der Earl sah Thomas an. «Du willst Bogenschützen?»

«Am liebsten die Männer von Will Skeat, Mylord.»

«Sie würden dir sicher folgen», sagte der Earl, «aber du kannst keine Soldaten anführen, Thomas.» Er meinte damit, dass Thomas, der noch jung und nicht von adliger Abstammung war, zwar die nötige Autorität besaß, um Bogenschützen anzuführen, doch Soldaten betrachteten sich als höherrangig und würden ihn nicht als Anführer akzeptieren. Will Skeat, der aus noch einfacheren Verhältnissen stammte als Thomas, war es gelungen, aber er war auch wesentlich älter und erfahrener gewesen.

«Ich kann Soldaten anführen», verkündete einer der beiden Männer neben der Tür.

Thomas stellte die beiden vor. Derjenige, der gesprochen hatte, war ein älterer Mann, einäugig, voller Narben und hart wie Stahl. Sein Name war Guillaume d'Evecque. Er hatte einst ein Lehen in der Normandie besessen, bis sein eigener König sich gegen ihn gewandt hatte, und nun war er ein besitzloser Krieger und Thomas' Freund. Der andere, ein jüngerer Mann, war ebenfalls ein Freund: Robbie Douglas, ein Schotte, der im Jahr zuvor bei Durham in Gefangenschaft geraten war. «Bei den Knochen Christi», sagte der Earl, als er von Robbies Situation erfuhr, «du müsstest doch längst dein Lösegeld beisammenhaben, oder?»

«Ich hatte es, Mylord», gestand Robbie, «aber ich habe es wieder verloren.»

«Verloren?»

Da Robbie nur betreten zu Boden starrte, erklärte Thomas die Sache. «Beim Würfelspiel.»

Der Earl schüttelte fassungslos den Kopf, dann wandte er sich d'Evecque zu. «Ich habe von Euch gehört», sagte er, und es war als Kompliment gemeint. «Ich weiß, dass Ihr Soldaten anführen könnt, aber wem untersteht Ihr?»

«Niemandem, Mylord.»

«Dann kann ich Euch meine Soldaten nicht geben», sagte der Earl herausfordernd und wartete.

D’Evecque zögerte. Er war ein stolzer Mann, fünfunddreißig Jahre alt und kriegserfahren, und er hatte sich seinen Ruf vor allem im Kampf gegen die Engländer erworben. Doch nun besaß er weder Land, noch hatte er einen Lehnsherrn, und er galt kaum mehr als ein Vagabund. So trat er schließlich vor den Earl, kniete nieder und hob seine Hände wie im Gebet. Der Earl legte seine Hände um die von d’Evecque. «Schwört Ihr, mir treu und ergeben zu folgen, mein Lehnsmann zu sein und niemandem sonst zu dienen?»

«Ich schwöre es», sagte Guillaume d’Evecque ernst. Der Earl bedeutete ihm, sich zu erheben, und die beiden Männer tauschten einen Kuss auf die Lippen.

«Ich fühle mich geehrt», sagte der Earl und schlug d’Evecque auf die Schulter, dann wandte er sich wieder zu Thomas. «Damit kannst du eine ordentliche Truppe zusammenstellen. Wie viele Männer brauchst du? Fünfzig, die Hälfte Bogenschützen?»

«Fünfzig Mann in einem abgelegenen, feindlichen Lehen?» Thomas sah ihn erstaunt an. «Die überleben keinen Monat, Mylord.»

«O doch», sagte der Earl und erklärte, weshalb er so überrascht gewesen war, als er erfahren hatte, dass Astarac in der Grafschaft Berat lag. «Vor vielen Jahren, als du noch an der Brust deiner Mutter lagst, besaß meine Familie Land in der Gascogne. Wir haben es verloren, aber niemals offiziell darauf verzichtet, und somit gibt es in Berat drei oder vier Festungen, auf die ich einen rechtmäßigen Anspruch habe.» John Buckingham, der sich wieder über Vater Ralphs Aufzeichnungen gebeugt hatte, zog skeptisch die Augenbraue hoch, sagte jedoch nichts. «Erobere eine dieser Festungen», sagte der Earl.

«Plündere, geh auf Raubzug, dann werden sich dir Männer anschließen.»

«Andere werden uns bekämpfen», bemerkte Thomas ruhig.

«Und Guy Vexille wird einer davon sein», sagte der Earl. «Das ist deine Gelegenheit, Thomas. Ergreife sie und verschwinde von hier, bevor die Waffenruhe unterzeichnet wird.»

Thomas überlegte einen Moment. Was der Earl vorschlug, klang wie der reine Irrsinn. Er sollte mit einer kleinen Truppe in den tiefen französischen Süden ziehen, eine Festung erobern und verteidigen, seinen Vetter gefangen nehmen, Astarac finden, es durchsuchen und möglichst noch den Gral auftreiben. Nur ein Tor würde eine solche Aufgabe annehmen, aber die Alternative war, hier mit all den anderen Bogenschützen zu versauern. «Ich werde es tun, Mylord.»

«Gut. Dann seht zu, dass ihr in die Gänge kommt!» Der Earl führte Thomas zur Tür, doch als Robbie und d'Evecque auf der Treppe waren, nahm er ihn noch einmal kurz beiseite. «Lass den Schotten hier», mahnte er Thomas.

«Warum, Mylord? Er ist ein Freund.»

«Er ist ein verfluchter Schotte, und ich traue denen nicht. Das sind alles gottverdammte Diebe und Lügner. Schlimmer als die Franzosen. Wessen Gefangener ist er?»

«Lord Outhwaites.»

«Und Outhwaite lässt ihn mit dir reisen? Das erstaunt mich. Wie dem auch sei, schick deinen schottischen Freund zurück zu Outhwaite und lass ihn dort vor sich hin schimmeln, bis seine Familie das Lösegeld aufgetrieben hat. Ich will nicht, dass ein verdammter Schotte England den Gral wegschnappt. Hast du mich verstanden?»

«Ja, Mylord.»

«Guter Mann.» Der Earl klopfte Thomas auf den Rücken. «Jetzt geh und bring uns Ruhm.»

Leichter gesagt als getan, dachte Thomas. Er glaubte nicht, dass der Gral existierte. Er wünschte es sich, er hätte den Worten seines Vaters gern Glauben geschenkt, doch sein Vater war bisweilen verrückt und voll boshaften Schalks gewesen, und Thomas wollte nichts anderes sein als ein Bogenschütze und ein ebenso guter Anführer wie Will Skeat. Doch dieses nutzlose Unterfangen gab ihm die Gelegenheit, eine eigene Truppe aufzustellen, sie anzuführen und somit seinen Traum zu verwirklichen. Also würde er sich auf die Suche nach dem Gral machen und abwarten, was geschah.

Er begab sich zum englischen Lager und rührte die Trommel. Der Friede nahte, doch Thomas von Hookton brachte Männer zusammen und zog in den Krieg.

TEIL 1

DIE GESPIELIN DES TEUFELS

Der Graf von Berat war alt, fromm und belesen. Er hatte fünfundsechzig Jahre gelebt und rühmte sich gern, dass er sein Lehen während der letzten vier Jahrzehnte nicht mehr verlassen hatte. Sein Sitz war die große Festung von Berat. Sie stand auf einem Kalkfelsen oberhalb der Stadt, um die sich der gleichnamige Fluss schlängelte, der das Lehen so fruchtbar machte. Es brachte Oliven, Trauben, Birnen, Pflaumen, Gerste und Frauen hervor, und der Graf schätzte sie alle. Er hatte fünfmal geheiratet, jede neue Frau jünger als ihre Vorgängerin, doch keine hatte ihm ein Kind geschenkt. Er hatte nicht einmal einen Bastard mit einer Milchmagd gezeugt, obwohl er es weiß Gott oft genug versucht hatte.

Diese Kinderlosigkeit hatte den Grafen zu dem Schluss gebracht, dass Gottes Fluch auf ihm lastete, und so hatte er sich im Alter mit Geistlichen umgeben. Die Stadt besaß eine Kathedrale und achtzehn Kirchen sowie den dazugehörigen Bischof und zahlreiche Kanoniker und Pfarrer, und in der Nähe des Osttores hatte der Dominikanerorden ein Haus. Der Graf schenkte der Stadt zwei weitere Kirchen und ließ hoch oben auf dem Hügel im Westen, jenseits des Flusses und der Weingüter, ein Kloster errichten. Er stellte einen Kaplan ein und erstand für ein Vermögen eine Handvoll von dem Stroh aus der Krippe, in der das Jesuskind nach seiner Geburt gelegen hatte. Der Graf ließ einen Schrein aus Kristall, Gold und Edelsteinen anfertigen, stellte die

Reliquie auf den Altar der Burgkapelle und betete jeden Tag zu ihr, doch selbst dieser heilige Glücksbringer half nicht. Seine fünfte Ehefrau war siebzehn, drall und gesund, aber ebenso unfruchtbar wie die anderen.

Zunächst vermutete der Graf, man habe ihn beim Kauf des heiligen Strohs betrogen, doch sein Kaplan versicherte ihm, die Reliquie komme aus dem Papstpalast in Avignon, und präsentierte ihm ein Schreiben, unterzeichnet vom Heiligen Vater, in dem bestätigt wurde, dass das Stroh in der Tat aus der Krippe des Gottessohnes stammte. Daraufhin ließ der Graf seine neue Ehefrau von vier anerkannten Ärzten untersuchen, doch alle vier verkündeten, ihr Urin sei klar, ihr Leib gesund, und ihr Appetit ließe nichts zu wünschen übrig. Da beschloss der Graf, bei der Suche nach einem Erben auf seine eigenen Kenntnisse zurückzugreifen. Hippokrates hatte die Wirkung von Bildern bei der Empfängnis beschrieben, und so ließ der Graf einen Maler kommen, der die Wände der ehelichen Schlafkammer mit Darstellungen der Jungfrau und ihrem Kind verzierte; außerdem aß er rote Bohnen und sorgte dafür, dass seine Räume gut geheizt waren. Nichts half. Es war nicht seine Schuld, das wusste der Graf. Er hatte Gerstensamen in zwei Töpfe gesteckt und den einen mit dem Urin seiner Frau gegossen, den anderen mit seinem eigenen. Beide hatten Sämlinge hervorgebracht, und das bewies nach Ansicht der Ärzte, dass sowohl der Graf wie auch die Gräfin fruchtbar waren.

Das, so hatte der Graf geschlossen, konnte nur bedeuten, dass ein Fluch auf ihm lastete. Er wandte sich noch stärker der Religion zu, denn er wusste, er hatte nicht mehr viel Zeit. Laut Aristoteles endete die Zeugungsfähigkeit des Mannes mit siebzig, und so blieben dem Grafen nur noch fünf Jahre, um das Wunder zu bewerkstelligen. Dann, eines Herbstmorgens, wurden seine Gebete erhört, obgleich er es zu diesem Zeitpunkt noch nicht erkannte.

Kirchenmänner kamen aus Paris. Drei Priester und ein Mönch erschienen in Berat, und sie überbrachten einen Brief von Louis Bessières, Kardinalerzbischof von Livorno, päpstlicher Legat am Hofe Frankreichs. Der Brief war höflich, respektvoll und drohend. «Es ist uns bekannt», hatte der Kardinalerzbischof in elegantem Latein geschrieben, «dass Ihr eine große Vorliebe für Schriften sowohl heidnischer wie christlicher Abkunft hegt, und daher ersuchen wir Euch, um der Liebe Christi willen und zur Stärkung Seines Königreichs, unserem Bruder Jerôme, einem jungen Mönch von höchster Gelehrsamkeit, Einsicht in Eure Archive zu gewähren.» Dagegen war grundsätzlich nichts einzuwenden, denn der Graf von Berat besaß in der Tat eine Bibliothek und eine Sammlung von Manuskripten, die vermutlich die größte in der Gascogne, wenn nicht gar im ganzen südlichen Abendland war, doch der Brief erklärte nicht, weshalb der Kardinalerzbischof sich so für die Archive der Burg interessierte. Und die Anspielung auf die heidnischen Schriften war eindeutig eine Drohung. Wenn Ihr Euch meinem Wunsch widersetzt, sagte der Kardinalerzbischof damit, werde ich die heiligen Spürhunde der Dominikaner und Inquisitoren auf Euer Lehen ansetzen, und sie werden feststellen, dass die heidnischen Schriften zur Ketzerei anstiften. Dann würden die Verhöre und Verbrennungen beginnen, und obgleich der Graf davon nicht persönlich betroffen wäre, würde er sich Ablässe erkaufen müssen, um seine Seele vor der Verdammnis zu bewahren. Die Geldgier der Kirche war unersättlich, und jeder wusste, dass der Graf von Berat reich war. Der Graf hatte also großes Interesse daran, den Kardinalerzbischof nicht gegen sich aufzubringen, aber dennoch wollte er wissen, weshalb Seine Eminenz sich auf einmal für Berat interessierte.

Aus diesem Grund hatte der Graf Vater Roubert, den Prior der Dominikaner von Berat, in den großen Saal der Burg

bestellt, der schon lange nicht mehr für Festmahle genutzt wurde, sondern mit endlosen Regalen ausgestattet war, in denen alte Dokumente und kostbare, in geöltes Leder eingeschlagene Manuskripte lagerten.

Vater Roubert war erst zweiunddreißig Jahre alt und der Sohn eines Gerbers, und er verdankte seinen Aufstieg in der Kirche der Protektion des Grafen. Er war sehr groß und sehr ernst, und sein schwarzes Haar war so kurz geschnitten, dass es den Grafen an die harten Bürsten erinnerte, mit denen die Waffenschmiede die Rüstungen polierten. Trotz des schönen Morgens war Vater Roubert verärgert. «Ich habe morgen etwas in Castillon d’Arbizon zu erledigen», sagte er, «und ich muss in spätestens einer Stunde aufbrechen, wenn ich die Stadt noch bei Tageslicht erreichen will.»

Der Graf ignorierte Vater Rouberts unhöflichen Ton. Der Dominikaner behandelte den Grafen gern wie seinesgleichen, eine Unverschämtheit, die der Graf hinnahm, weil sie ihn amüsierte. «Ihr habt etwas in Castillon d’Arbizon zu erledigen?», fragte er, dann erinnerte er sich. «Ach ja, natürlich. Die Verbrennung der Begine, nicht wahr?»

«Ganz recht.»

«Sie wird auch ohne Euch brennen, Vater», sagte der Graf. «Und der Teufel wird ihre Seele holen, ob Ihr dort seid, um zu frohlocken, oder nicht.» Er musterte den Dominikaner forschend. «Oder bereitet es Euch eine besondere Freude, Frauen brennen zu sehen?»

«Es ist meine Pflicht», erwiderte Vater Roubert steif.

«Ach ja, Eure Pflicht. Natürlich. Eure Pflicht.» Stirnrunzelnd blickte der Graf auf das Schachbrett vor ihm auf dem Tisch und überlegte, ob er einen Bauern vorsetzen oder einen Läufer zurückziehen sollte. Er war ein kleiner, korpulenter Mann mit rundem Gesicht und kurzgeschorenem Bart. Er trug fast immer eine wollene

Haube auf seinem kahlen Kopf, und selbst im Sommer sah man ihn selten ohne einen pelzgefütterten Mantel. Seine Finger wiesen stets Tintenflecken auf, sodass er eher wie ein penibler Schreiber aussah denn wie der Herr eines großen Lehens. «Aber Ihr seid mir verpflichtet, Roubert», wies er den Dominikaner zurecht. «Hier, lest.» Er gab dem Prior den Brief des Kardinalerzbischofs und beobachtete den Mönch, während dieser das lange Schreiben las. «Er schreibt ein kunstvolles Latein, nicht wahr?», sagte der Graf.

«Er hat einen Sekretär mit einer entsprechenden Ausbildung», entgegnete Vater Roubert knapp, dann musterte er eingehend das große Siegel, um sich zu vergewissern, dass der Brief echt war. «Es heißt», sagte der Dominikaner, nunmehr voller Respekt, «Kardinal Bessières gelte als möglicher Nachfolger des Heiligen Vaters.»

«Also sollte man ihn besser nicht brüskieren?»

«Man sollte überhaupt keinen Kirchenmann brüskieren», erwiderte Vater Roubert pikiert.

«Vor allem nicht einen, der möglicherweise Papst wird», schloss der Graf. «Aber was genau will er?»

Vater Roubert trat zu einem der Fenster aus Hornplatten, die nur diffuses Licht ins Innere ließen, aber dafür vor Regen, Vögeln und kalten Winterwinden schützten. Er hob die mit Blei verbundenen Platten aus dem Rahmen und sog die Luft ein, die hier oben in der Burg wunderbar frisch und frei vom Latrinengestank der Stadt war. Es war Herbst, und in der Luft hing ein leichter Duft nach gepressten Trauben. Roubert mochte diesen Duft. Er wandte sich wieder zu dem Grafen um. «Ist der Mönch hier?»

«In einer Gästekammer», sagte der Graf «Er ruht sich aus. Der junge Mann war sehr nervös. Er hat sich formvollendet vor mir verneigt, aber er wollte mir nicht sagen, wonach der Kardinal sucht.»

Ein lautes Poltern unten im Innenhof veranlasste Vater Roubert, erneut aus dem Fenster zu sehen. Er musste sich weit vorlehnen, denn selbst hier oben in einer Höhe von vierzig Fuß waren die Wände beinahe fünf Fuß dick. Ein Reiter in voller Rüstung war gerade auf die Übungsfigur im Hof zugaloppiert, und seine Lanze hatte den hölzernen Schild mit solcher Wucht getroffen, dass der ganze Aufbau zusammengebrochen war. «Euer Neffe spielt», sagte er und richtete sich wieder auf.

«Mein Neffe und seine Freunde üben», korrigierte der Graf den Dominikaner.

«Er täte besser daran, sich um seine Seele zu kümmern», bemerkte Vater Roubert säuerlich.

«Er hat keine Seele, er ist Soldat.»

«Ein Turniersoldat», sagte der Mönch verächtlich.

Der Graf zuckte die Achseln. «Es genügt nicht, reich zu sein, Vater. Ein Mann muss auch stark sein, und Joscelyn ist mein starker Arm.» Er sprach mit Nachdruck, obwohl er in Wirklichkeit Zweifel hatte, ob sein Neffe ein geeigneter Erbe für Berat war. Aber wenn er keinen eigenen Sohn hatte, musste das Lehen an einen seiner Neffen gehen, und Joscelyn war vermutlich noch der Beste aus einer nutzlosen Brut. Was ihm wiederum in Erinnerung rief, dass er dringend einen Erben brauchte. «Ich habe Euch hierhergebeten» – er sagte mit Bedacht «gebeten» und nicht «befohlen» –, «weil ich hoffte, dass Ihr mir Aufschluss über die Absichten Seiner Eminenz geben könntet.»

Der Mönch blickte erneut auf den Brief des Kardinals. «Archive», sagte er nachdenklich.

«Das Wort ist mir auch aufgefallen.» Der Graf trat vom offenen Fenster weg. «Es zieht, Vater.»

Widerstrebend schloss der Dominikaner das Hornfenster. Er wusste, dass der Graf aus seinen Büchern gelernt hatte, ein Mann müsse sich warm halten, um fruchtbar zu sein,

und er fragte sich, wie die Völker in den nördlichen Ländern es schafften, sich fortzupflanzen. «Offenbar interessiert sich der Kardinal nicht für Eure Bücher», sagte er, «sondern für die Urkunden des Lehens.»

«Ja, so sieht es aus. Zweihundert Jahre Steueraufzeichnungen – Bruder Jerôme wird seine Freude haben, die zu entziffern.» Der Graf lachte leise.

Der Prior schwieg eine Weile. Das Klirren von Schwertern hallte von den Burgmauern wider, während der Neffe des Grafen mit seinen Freunden im Hof übte. Wenn Joscelyn erbt, dachte Vater Roubert, wird er all diese Bücher und Dokumente verbrennen. Er trat zum Kamin, in dem ein kräftiges Feuer brannte, obwohl es draußen nicht kalt war, und er dachte an das Mädchen, das am nächsten Morgen in Castillon d'Arbizon verbrannt werden sollte. Sie war eine Ketzerin, eine üble Kreatur, die Gespielin des Teufels, und er erinnerte sich an ihre Qualen, als er das Geständnis aus ihr herausgefoltert hatte. Er wollte sehen, wie sie brannte, wollte die Schreie hören, die ihre Ankunft an den Toren der Hölle verkündeten, und je schneller er die Fragen des Grafen beantwortete, desto eher konnte er sich auf den Weg machen.

«Ihr verbergt etwas, Roubert», bemerkte der Graf, bevor der andere etwas sagen konnte.

Der Dominikaner hasste es, mit seinem einfachen Vornamen angesprochen zu werden. Es erinnerte ihn daran, dass der Graf ihn schon als Kind gekannt und für seine Erziehung bezahlt hatte. «Ich verberge gar nichts», protestierte er.

«Dann erklärt mir, weshalb ein Kardinalerzbischof einen Mönch nach Berat schickt.»

Der Ordensbruder wandte sich zu ihm um. «Muss ich Euch daran erinnern, dass Astarac jetzt zu Eurem Lehen gehört?»

Der Graf starrte Vater Roubert verständnislos an, dann begriff er. «Gütiger Gott», seufzte er. Er bekreuzigte sich und kehrte zu seinem Sessel zurück. Er betrachtete das Schachbrett, kratzte sich unter seiner Wollhaube und blickte dann wieder zu dem Dominikaner. «Doch nicht wieder die alte Geschichte?»

«Es kursieren Gerüchte», sagte Vater Roubert von oben herab. «Bernard de Taillebourg, ein angesehenes Mitglied unseres Ordens, wurde dieses Jahr in der Bretagne getötet. Er suchte etwas. Man hat uns nie gesagt, was, aber den Gerüchten zufolge hat er sich mit einem Mitglied der Familie Vexille eingelassen.»

«Allmächtiger», sagte der Graf. «Warum habt Ihr mir das nicht schon eher gesagt?»

«Soll ich Euch mit jeder zweifelhaften Geschichte belästigen, die in den Wirtshäusern erzählt wird?», gab Vater Roubert zurück.

Der Graf antwortete nicht. Er dachte an die Vexilles, die ehemaligen Grafen von Astarac. Einst waren sie mächtig gewesen, die Herren ausgedehnter Ländereien, aber die Familie hatte sich in die Häresie der Katharer verstrickt. Als die Kirche diese Plage mit dem Feuer ausgetrieben hatte, waren die Vexilles zu ihrer letzten Festung geflohen, der Burg von Astarac, und dort waren sie vernichtet worden. Die meisten hatten den Tod gefunden, doch einigen war es gelungen zu fliehen, sogar bis ins ferne England, wie der Graf gehört hatte. Das zerstörte Astarac, in dem nur noch Raben und Füchse hausten, war dem Lehen Berat zugeteilt worden, und wenig später waren die ersten Gerüchte aufgekommen, die Vexilles hätten einst die sagenumwobenen Schätze der Katharer gehütet und unter diesen Schätzen sei auch der Heilige Gral gewesen. Der Grund, weshalb Vater Roubert nichts von den neuen Gerüchten erwähnt hatte, war natürlich der, dass er selbst den Gral finden wollte, bevor irgendjemand anders es tat.

Nun, das würde er ihm verzeihen. Der Graf ließ den Blick über den Saal schweifen. «Der Kardinalerzbischof glaubt also, irgendwo in alldem sei der Gral zu finden?» Er deutete auf seine Bücher und Schriften.

«Louis Bessières», sagte der Dominikaner, «ist ein gieriger, rücksichtsloser und ehrgeiziger Mann. Er wird die ganze Welt auf den Kopf stellen, um den Gral zu finden.»

Da begriff der Graf. Er begriff das Muster seines Lebens. «Gab es da nicht eine Geschichte», überlegte er laut, «dass der Hüter des Grals verflucht ist, solange er Gott den Kelch nicht zurückgibt?»

«Alles Unfug», sagte Vater Roubert verächtlich.

«Und wenn der Gral hier ist, Vater, selbst wenn er verborgen ist, bin ich sein Hüter.»

«Wenn.» Der Dominikaner zuckte abschätzig die Achseln.

«Also hat Gott mich verflucht», sagte der Graf staunend, «weil ich unwissentlich Seinen Schatz hüte und Ihm nicht die angemessene Verehrung zuteil werden lasse.» Er schüttelte den Kopf. «Er hat mir einen Sohn vorenthalten, weil ich Ihm den Kelch Seines Sohnes vorenthalten habe.» Er warf dem jungen Ordensbruder einen überraschend harten Blick zu. «Existiert er, Vater?»

Der Prior zögerte, dann nickte er widerstrebend. «Möglich ist es.»

«Dann sollten wir dem Mönch die Erlaubnis geben zu suchen», sagte der Graf. «Aber wir müssen dafür sorgen, dass wir das Gesuchte vor ihm finden. Ihr werdet die Archive durchsehen, Vater Roubert, und nur die Urkunden an Bruder Jerôme weitergeben, in denen nicht von Reliquien, Schätzen oder gar dem Gral die Rede ist. Habt Ihr verstanden?»

«Ich werde meinen Ordensmeister um Erlaubnis ersuchen, diese Aufgabe zu erfüllen», erwiderte Vater Roubert steif.

«Ihr werdet gar nichts suchen außer dem Gral!» Der Graf schlug auf die Armlehne seines Sessels. «Ihr werdet sofort anfangen, Roubert, und nicht eher aufhören, als bis Ihr jedes einzelne Stück Pergament auf diesen Regalen durchgesehen habt. Oder wäre es Euch lieber, wenn ich Eure Mutter und Eure Brüder und Schwestern aus ihren Häusern vertriebe?»

Vater Roubert rang mit seinem Stolz, doch er war kein Dummkopf, und so verneigte er sich nach kurzem Zögern. «Ich werde die Dokumente durchsuchen, Herr», sagte er demütig.

«Und zwar jetzt gleich», beharrte der Graf.

«Wie Ihr wünscht, Herr», sagte Vater Roubert und seufzte, weil er nun nicht sehen würde, wie das Mädchen brannte.

«Und ich werde Euch helfen», erklärte der Graf enthusiastisch. Kein Kardinalerzbischof würde Berat den heiligsten Schatz auf Erden und im Himmel nehmen. Der Graf würde ihn als Erster finden.

Es dämmerte bereits, als der Dominikanermönch in Castillon d'Arbizon eintraf, und der Wachmann wollte gerade das Westtor schließen. In einem großen Kohlenbecken unter dem Torbogen hatten die Wachleute ein Feuer entzündet, um sich zu wärmen, denn die Herbstnacht versprach kühl zu werden. Fledermäuse schwirrten um die halb ausgebesserten Stadtmauern und den Turm der Burg, die oben auf dem Hügel von Castillon d'Arbizon thronte.

«Gott sei mit Euch, Vater», sagte einer der Wachmänner, als er den hochgewachsenen Mönch passieren ließ, doch er sprach Okzitanisch, die Sprache des Südens, und der Mönch verstand ihn nicht. Er lächelte nur vage und schlug das Kreuz, dann hob er den Saum seiner Kutte und ging die steile Hauptstraße entlang, die zur Burg hinaufführte. Ein

paar junge Frauen, die ihr Tagwerk beendet hatten, kamen ihm entgegen, und einige kicherten, denn der Mönch war ein gut aussehender Mann, obwohl er leicht hinkte. Er hatte struppiges schwarzes Haar, ein markantes Gesicht und dunkle Augen. Eine Hure stand in der Tür eines Gasthauses und rief ihm etwas zu, was dröhnendes Gelächter bei ein paar Männern hervorrief, die draußen an einem Tisch saßen und tranken. Ein Fleischer trat aus seinem Laden und leerte einen Holzeimer auf die Straße, sodass mit Blut vermischtes Wasser in den Rinnstein spritzte, und über ihm keifte eine Frau, die sich aus dem Fenster gebeugt hatte, um ihre Wäsche an einem langen Stab zum Trocknen aufzuhängen, ihren Nachbarn an. Unten am Ende der Straße wurde das Stadttor geschlossen, und der eiserne Riegel fiel mit einem dumpfen Knall in seine Halterung.

Der Mönch beachtete nichts von alldem. Er ging zielstrebig auf die Kirche St. Sardos zu, die sich neben die helle Burgmauer duckte, und als er dort angekommen war, kniete er sich vor die Altarstufen, bekreuzigte sich und warf sich dann auf den Steinfliesen nieder. Eine schwarz gekleidete Frau, die am Seitenaltar der heiligen Agnes betete, bekreuzigte sich ihrerseits, aufgeschreckt durch die bedrohliche Gegenwart des Geistlichen, und verließ eilends die Kirche. Der Mönch blieb auf der obersten Altarstufe liegen und wartete.

Ein Büttel, bekleidet mit dem grau-roten Wappenrock von Castillon d’Arbizon, hatte gesehen, wie der Mönch die Straße hinaufging. Ihm war aufgefallen, dass die Kutte des Dominikaners alt und geflickt, der Geistliche selbst aber jung und kräftig war, und so hatte er sich auf die Suche nach dem obersten Ratsherrn der Stadt gemacht. Der Ratsherr hatte sich den pelzbesetzten Hut auf das graue Haar gedrückt und dem Büttel befohlen, zwei weitere Bewaffnete zu besorgen, während er selbst zu Vater

Medous eilte, um ihn und eines seiner zwei Bücher zu holen. Die fünf Männer trafen sich vor der Kirche, und der Ratsherr drängte die Neugierigen zurück, die sich bereits eingefunden hatten. «Es gibt nichts zu sehen», verkündete er wichtigtuerisch.

Doch das stimmte nicht. Ein Fremder war nach Castillon d’Arbizon gekommen, und jeder Fremde bot schließlich Anlass zu Misstrauen. Also blieben die Leute und schauten zu, wie der Ratsherr seine grau-rote Amtsrobe mit dem Besatz aus Hasenfell anlegte und den drei Bütteln befahl, die Kirchentür zu öffnen.

Was erwarteten die Leute? Dass ein Teufel aus St. Sardos herausgesprungen kam? Ein riesiges, verkohltes Ungeheuer mit knisternden schwarzen Flügeln, einem gespaltenen Schwanz und einer Rauchwolke im Gefolge? Stattdessen betraten der Pfarrer, der Ratsherr und zwei der Büttel die Kirche, während der dritte Büttel mit dem Amtsstab, der das Stadtwappen trug – einen Falken mit einer Roggengarbe –, die Tür bewachte. Die Menge wartete. Die Frau, die aus der Kirche geflohen war, sagte, der Mönch bete. «Aber er sieht böse aus», fügte sie hinzu. «Wie der Teufel», und hastig bekreuzigte sie sich erneut.

Als der Pfarrer, der Ratsherr und die beiden Wachen in die Kirche kamen, lag der Dominikaner noch immer bäuchlings vor dem Altar, die Arme seitwärts ausgebreitet, sodass sein Körper ein Kreuz bildete. Er musste die genagelten Stiefel hinter sich gehört haben, aber er rührte sich nicht.

«Paire?», sagte der Pfarrer von Castillon d’Arbizon nervös. Er sprach Okzitanisch, und der Mönch antwortete nicht. «Vater?», wiederholte er auf Französisch.

«Ihr seid Dominikaner?» Der Ratsherr war zu ungeduldig, um die Reaktion auf Vater Medous’ zögerlichen Versuch abzuwarten. «Antwortet mir!» Er sprach ebenfalls Französisch und in einem strengen Tonfall, wie es sich für

den obersten Bürger von Castillon d’Arbizon geziemte. «Seid Ihr Dominikaner?»

Der Mönch betete noch eine Weile, legte die Hände über dem Kopf zusammen und verharrte einen kurzen Moment in dieser Haltung, dann erhob er sich und wandte sich zu den vier Männern um.

«Ich habe einen weiten Weg hinter mir», sagte er gebieterisch, «und brauche ein Bett, etwas zu essen und Wein.»

Der Ratsherr wiederholte seine Frage. «Ihr seid Dominikaner?»

«Ich folge dem Weg des heiligen Dominikus», bestätigte der Mönch. «Der Wein muss nicht gut sein, ich esse das, was Eure Ärmsten essen, und als Bett genügt mir Stroh.»

Der Ratsherr zögerte, denn der Mönch war groß, unübersehbar kräftig und ein wenig einschüchternd, doch dann besann er sich darauf, dass er ein wohlhabender und angesehener Bürger von Castillon d’Arbizon war, und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. «Ihr seid sehr jung für einen Dominikaner», sagte er misstrauisch.

«Es dient dem Ruhme Gottes», erwiderte der Mönch herablassend, «wenn junge Männer das Kreuz wählen anstelle des Schwertes. Ich kann in einem Stall schlafen.»

«Euer Name?», fragte der Ratsherr.

«Thomas.»

«Ein englischer Name!» In der Stimme des Ratsherrn lag Bestürzung, und obgleich die beiden Wachen nichts verstanden hatten, richteten sie ihre langen Stöcke auf den Fremden.

«*Tomas*, wenn es Euch lieber ist», sagte der Mönch, augenscheinlich ungerührt, obwohl die beiden Büttel drohend einen Schritt auf ihn zukamen. «Es ist mein Taufname», erklärte er, «und der Name des armen Jüngers, der an der Göttlichkeit unseres Herrn zweifelte. Wenn Ihr

keine solchen Zweifel hegt, dann beneide ich Euch, und ich werde zu Gott beten, dass er mir ebensolche Gewissheit schenkt.»

«Ihr seid Franzose?», fragte der Ratsherr.

«Ich bin Normanne», erwiderte der Dominikaner, dann nickte er. «Ja, ich bin Franzose.» Er wandte sich zu dem Pfarrer. «Sprecht Ihr Französisch?»

«Ja.» Der Pfarrer klang nervös. «Ein wenig.»

«Gestattet Ihr mir dann, heute Abend in Eurem Haus zu speisen, Vater?»

Der Ratsherr ließ Vater Medous nicht antworten, sondern befahl ihm, dem Mönch das Buch zu geben. Es war sehr alt, wurmzerfressen und in schwarzes Leder eingeschlagen.

Der Dominikaner nahm es und löste den Einband. «Was wollt Ihr von mir?»

«Lest aus dem Buch.» Dem Ratsherrn war aufgefallen, dass die Hände des Mönchs vernarbt und seine Finger verkrümmt waren – Spuren, die eher zu einem Soldaten passten als zu einem Geistlichen. «Lest mir vor!», befahl er.

«Könnt Ihr nicht selbst lesen?», fragte der Mönch spöttisch.

«Ob ich lesen kann oder nicht», sagte der Ratsherr, «braucht Euch nicht zu kümmern. Aber ob Ihr lesen könnt, junger Mann, kümmert uns sehr wohl, denn wenn Ihr es nicht könnt, seid Ihr auch kein Geistlicher. Also lest mir vor.»

Der Dominikaner zuckte die Achseln, schlug eine beliebige Seite auf und betrachtete sie schweigend. Sofort wurde der Ratsherr misstrauisch und hob die Hand, um den beiden Bütteln ein Zeichen zu geben, doch dann begann der Mönch plötzlich laut zu lesen. Er hatte eine wohlklingende Stimme, klar und kräftig, und die lateinischen Worte klangen wie Musik, als sie von den bemalten Wänden der Kirche widerhallten. Nach einer Weile bedeutete der

Ratsherr ihm zu schweigen und sah Vater Medous fragend an. «Nun?»

«Er liest gut», sagte Vater Medous kleinlaut. Sein eigenes Latein war nicht sonderlich gut, und er mochte nicht zugeben, dass er längst nicht alles verstanden hatte, doch er war sicher, dass der Dominikaner lesen konnte.

«Wisst Ihr, welches Buch das ist?», fragte der Ratsherr streng.

«Ich nehme an, es handelt sich um das Leben des heiligen Gregorius. Wie Ihr zweifellos erkannt habt» – in der Stimme des Dominikaners lag leiser Spott –, «beschreibt die Passage die Pestilenz, die über jene hereinbricht, die Gott, ihrem Herrn, zuwiderhandeln.» Er schlug das Buch wieder in das schwarze Leder ein und reichte es dem Pfarrer. «Ihr kennt das Buch vermutlich unter dem Namen Flores Sanctorum?»

«In der Tat.» Der Pfarrer nahm das Buch und nickte dem Ratsherrn zu.

Doch der war noch nicht endgültig überzeugt. «Was ist mit Euren Händen passiert?», fragte er. «Und mit Eurer Nase? War sie gebrochen?»

«Als Kind schlief ich beim Vieh», erwiderte der Mönch und streckte seine Hände aus. «Ein Ochse hat mich niedergetrampelt. Und meine Nase brach, als meine Mutter mich mit einer Pfanne schlug.»

Diese alltäglichen Kindheitsunfälle waren dem Ratsherrn vertraut, und er entspannte sich sichtlich. «Ihr werdet verstehen, Vater», sagte er zu dem Mönch, «dass wir Fremden gegenüber Vorsicht walten lassen müssen.»

«Vorsicht vor den Dienern Gottes?», fragte der Dominikaner sarkastisch.

«Wir mussten uns vergewissern», erklärte der Ratsherr. «Auch kam eine Nachricht, dass Engländer in der Gegend unterwegs sind, aber niemand weiß, wo.»

«Es herrscht doch Waffenruhe», wandte der Mönch ein.

«Wann haben sich die Engländer je an eine Waffenruhe gehalten?», gab der Ratsherr zurück.

«Wer weiß, ob es überhaupt Engländer sind», sagte der Dominikaner verächtlich. «Heutzutage wird doch jede Räuberbande als Engländer bezeichnet. Ihr habt Männer», er deutete auf die beiden Büttel, die kein Wort des französischen Gesprächs verstanden, «und Ihr habt Kirchen und Priester, also warum solltet Ihr Euch vor Räubern fürchten?»

«Es waren Engländer», beharrte der Ratsherr. «Sie trugen Kriegsbogen.»

«Was nichts an der Tatsache ändert, dass ich einen langen Weg hinter mir habe und hungrig, durstig und müde bin.»

«Vater Medous wird sich Eurer annehmen», sagte der Ratsherr. Er gab den Wachen ein Zeichen, ihm zu folgen, und verließ die Kirche. «Es gibt keinen Grund zur Sorge», verkündete er den Leuten. «Unser Besucher ist ein Mönch. Ein Gottesmann.»

Die kleine Ansammlung löste sich auf. Die Nacht brach herein, und Dunkelheit legte sich über den Kirchturm und die Mauern der Burg. Ein Mönch war nach Castillon d’Arbizon gekommen, und die kleine Stadt lag in Frieden da.

Der Gottesmann verspeiste eine Portion Kohl, Bohnen und gepökelten Speck. Er erzählte Vater Medous, er habe eine Pilgerreise nach Santiago de Compostela in Spanien gemacht, um am Grab des heiligen Jakobus zu beten, und nun sei er auf dem Weg nach Avignon, um neue Anweisungen von seinen Obersten zu empfangen. Er sei keinen Räubern begegnet, weder Engländern noch anderen.

«Wir haben seit vielen Jahren keine Engländer mehr gesehen», erwiderte Vater Medous und bekreuzigte sich hastig, um das Böse abzuwenden, das er gerade erwähnt hatte, «aber es ist noch gar nicht so lange her, dass sie hier geherrscht haben.» Der Mönch war über sein Essen gebeugt und schien nicht sonderlich interessiert. «Wir haben sogar Steuern an sie gezahlt», fuhr Vater Medous fort, «aber dann sind sie fortgegangen, und jetzt unterstehen wir dem Grafen von Berat.»

«Ich hoffe doch, er ist ein gottesfürchtiger Mann?», sagte Bruder Thomas.

«O ja, sehr», bestätigte Vater Medous. «Er hat Stroh aus der Krippe in Bethlehem in seiner Kirche. Das würde ich gerne einmal sehen.»

«Und die Burg wird von seinen Männern bewacht?», fragte der Mönch, ohne auf das Stroh und die Jesuskrippe einzugehen.

«Ganz recht.»

«Nehmen sie an der Messe teil?»

Vater Medous zögerte, offenkundig versucht zu lügen, entschied sich dann jedoch für eine Halbwahrheit. «Einige von ihnen.»

Bruder Thomas legte seinen hölzernen Löffel beiseite und fixierte den Priester mit einem strengen Blick. «Wie viele sind es? Und wie viele davon gehen zur Messe?»

Vater Medous war nervös. Alle Priester wurden nervös, wenn Dominikaner auftauchten, denn die Mönche waren Gottes unbarmherzige Krieger im Kampf gegen die Ketzerei, und wenn dieser Mann seinen Obersten berichtete, die Bewohner von Castillon d'Arbizon ließen es an Frömmigkeit mangeln, würde womöglich die Inquisition mit ihren Folterwerkzeugen die Stadt heimsuchen. «Es sind zehn», sagte Vater Medous, «und sie sind alle gute Christen. Genau wie die Menschen hier in der Stadt.»

Bruder Thomas blickte skeptisch drein. «Alle?»

«Sie tun ihr Bestes», sagte Vater Medous loyal, «aber …» Er verstummte, erschrocken über sich selbst, weil er zu einer Einschränkung angesetzt hatte. Um sein Zögern zu überspielen, trat er zu dem bescheidenen Feuer und legte ein Scheit nach. Der Wind fauchte in den Kamin und blies eine Rauchwolke in den kleinen Raum. «Nordwind», sagte Vater Medous. «Er bringt die erste kalte Nacht dieses Herbstes. Der Winter ist nicht mehr fern.»

«Aber?» Der Dominikaner hatte das Zögern bemerkt.

Vater Medous seufzte und setzte sich wieder hin. «Da ist ein Mädchen. Eine Ketzerin. Sie stammt nicht aus Castillon d'Arbizon, dem Himmel sei Dank, aber sie ist nach dem Tod ihres Vaters hiergeblieben. Sie ist eine Begine.»

«Ich hätte nicht gedacht, dass es so weit im Süden Beginen gibt», sagte der Mönch. Beginen und Begarden waren Bettler, aber nicht einfach nur irgendein lästiges Völkchen, sondern Ketzer, die die Kirche verleugneten und die Notwendigkeit zu arbeiten. Sie behaupteten, da Gott alle Dinge erschaffen habe, sollte allen Menschen alles gehören. Um sich gegen solche Irrlehren zu schützen, verbrannte die Kirche diese Ketzer, wo immer sie sie fand.

«Sie ziehen von Ort zu Ort», erklärte Vater Medous. «Das Mädchen wollte hierbleiben, aber wir haben sie zum Tribunal des Bischofs geschickt, und sie wurde schuldig gesprochen. Jetzt ist sie wieder hier.»

«Sie ist wieder hier?» Der Mönch klang schockiert.

«Für die Verbrennung», erklärte Vater Medous hastig. «Sie wurde zurückgeschickt, um von der weltlichen Macht verbrannt zu werden. Der Bischof will, dass die Leute sie sterben sehen, damit sie wissen, dass das Böse aus ihrer Mitte vertrieben ist.» Bruder Thomas runzelte die Stirn. «Ihr sagt, diese Begine wurde der Ketzerei schuldig

gesprochen und hierhergeschickt, um verbrannt zu werden – warum ist sie dann noch am Leben?»

«Die Verbrennung ist für morgen angesetzt», erwiderte der Pfarrer eilends. «Eigentlich hätte Vater Roubert heute eintreffen sollen. Er ist Dominikaner, wie Ihr, und er war derjenige, der die Ketzerei des Mädchens aufgedeckt hat. Vielleicht ist er krank? Aber er hat mir einen Brief geschickt, in dem er genau beschreibt, wie das Feuer gemacht werden soll.»

Bruder Thomas zog eine herablassende Miene. «Alles, was man dazu braucht, ist ein Haufen Scheite, ein Pfahl, Anmachholz und eine Ketzerin. Was ist daran so kompliziert?»

«Vater Roubert wünscht ausdrücklich, dass wir dünne Zweige nehmen und dass sie aufrecht angeordnet werden.» Der Pfarrer illustrierte die Anweisungen, indem er seine Finger wie Spargelstangen zusammenpresste. «Zweigbündel, hat er geschrieben, und alle gen Himmel gerichtet. Sie dürfen nicht flach liegen. Das hat er ausdrücklich betont.»

Der Dominikanermönch lächelte. «Damit das Feuer schön hell brennt, aber nicht zu heiß, nicht wahr? Sie soll langsam sterben.»

«Es ist Gottes Wille.»

«Langsam und qualvoll», sagte der Mönch genüsslich. «Das ist in der Tat Gottes Wille, was Ketzer betrifft.»

«Und ich habe den Scheiterhaufen so vorbereitet, wie er es angeordnet hat», fügte Vater Medous schwach hinzu.

«Sehr gut. Das Mädchen hat nichts Besseres verdient.» Der Mönch wischte seinen Teller mit einem Stück Brot aus. «Ich werde ihrem Tod mit Freude beiwohnen und dann weiterziehen.» Er bekreuzigte sich. «Ich danke Euch für dieses Essen.»

Vater Medous wies zum Kamin, neben dem er ein paar Decken bereitgelegt hatte. «Ihr könnt gerne hier schlafen.»

«Das werde ich, Vater», sagte der Mönch, «aber zuvor möchte ich zum heiligen Sardos beten, obgleich ich noch nie von ihm gehört habe. Könnt Ihr mir sagen, wer er ist?»

«Ein Ziegenhirte», erwiderte Vater Medous. Er war sich nicht sicher, ob es Sardos überhaupt gegeben hatte, aber die Leute aus der Gegend beteuerten seine Existenz und verehrten ihn schon seit vielen Generationen. «Er erblickte das Lamm Gottes auf dem Hügel, auf dem die Stadt jetzt steht. Ein Wolf bedrohte es, Sardos rettete das Tier, und Gott belohnte ihn, indem er Gold auf ihn herabregnen ließ.»

«Wie es einer solchen Tat angemessen ist», sagte der Mönch und stand auf. «Kommt Ihr mit und leistet mir beim Beten Gesellschaft?»

Vater Medous unterdrückte ein Gähnen. «Ich würde ja gerne, aber –»

«Ich bestehe nicht darauf», sagte Bruder Thomas großzügig. «Lasst Ihr die Tür unverriegelt?»

«Meine Tür ist immer offen», erwiderte der Pfarrer. Eine Woge der Erleichterung überkam ihn, als sein unbequemer Gast sich unter dem Türsturz hindurchbeugte und im Dunkel verschwand.

Die Hausmagd des Pfarrers stand lächelnd in der Küchentür. «Gut aussehender Kerl für einen Mönch. Bleibt er über Nacht?»

«Ja.»

«Dann schlafe ich wohl besser in der Küche», sagte die Magd. «Ihr wollt ja sicher nicht, dass der Dominikaner Euch um Mitternacht zwischen meinen Beinen findet. Er würde uns gleich mit der Begine auf den Scheiterhaufen werfen.» Lachend kam sie herein, um den Tisch abzuräumen.

Der Mönch ging nicht zur Kirche, sondern ein Stück die Straße hinunter zur nächsten Schankstube und stieß die

Tür auf. Der Lärm im Innern erstarb allmählich, und nach und nach richteten sich alle Blicke auf das strenge Gesicht des Mönchs. Als Stille eingetreten war, erschauerte er, als entsetze ihn das feuchtfröhliche Treiben, dann trat er zurück auf die Straße und schloss die Tür. Das Schweigen hielt noch einen Moment an, dann ertönte Gelächter. Einige der Männer vermuteten, der junge Geistliche habe nach einer Dirne Ausschau gehalten, andere meinten, er habe nur die falsche Tür erwischt, aber bald hatten sie ihn wieder vergessen.

Der Mönch hinkte wieder den Hügel hinauf zu St. Sardos, betrat das Heiligtum des Ziegenhirten jedoch nicht, sondern schlüpfte in den Schatten eines Mauerpfeilers. Dort wartete er, unsichtbar und still, und lauschte auf die wenigen nächtlichen Geräusche von Castillon d'Arbizon. Aus der Schankstube drangen Gesang und Gelächter, doch ihn interessierten mehr die Schritte des Wächters, der auf der Stadtmauer patrouillierte, die sich unmittelbar hinter der Kirche mit den mächtigeren Befestigungen der Burg vereinte. Die Schritte kamen auf ihn zu, hielten ein kleines Stück vor ihm an und entfernten sich dann wieder. Der Mönch zählte leise bis tausend, aber der Wächter tauchte nicht wieder auf. Er zählte erneut bis tausend, diesmal auf Lateinisch, und als über ihm noch immer Stille herrschte, ging er zu der Holztreppe, die auf die Mauer hinaufführte. Die Stufen knarzten unter seinem Gewicht, doch niemand schien es zu hören. Oben angekommen, duckte er sich neben den hohen Burgturm, dank seiner schwarzen Robe unsichtbar, trotz der Mondsichel, die am Himmel stand. Er blickte an der Mauer entlang, die ein Stück dem Hang folgte und dann zum Westtor hin einen Knick machte. Ein flackernder rötlicher Schimmer verriet, dass das Feuer im Kohlenbecken kräftig brannte. Nirgends war ein Wachmann in Sicht. Der Mönch vermutete, dass sie sich unten im Schutz des Tores aufwärmten. Über ihm auf den

Zinnen der Burgmauer war ebenfalls niemand zu sehen, und auch hinter den beiden von Fackeln erleuchteten Schießscharten des Turms rührte sich nichts. In der gut besuchten Schankstube hatten drei uniformierte Männer gesessen, und möglicherweise waren noch mehr dort gewesen, die er nicht gesehen hatte, also war wohl davon auszugehen, dass die Wachleute entweder tranken oder schliefen. Er hob seine Kutte und löste eine Schnur von seinem Leib. Die Schnur war aus Hanf und mit Kleber verstärkt, genau wie die Sehnen der gefürchteten englischen Kriegsbogen, und sie war lang genug, dass er sie um eine der Zinnen wickeln und dann bis zum Boden jenseits der Mauer hinunterlassen konnte. Er blieb einen Moment stehen und blickte nach unten. Die Stadt und die Burg waren auf einem steilen Felsvorsprung erbaut, der von einem Fluss umgeben war, und er hörte, wie das Wasser über ein Wehr sprudelte. Das Einzige, was er sehen konnte, war ein kleiner Flecken Mondlicht, der sich in einem Tümpel spiegelte, sonst war alles schwarz. Der eisige Wind zerrte an ihm, und er wich in den Schatten zurück und zog sich die Kapuze über den Kopf.

Der Wachmann tauchte wieder auf, ging jedoch nur bis zur Mitte der Mauer, wo er sich eine Weile gegen die Brustwehr lehnte, dann kehrte er zum Tor zurück. Einen Augenblick später ertönte ein leiser Pfiff, melodiös wie der Ruf eines Vogels, und der Mönch ging zu der Schnur und zog sie wieder hoch. An ihrem Ende war jetzt ein Seil befestigt, das er um die Zinne knüpfte. «Ihr könnt kommen», rief er leise auf Englisch und zuckte zusammen, als er hörte, wie die Stiefel des Mannes beim Hinaufklettern über die Mauer scharrten.

Mit einem Grunzen hievte der Mann sich auf die Brustwehr, und ein lautes Scheppern erklang, als seine Schwertscheide gegen den Stein schlug. Dann war der Mann oben und kauerte sich neben den Mönch. «Hier.» Er

reichte dem Mönch einen englischen Kriegsbogen und eine Pfeiltasche. Ein zweiter Mann kletterte hinauf. Er hatte einen Bogen auf dem Rücken und eine Pfeiltasche am Gürtel. Er war gelenkiger als der erste Mann und machte kein Geräusch, als er über die Zinnen kletterte. Ein dritter Mann folgte und hockte sich zu den anderen.

«Wie war's?», fragte der erste Mann den Mönch.

«Ganz schön haarig.»

«Haben sie dir geglaubt?»

«Ich musste ihnen etwas auf Lateinisch vorlesen.»

«Nicht auf den Kopf gefallen, die Jungs», sagte der Mann. Er hatte einen schottischen Akzent. «Und was jetzt?»

«Die Burg.»

«Gott steh uns bei.»

«Hat er bis jetzt getan. Sam, alles in Ordnung?»

«Ja», antwortete einer der beiden anderen Männer. «Könnte nur was zu trinken vertragen.»

«Hier, nimm das bitte mal.» Thomas gab Sam seinen Bogen und die Pfeiltasche, und nachdem er sich überzeugt hatte, dass der Wachmann außer Sicht war, führte er seine drei Gefährten die Holztreppe hinunter und an der Kirche vorbei zu dem kleinen Platz vor dem Burgtor. Der Scheiterhaufen für die Verbrennung der Ketzerin zeichnete sich dunkel vor der hellen Steinmauer ab. Aus den Holzbündeln ragte ein Pfahl mit einer Kette, mit der die Begine um den Leib gefesselt werden würde.

Das Burgtor war groß genug, um einen voll beladenen Bauernkarren in den Hof zu lassen, doch in einen der beiden Torflügel war eine kleinere Tür eingelassen. Die drei Gefährten blieben ein Stück zurück, während Thomas an die Tür trat und mit der Faust dagegenpochte. Kurz darauf waren Schritte zu hören, und eine Stimme fragte etwas von der anderen Seite. Thomas antwortete nicht, sondern klopfte nur ein zweites Mal, und der Wachmann, der

annahm, seine Kumpane wären aus der Schankstube zurück, löste ahnungslos die beiden Riegel und öffnete die Tür. Thomas trat in den Schein zweier Fackeln, die im Tordurchgang befestigt waren, und in ihrem flackernden Licht sah er das überraschte Gesicht des Wachmanns, der sich wunderte, was ein Geistlicher des Nachts in der Burg von Castillon d'Arbizon wollte. Die Überraschung wuchs noch, als der Mönch ihm einen Faustschlag versetzte, erst ins Gesicht und dann in den Bauch. Der Wachmann fiel rücklings gegen die Mauer, und der Mönch presste ihm die Hand auf den Mund. Sam und die anderen beiden folgten ihm und schlossen die Tür hinter sich. Der Wachmann wehrte sich, und Thomas versetzte ihm einen Stoß mit dem Knie. Ein ersticktes Wimmern ertönte. «Seht im Wachraum nach», befahl Thomas seinen Gefährten.

Einen Pfeil im Anschlag, stieß Sam die Tür auf, die seitlich in die Burgmauer führte. Ein einzelner Wachmann stand neben dem Tisch, auf dem ein Weinschlauch, zwei Würfel und ein paar Münzen lagen. Der Mann starrte verdutzt in Sams rundes, fröhliches Gesicht und riss nur stumm den Mund auf, als der Pfeil ihn in die Brust traf und ihn gegen die Mauer schleuderte. Sam sprang mit gezücktem Messer auf ihn zu, und Blut spritzte auf, als er dem Wachmann die Kehle aufschlitzte.

«Musste das sein?», fragte Thomas, der mit dem ersten Wachmann in den Raum kam.

«Er hat mich so komisch angeschaut», sagte Sam. «Als hätte er ein Gespenst gesehen.» Er schnappte sich die Münzen vom Tisch und ließ sie in seine Pfeiltasche gleiten. «Soll ich dem auch das Licht ausblasen?», fragte er und wies mit dem Kopf auf den anderen Wachmann.

«Nein», sagte Thomas. «Robbie, fessle ihn.»

«Was ist, wenn er Krach macht?», fragte der junge Schotte.

«Dann kann Sam ihn immer noch töten.»

Der dritte von Thomas’ Gefährten kam in den Wachraum. Er hieß Jake und war ein hagerer Mann mit schielendem Blick. Als er das frische Blut an der Wand sah, grinste er. Wie Sam trug er einen Bogen und eine Pfeiltasche, außerdem hatte er ein Schwert an der Hüfte. Er griff nach dem Weinschlauch.

«Nicht jetzt, Jake», sagte Thomas, und der Hagere, der älter und wesentlich gefährlicher aussah als der Mann in der Kutte, gehorchte kleinlaut. Thomas ging zur Tür. Er wusste, dass die Garnison aus zehn Männern bestand. Einer war tot, einer gefesselt, und mindestens drei waren noch in der Schankstube. Also konnten noch fünf Männer übrig sein. Er spähte hinaus in den Hof, doch der war abgesehen von einem Karren mit Heuballen und Fässern leer, und so trat er zu dem Waffengestell an der Wand und nahm sich ein kurzes Schwert. Mit dem Daumen prüfte er die Schärfe. «Sprichst du Französisch?», fragte er den gefesselten Wachmann.

Der Mann schüttelte den Kopf, zu verängstigt, um zu antworten.

Thomas ließ Sam als Bewacher zurück. «Wenn jemand ans Tor pocht, rühr dich nicht. Falls er Lärm schlägt», er deutete mit dem Kopf auf den Gefangenen, «bring ihn um. Lass die Finger vom Wein und bleib wach.» Er schulterte seinen Bogen, schob zwei Pfeile in das Seil, mit dem er die Mönchskutte gegürtet hatte, und gab Jake und Robbie ein Zeichen, ihm zu folgen. Der Schotte, der einen kurzen Kettenpanzer trug, hatte sein Schwert gezogen. «Seid leise», mahnte Thomas, dann schlüpften die drei hinaus in den Burghof.

Castillon d’Arbizon hatte zu lange im Frieden gelebt. Die Garnison war klein und nachlässig, da ihre Pflichten kaum mehr umfassten, als Zoll auf die Waren zu erheben, die in die Stadt eingeführt wurden, und die Steuern zu ihrem Lehnsherrn nach Berat zu bringen. Die Männer waren

träge geworden, während Thomas von Hookton, der angebliche Dominikanermönch, seit Monaten im Krieg gewesen war und die hellwachen Instinkte eines Mannes besaß, der wusste, dass hinter jeder Ecke der Tod lauern konnte. Robbie war nahezu ebenso kriegserfahren wie Thomas, obwohl er drei Jahre jünger war als sein Freund, und Jake hatte sein ganzes Leben lang nichts anderes getan, als Krieg zu führen.

Sie begannen mit dem Kellergewölbe der Burg, in dem sechs Kerker in stinkender Dunkelheit lagen. Ein flackerndes Talglicht führte sie zur Kammer des Kerkermeisters, wo ein unglaublich fetter Mann und seine ebenso dicke Frau auf einer Strohmatte lagen und schliefen. Thomas bohrte dem Mann seine Schwertspitze in den Hals, um ihn Blut riechen zu lassen, führte die beiden zu einem der Kerker und verriegelte die Tür hinter ihnen. Aus einem der anderen Kerker rief eine Frau herüber. Thomas zischte ihr zu, sie solle still sein. Sie verfluchte ihn, verstummte dann jedoch.

Noch vier Männer.

Sie kehrten zurück in den Hof. In den Ställen schliefen drei Knechte, zwei davon noch Jungen. Robbie und Jake verfrachteten sie in den Kerker und erklommen dann zusammen mit Thomas die gewundene Treppe, die in den Turm hinaufführte. Thomas nahm an, dass das Gesinde nicht zur Garnison gezählt wurde und dass es noch mehr Knechte, Mägde und sonstige Bedienstete gab, doch fürs Erste interessierten ihn nur die Soldaten. Zwei von ihnen fand er tief und fest schlafend im Quartier vor, beide mit einer Frau neben sich, und Thomas weckte sie, indem er eine Fackel, die er aus der Halterung im Treppenhaus genommen hatte, in den Raum schleuderte. Die vier fuhren hoch und starrten erschrocken auf den Mönch, der mit gespanntem Bogen vor ihnen stand. Eine von den Frauen holte Luft, um zu schreien, aber sofort schwenkte der

Bogen auf sie, sodass die Pfeilspitze genau auf ihr rechtes Auge zeigte, und sie war vernünftig genug, sich den Schrei zu verkneifen.

«Fesselt sie», sagte Thomas.

«Kehle aufschlitzen geht schneller», wandte Jake ein.

«Fesselt sie», wiederholte Thomas, «und stopft ihnen den Mund.»

Es dauerte nicht lange. Robbie riss ein Laken mit seinem Schwert in Streifen, und Jake verschnürte die vier. Eine der beiden Frauen war nackt, und Jake grinste lüstern, als er sie an den gefesselten Handgelenken auf einen Haken an der Wand hängte. «Hübsches Ding.»

«Später», sagte Thomas. Er stand an der Tür und lauschte. Es konnten noch zwei weitere Soldaten in der Burg sein, doch er hörte nichts. Als die vier Gefangenen alle gefesselt und geknebelt an den großen Metallhaken hingen, die normalerweise für Schwerter und Kettenpanzer gedacht waren, ging Thomas weiter die gewundene Treppe hinauf, bis er zu einer schweren Tür kam. Jake und Robbie folgten ihm. Ihre Stiefel scharrten leicht auf den ausgetretenen Steinstufen, und Thomas bedeutete ihnen, leise zu sein. Vorsichtig drückte er gegen die Tür. Erst dachte er, sie sei verriegelt, doch als er sich ein zweites Mal dagegenstemmte, sprang sie mit einem markerschütternden Kreischen auf. Thomas erstarrte. Doch nachdem der schauerliche Ton verstummt war, herrschte wieder Stille. Vor ihnen lag ein langer, hoher Saal, der mit zahlreichen Wandbehängen geschmückt war. In dem großen Kamin brannten noch die Überreste eines Feuers, doch es war niemand im Raum. Am hinteren Ende befand sich ein Podest, auf dem der Graf von Berat, der Herr von Castillon d’Arbizon, Platz nahm, wenn er die Stadt besuchte, und wo sein Tisch stand, wenn Feste abgehalten wurden. Jetzt war das Podest leer, doch an seiner

Rückseite, von einem verschlissenen Wandbehang verdeckt, war ein Alkoven, aus dem ein Lichtschein schimmerte.

Robbie glitt an Thomas vorbei und schlich unter den Fensterscharten entlang, durch die schmale Streifen silbernen Mondlichts hereinfielen. Thomas legte einen Pfeil auf den Bogen und zog die Sehne gegen den mächtigen Widerstand des Eibenholzes bis zu seinem rechten Ohr. Robbie wandte sich zu ihm um, sah, dass er bereit war, und streckte das Schwert aus, um damit den Wandbehang wegzuziehen.

Doch bevor die Klinge den Stoff auch nur berührte, wurde der Wandbehang beiseitegerissen, und ein Schrank von einem Kerl stürzte sich unter lautem Gebrüll auf den jungen Schotten. Robbie war so überrascht, dass es ihm nicht mehr rechtzeitig gelang, sein Schwert in Position zu bringen, und der riesige Mann schlug mit fliegenden Fäusten auf ihn ein. In dem Moment surrte der lange schwarze Bogen. Der Pfeil, der einen Ritter in voller Rüstung auf zweihundert Schritt Entfernung töten konnte, bohrte sich durch den Brustkorb des Mannes und schleuderte ihn mit solcher Wucht zu Boden, dass er Robbie, dessen Schwert polternd auf die Holzdielen fiel, halb unter sich begrub. Eine Frau schrie. Thomas nahm an, dass der Hüne der Kastellan war, der Befehlshaber der Garnison, und er fragte sich, ob der Mann noch lange genug leben würde, um ihm ein paar Fragen zu beantworten, doch Robbie hatte bereits seinen Dolch gezückt und hieb auf den Hals des Mannes ein, dass das Blut über den Boden spritzte. Selbst als der Mann schon tot war, hackte Robbie weiter drauflos. Die Frau schrie immer noch. «Stell sie ruhig», sagte Thomas zu Jake und zerrte den schweren Leichnam von seinem Freund. Das lange weiße Nachthemd des Mannes war jetzt rot. Jake schlug der Frau ins Gesicht, dann war endlich Ruhe.

Es waren keine weiteren Soldaten mehr in der Burg. Etwa zehn Bedienstete schliefen in der Küche und in den Lagerräumen, aber sie leisteten keinen Widerstand. Nachdem die Männer in den Kerker gebracht worden waren, stieg Thomas zur Brustwehr des Turms hinauf und schwenkte eine brennende Fackel. Er schwenkte sie dreimal hin und her, dann schleuderte er sie in den Wald unterhalb des Felsens, auf dem Castillon d'Arbizon und seine Festung erbaut waren, und ging zur Westseite des Turms, wo er ein Dutzend Pfeile auf der Brustwehr bereitlegte. Dort stieß Jake zu ihm. «Sam ist jetzt mit Sir Robbie am Tor», sagte er. Robbie Douglas war nicht zum Ritter geschlagen, aber er war von edler Geburt und ein Soldat, und so hatten Thomas' Männer ihm den Rang verliehen. Sie mochten den Schotten, genau wie Thomas, und deshalb hatte Thomas sich dem Befehl des Earls widersetzt und Robbie mitgenommen. Jake legte weitere Pfeile auf die Brustwehr. «Das war ein Kinderspiel.»

«Sie haben mit nichts Bösem gerechnet», sagte Thomas. Das stimmte nicht ganz; die Stadt wusste, dass englische Plünderer unterwegs waren – Thomas und seine Männer –, aber irgendwie hatten die Leute sich eingeredet, dass sie bestimmt nicht nach Castillon d'Arbizon kommen würden. Die Stadt hatte schon so lange im Frieden gelebt, dass ihre Bewohner die ungestörte Ruhe mittlerweile für selbstverständlich nahmen. Die Mauern und die Wachleute waren nicht dazu da, um die Stadt vor den Engländern zu schützen, sondern vor den Räuberbanden, die das Land unsicher machten. Ein verschlafener Wächter und eine hohe Mauer mochten ausreichen, um diese Räuber abzuwehren, aber gegen echte Soldaten konnten sie nichts ausrichten. «Wo habt ihr den Fluss überquert?», fragte er Jake.

«Beim Wehr», sagte Jake. Sie hatten die Stadt während der Dämmerung erkundet und schnell erkannt, dass das

Wehr bei der Mühle die einfachste Möglichkeit bot, um den tiefen und schnell fließenden Fluss zu überqueren.

«Und der Müller?»

«Ein zitternder Haufen», sagte Jake. «Der muckst sich nicht mehr.»

Thomas hörte Zweige knacken, Schritte und dann einen dumpfen Schlag, als eine Leiter an den Winkel zwischen der Burg- und der Stadtmauer gelehnt wurde. Er beugte sich über die innere Brüstung. «Du kannst jetzt das Tor aufmachen, Robbie», rief er hinunter. Er legte einen Pfeil auf seine Sehne und beobachtete wachsam die lange, mondbeschienene Mauer.

Unterhalb von ihm erklommen Männer die Leiter, warfen Waffen und Taschen über die Brustwehr und kletterten hinterher. Der Widerschein des Feuers schimmerte aus der offenen Seitentür im Burgtor, wo Robbie und Sam Wache standen, und wenig später marschierte eine Reihe von Männern, deren Kettenpanzer in der Dunkelheit klirrten, vom Fuß der Stadtmauer zum Burgtor. Castillon d'Arbizons neue Garnison hielt Einzug.

Am anderen Ende der Mauer erschien ein Wachmann. Gemächlich schlenderte er Richtung Burg, bis er plötzlich das Geräusch von Schwertern, Bogen und Taschen hörte, die auf den Stein fielen, und sah, wie Männer über die Zinnen kletterten. Er zögerte, hin- und hergerissen zwischen der Neugier, näher heranzugehen und nachzusehen, was da los war, und dem Drang, Verstärkung zu holen, und während er noch überlegte, schossen Thomas und Jake ihre Pfeile ab.

Der Wachmann trug ein gepolstertes Lederwams, das zwar ausreichend Schutz gegen den Stock eines Betrunkenen bot, aber gegen die beiden Pfeile nichts ausrichten konnte. Sie bohrten sich durch das Leder, die Polsterung und die Brust des Mannes, bis die Spitzen auf der anderen Seite wieder austraten. Er stürzte zu Boden,

sein Wachstab polterte auf den Stein, noch ein kurzes Zucken, dann rührte er sich nicht mehr.

«Was machen wir jetzt?», fragte Jake.

«Steuern eintreiben», sagte Thomas, «und für Unruhe sorgen.»

«Und wie lange?»

«Bis jemand kommt, um uns zu töten.» Mit einem Schaudern dachte Thomas an seinen Vetter.

«Und den töten wir dann?» Jake schielte zwar, aber er hatte eine sehr klare Lebenseinstellung.

«Mit Gottes Hilfe», sagte Thomas und bekreuzigte sich. Die letzten von Thomas' Männern kletterten auf die Stadtmauer und zogen die Leiter hinter sich hoch. Ein paar Männer waren noch draußen, eine Meile entfernt im Wald versteckt, wo sie die Pferde bewachten, aber der größte Teil von Thomas' Truppe befand sich jetzt in der Burg, und das Tor war wieder verriegelt. Die Bewohner von Castillon d'Arbizon schliefen oder tranken.

Und dann begann das Geschrei.

Thomas war nicht auf den Gedanken gekommen, dass die Begine, die am nächsten Morgen verbrannt werden sollte, in der Burg eingekerkert war. Er hatte angenommen, die Stadt hätte ein eigenes Gefängnis, doch offensichtlich war sie der Garnison übergeben worden, und nun schrie sie den neuen Gefangenen Beleidigungen zu. Ihr Gezeter beunruhigte die Bogenschützen und Soldaten, die die Mauern von Castillon d’Arbizon erklommen und die Burg eingenommen hatten. Die dicke Frau des Kerkermeisters, die ein paar Brocken Französisch sprach, rief den Engländern zu, sie sollten das Mädchen töten. «Sie ist eine Begine», insistierte die Frau. «Sie ist mit dem Teufel im Bunde!»

Guillaume d’Evecque war der gleichen Ansicht. «Lass sie in den Hof bringen», sagte er zu Thomas, «und ich hacke ihr den Kopf ab.»

«Sie muss brennen», wandte Thomas ein. «So hat es die Kirche beschlossen.»

«Und wer soll sie verbrennen?»

Thomas zuckte die Achseln. «Die Stadtbüttel? Vielleicht auch wir, ich weiß es nicht.»

«Wenn ich sie schon nicht töten darf», sagte d’Evecque, «dann sorg wenigstens dafür, dass sie ihre verfluchte Klappe hält.» Er zog sein Messer und hielt es Thomas hin. «Schneide ihr die Zunge heraus.»

Thomas ging nicht darauf ein. Er hob den Saum seiner Kutte, die er immer noch trug, und ging hinunter zu den Kerkern, wo das Mädchen die anderen Gefangenen auf Französisch verfluchte und ihnen zurief, sie würden alle sterben, und der Teufel werde, begleitet vom Spiel der Dämonen, auf ihren Gebeinen tanzen. Thomas entzündete eine Laterne an einer fast erloschenen Fackel, ging zu der Zelle der Begine und löste die beiden Riegel.

Bei dem Geräusch verstummte das Gezeter, und als er die schwere Tür aufstieß, wich die Gefangene zur hinteren Wand zurück. Jake, der Thomas gefolgt war, lachte anzüglich, als er das Mädchen in dem matten Licht erblickte. «Ich kann mich um sie kümmern», erbot er sich.

«Geh und leg dich schlafen, Jake.»

«Nein, es macht mir wirklich nichts aus», beharrte Jake.

«Geh schlafen!», fuhr Thomas ihn an, von plötzlichem Zorn gepackt, weil das Mädchen so verletzlich wirkte.

Sie war splitterfasernackt, pfeildünn und totenblass, von Flöhen zerbissen, ihr Haar war verfilzt, die Augen riesengroß, und sie sah aus wie ein wildes Tier. Sie kauerte im dreckigen Stroh, die Arme um die Knie geschlungen, um ihre Blöße zu bedecken, und holte tief Luft, als raffe sie ihren letzten Rest Mut zusammen. «Ihr seid Engländer», sagte sie auf Französisch. Ihre Stimme war heiser vom Schreien.

«Ja, ich bin Engländer», bestätigte Thomas.

«Aber ein englischer Priester ist genauso schlimm wie jeder andere», giftete sie.

«Vermutlich.» Thomas stellte die Laterne auf den Boden und setzte sich neben die offene Tür, weil der Gestank im Kerker kaum zu ertragen war. «Ich möchte, dass du aufhörst zu schreien», sagte er. «Es beunruhigt die Leute.»

Sie verdrehte die Augen. «Ich werde morgen verbrannt. Glaubt Ihr, da kümmert mich die Seelenruhe irgendwelcher Dummköpfe?»

«Aber deine eigene Seelenruhe sollte dich kümmern», sagte Thomas, doch seine eindringlichen Worte schienen die Begine nicht zu erreichen. Die Laterne brannte schlecht, und ihre Hornscheibe tauchte alles in ein kränkliches, flackerndes Gelb. «Warum haben sie dir die Kleider genommen?», fragte er.

«Weil ich einen Streifen aus meinem Rock gerissen und versucht habe, den Kerkermeister damit zu erdrosseln.» Sie sagte es ruhig, aber mit einem herausfordernden Blick, als wolle sie Thomas' Missbilligung zuvorkommen.

Bei der Vorstellung, wie dieses zierliche Mädchen sich auf den massigen Kerkermeister stürzte, musste Thomas beinahe schmunzeln, aber er unterdrückte seine Erheiterung. «Wie heißt du?», fragte er stattdessen.

Ihre Miene war immer noch kämpferisch. «Ich habe keinen Namen. Sie haben mich zur Ketzerin erklärt und mir meinen Namen genommen. Ich bin aus der Christenheit ausgeschlossen. Ich bin schon halb in der nächsten Welt.» Indigniert wandte sie den Blick zur Seite. Thomas drehte sich um und sah, dass Robbie im Türrahmen stand. Der Schotte starrte die Begine mit staunender, beinahe ehrfürchtiger Miene an, und als Thomas das Mädchen erneut ansah, bemerkte er, dass unter dem Schmutz und den Strohresten eine Schönheit verborgen war. Ihr Haar schimmerte in blassem Gold, ihre Haut war nicht von Pockennarben entstellt, und ihr Gesicht hatte ausdrucksvolle Züge, mit einer hohen Stirn, vollen Lippen und sanft geschwungenen Wangenknochen. Ein ausgesprochen hübsches Gesicht. Robbie fixierte sie wie in Trance, und die junge Frau, der sein unverhüllter Blick peinlich war, zog die Knie noch enger an die Brust.

«Geh», sagte Thomas zu Robbie. Offenbar verliebte sich sein Gefährte, wie andere Männer hungrig wurden, und an Robbies Miene war deutlich zu erkennen, dass das Aussehen des Mädchens ihn mit der Wucht eines Schmiedehammers getroffen hatte.

Robbie runzelte die Stirn, als hätte er Thomas' Aufforderung nicht so recht verstanden. «Ich wollte dich noch was fragen», sagte er zögernd.

«Was denn?»

«Neulich in Calais, hat der Earl dir da gesagt, du sollst ohne mich weiterreiten?»

Unter den gegebenen Umständen war es eine merkwürdige Frage, aber Thomas fand, sie verdiene eine Antwort. «Woher weißt du das?»

«Dieser Geistliche hat's mir gesagt. Buckingham.»

Thomas fragte sich, weshalb Robbie überhaupt mit dem Mann gesprochen hatte, doch dann begriff er, dass sein Freund lediglich drauflosredete, um in der Nähe des Mädchens zu bleiben, in das er sich so abrupt und hoffnungslos verliebt hatte. «Robbie», sagte er. «Sie wird morgen früh verbrannt.»

Robbie schaute betreten drein. «Muss sie ja nicht.»

«Die Kirche hat sie verurteilt, Herrgott noch mal!»

«Warum bist du dann hier?», fragte Robbie.

«Weil ich der Anführer bin. Weil irgendjemand sie zum Schweigen bringen muss.»

«Das kann ich doch tun», sagte Robbie lächelnd, doch als Thomas darauf nicht einging, verwandelte sich das Lächeln in einen Ausdruck der Gereiztheit. «Warum hast du mich dann hierher mitgenommen?»

«Weil du mein Freund bist.»

«Buckingham hat behauptet, ich würde den Gral stehlen», sagte Robbie. «Er meinte, ich würde ihn nach Schottland bringen.»

«Erst mal müssen wir ihn finden», wandte Thomas ein, doch Robbie hörte ihm gar nicht zu. Er starrte nur sehnsüchtig auf das Mädchen, das in der Ecke des Kerkers kauerte. «Robbie», sagte Thomas mit Nachdruck, «sie wird morgen verbrannt.»

«Dann ist es doch egal, was heute Nacht mit ihr passiert», entgegnete der Schotte störrisch.

Thomas bemühte sich, seinen Ärger im Zaum zu halten. «Lass uns allein, Robbie.»

«Bist du hinter ihrer Seele her?», fragte Robbie. «Oder hinter ihrem Fleisch?»

«Hau ab!», fuhr Thomas ihn an, heftiger, als er beabsichtigt hatte. Robbie sah ihn erst erstaunt, dann aufmüpfig an, doch schließlich blinzelte er ein paarmal und ging.

Das Mädchen hatte den englischen Wortwechsel zwar nicht verstanden, aber sie hatte die Begierde in Robbies Gesicht gesehen und zog daraus ihre Schlüsse. «Wollt Ihr mich für Euch selbst, Priester?», fragte sie auf Französisch.

Thomas ignorierte ihre höhnische Frage. «Woher kommst du?»

Sie zögerte, als überlege sie, ob sie antworten sollte oder nicht, dann zuckte sie die Achseln. «Aus der Picardie.»

«Das ist weit oben im Norden», sagte Thomas. «Wie kommt ein Mädchen aus der Picardie in die Gascogne?»

Wieder zögerte sie. Thomas schätzte sie auf fünfzehn oder sechzehn Jahre, was bedeutete, dass sie eigentlich längst verheiratet sein müsste. Ihr Blick war seltsam durchdringend und gab ihm das Gefühl, sie könne bis auf den dunklen Grund seiner Seele schauen. «Mein Vater war ein Jongleur und Feuerspeier», sagte sie schließlich.

«Ja, ich habe solche Männer gesehen.»

«Wir sind umhergereist, wie es uns gefiel, und haben auf Märkten unser Geld verdient. Mein Vater hat die Leute zum Lachen gebracht, und ich habe die Münzen eingesammelt.»

«Und deine Mutter?»

«Tot.» Sie sagte es so gleichgültig, als könne sie sich nicht einmal mehr an ihre Mutter erinnern. «Mein Vater ist auch gestorben, hier, vor einem halben Jahr. Also bin ich geblieben.»

«Warum?»

Sie warf ihm einen verächtlichen Blick zu, als sei die Antwort auf seine Frage so offensichtlich, dass es müßig war, sie auszusprechen, doch dann kam sie offenbar zu dem Schluss, dass er als Geistlicher nicht wissen konnte, wie normale Menschen lebten. «Wisst Ihr, wie gefährlich die Straßen sind?», fragte sie. «Überall sind *coredors*.»

«Coredors?»

«Straßenräuber», erklärte sie. «Die Leute hier nennen sie *coredors*. Und dann gibt es noch die *routiers*, die sind genauso schlimm.» *Routiers* waren versprengte Soldatentrupps, die auf der Suche nach einem neuen Herrn über die Landstraßen zogen, und wenn sie hungrig waren, was häufig vorkam, nahmen sie sich mit Gewalt, wonach ihnen der Sinn stand. Einige eroberten sogar Städte und verlangten dafür Lösegeld. Und genau wie die *coredors* würden sie eine alleinreisende junge Frau als Geschenk des Teufels zu ihrem Vergnügen betrachten. «Was glaubt Ihr, wie lange ich überlebt hätte?»

«Hättest du dich nicht anderen anschließen können?», fragte Thomas.

«Das haben wir früher auch getan, mein Vater und ich, und da war er ja noch da, um mich zu beschützen. Aber ich allein?» Sie zuckte die Achseln. «Also bin ich geblieben. Ich habe als Küchenmagd gearbeitet.»

«Und dein ketzerisches Süppchen gekocht?»

«Ihr Priester seid so versessen auf Ketzerei», sagte sie verächtlich. «Das gibt euch einen Vorwand, andere zu verbrennen.»

«Wie war dein Name, bevor du verurteilt worden bist?», fragte Thomas.

«Geneviève.»

«Nach der Heiligen?»

«Wahrscheinlich.»

«Und wann immer Geneviève betete», sagte Thomas, «blies der Teufel ihr die Kerzen aus.»

«Ihr Priester seid voller Geschichten», spottete Geneviève. «Glaubt Ihr das wirklich? Glaubt Ihr, dass der Teufel in die Kirche kam und ihre Kerzen ausblies?»

«Möglich ist es.»

«Warum hat er sie nicht einfach getötet, wenn er der Teufel war? Was für ein alberner Streich, ein paar Kerzen auszublasen! So schlimm kann der Teufel ja nicht sein, wenn das alles ist, was er tut.»

Thomas ignorierte ihren Sarkasmus. «Ich habe gehört, du bist eine Begine?»

«Ich habe Beginen und Begarden kennengelernt, und ich mochte sie.»

«Sie sind die Brut des Teufels.»

«Seid Ihr schon mal einem von ihnen begegnet?»

Das war Thomas nicht, er hatte nur von ihnen gehört, und das Mädchen spürte sein Unbehagen. «Sie glauben daran, dass Gott alles für alle erschaffen hat und will, dass allen alles gehört, und das gefällt mir», gab sie zu. «Aber ich habe mich ihnen nie angeschlossen.»

«Irgendetwas musst du getan haben, um den Scheiterhaufen zu verdienen.»

Sie musterte ihn. Vielleicht flößte etwas in seinem Tonfall ihr Vertrauen ein, jedenfalls verschwand das Kämpferische aus ihrer Miene. Sie schloss die Augen und ließ den Kopf gegen die Mauer sinken, und Thomas vermutete, dass ihr nach Weinen zumute war. Als er ihr schmales Gesicht betrachtete, fragte er sich, weshalb er ihre Schönheit nicht sofort bemerkt hatte, so wie Robbie. Dann öffnete sie die Augen wieder und sah ihn an. «Was ist heute Nacht hier passiert?», fragte sie, ohne auf seine Anschuldigung einzugehen.

«Wir haben die Burg eingenommen.»

«Wir?»

«Die Engländer.»

Sie versuchte, seinen Gesichtsausdruck zu deuten. «Das heißt, die Engländer sind jetzt die weltliche Macht?»

Er nahm an, dass sie den Ausdruck bei ihrem Prozess gelernt hatte. Die Kirche verbrannte Ketzer nicht, sie verurteilte sie nur und übergab die Sünder dann der weltlichen Macht zur Exekution. Auf diese Weise machte die Kirche sich nicht die Hände schmutzig, Gott konnte gewiss sein, dass seine Kirche unbefleckt war, und der Teufel gewann eine Seele. «Ja, wir sind jetzt die weltliche Macht», bestätigte Thomas.

«Also werden die Engländer mich verbrennen, nicht die Gascogner? «

«Jemand muss dich verbrennen, wenn du eine Ketzerin bist.»

«Und wenn nicht?», fragte Geneviève, doch als Thomas darauf nicht reagierte, ließ sie erneut den Kopf gegen die feuchte Mauer sinken. «Sie sagen, ich hätte Gott beleidigt.» Ihre Stimme klang müde. «Ich hätte behauptet, die Diener Gottes seien verderbt. Sie sagen, ich hätte nackt unter den Blitzen getanzt, die Macht des Teufels genutzt, um Wasser zu finden, Magie eingesetzt, um Kranke zu heilen, die Zukunft vorhergesagt und die Frau und das Vieh von Galat Lorret mit einem Fluch belegt.»

Thomas runzelte die Stirn. «Sie haben dich nicht verurteilt, weil du eine Begine bist?»

«Das auch», erwiderte sie trocken.

Er schwieg eine Weile. Irgendwo in der Dunkelheit tropfte es, und die Laterne flackerte und wäre beinahe erloschen. «Wessen Frau sollst du verflucht haben?»

«Die von Galat Lorret. Er ist ein Tuchhändler hier in der Stadt und sehr reich. Er ist der oberste Ratsherr, und er zieht jüngeres Fleisch seiner Frau vor.»

«Und hast du sie verflucht?»

«Nicht nur sie», sagte Geneviève mit Nachdruck. «Ihn auch. Habt Ihr nie jemanden verflucht?»

«Was hat es mit dem Vorhersagen der Zukunft auf sich?»

«Ich habe gesagt, sie würden alle sterben, und das ist nichts weiter als eine offensichtliche Tatsache.»

«Nicht wenn Jesus auf die Erde zurückkehrt, wie er es versprochen hat», wandte Thomas ein.

Sie musterte ihn mit einem langen, nachdenklichen Blick, und die Andeutung eines Lächelns umspielte ihre Mundwinkel. Dann zuckte sie die Achseln. «Dann habe ich mich wohl geirrt», sagte sie sarkastisch.

«Der Teufel hat dir gezeigt, wo du Wasser findest?»

«Das könnt sogar Ihr», sagte sie. «Nehmt einen gegabelten Zweig und geht damit langsam über ein Feld. Wenn er anfängt zu zucken, grabt.»

«Und die magischen Heilungen?»

«Alte Hausmittel», sagte sie müde. «Das, was wir von unseren Tanten und Großmüttern und alten Frauen lernen. Dass man das Eisen aus einem Raum entfernt, in dem eine Frau gebärt, und dergleichen. Selbst Ihr klopft doch auf Holz, um das Böse abzuwenden. Werdet Ihr deshalb auf den Scheiterhaufen gebracht?»

Wiederum ging Thomas nicht auf ihre Bemerkung ein. «Du hast Gott beleidigt?»

«Gott liebt mich, und ich beleidige niemanden, der mich liebt. Aber ich habe gesagt, Seine Diener wären verderbt, denn das sind sie, und deshalb behaupteten sie, ich hätte Gott beleidigt. Seid Ihr verderbt, Priester?»

«Und du hast nackt unter den Blitzen getanzt», beschloss Thomas die Liste der Anschuldigungen.

«In diesem Punkt erkläre ich mich schuldig.»

«Warum hast du das getan?»

«Weil mein Vater immer gesagt hat, Gott würde uns den rechten Weg weisen, wenn wir das tun.»

«Tatsächlich?», fragte Thomas erstaunt.

«Das glaubten wir. Aber es war ein Irrtum. Gott hat mir gesagt, ich solle in Castillon d’Arbizon bleiben, doch das hat mir nur Folter und Scheiterhaufen eingetragen.»

«Folter?»

Etwas in Thomas’ Stimme ließ sie aufblicken, und sie streckte langsam ihr linkes Bein aus, damit er die Innenseite ihres Oberschenkels sehen konnte, dessen weiße Haut von mehreren schwärenden roten Wunden entstellt war. «Sie haben mir die Haut verbrannt», sagte sie. «Immer wieder. Deshalb habe ich schließlich gestanden, dass ich eine Begine bin, obwohl es nicht stimmt.» Sie begann zu weinen, als sie an die Qualen zurückdachte. «Sie haben glühendes Eisen genommen, und als ich schrie, sagten sie, das wäre der Teufel, der versuche, aus meiner Seele zu fahren.» Sie zog das Bein wieder an und zeigte ihm ihren rechten Arm, der die gleichen Male trug. «Aber die hier haben sie mir gelassen», sagte sie wütend und entblößte unvermittelt ihre kleinen Brüste, «weil Vater Roubert meinte, der Teufel sauge gern daran und der Schmerz seiner Zähne sei schlimmer als alles, was die Kirche mir antun könne.» Sie schlang wieder die Arme um die Knie und schwieg, während ihr die Tränen über das Gesicht rannen. «Die Kirche genießt es, anderen Schmerz zuzufügen», sagte sie nach einer Weile. «Das solltet Ihr doch wissen.»

«Ja, das weiß ich», erwiderte Thomas, und um ein Haar hätte er den Rock seiner Mönchskutte hochgezogen, um ihr zu zeigen, dass er die gleichen Narben trug, Narben von glühendem Eisen, das man auf seine Beine gepresst hatte, um ihm die Geheimnisse des Grals zu entlocken. Es war eine Folter, bei der kein Blut floss, denn es war der Kirche untersagt, Blut zu vergießen, aber ein geschickter

Folterknecht konnte einer Seele dennoch Höllenqualen bereiten.

«Dann verfluche ich Euch», sagte Geneviève, die offenbar ihren Kampfgeist wiedergefunden hatte. «Ich verfluche Euch und alle Priester.»

Thomas erhob sich und griff nach der Laterne. «Ich bringe dir etwas zum Anziehen.»

«Habt Ihr Angst vor mir, Priester?», fragte sie spöttisch.

«Angst? Wovor?» Thomas sah sie verdutzt an.

«Davor!», sagte sie, zeigte ihm ihren nackten Körper und brach in höhnisches Gelächter aus. Thomas ging hinaus und verriegelte die Tür. Dann lehnte er sich von außen dagegen und starrte ins Nichts. Er sah Genevièves Augen vor sich, die so voller Feuer und Geheimnis waren. Er fand sie schön, obwohl sie schmutzig, zerzaust, halb verhungert und eine Ketzerin war, aber er hatte am Morgen eine Pflicht zu erfüllen, mit der er nicht gerechnet hatte. Eine gottgegebene Pflicht.

Er kehrte in den Burghof zurück, der verlassen dalag. Castillon d'Arbizon schlief.

Und Thomas, der Bastard eines Pfarrers, betete.

Der Turm stand im Wald, einen Tagesritt von Paris entfernt, auf einem kleinen Hügel unweit von Soissons. Es war ein einsamer Ort. Der Turm hatte einst einem Edelmann gehört, dessen Leibeigene die Täler an den Seiten des Hügels bewirtschaftet hatten, doch der Edelmann war gestorben, ohne Nachkommen zu hinterlassen, und seine entfernteren Verwandten hatten sich um den Besitz gestritten. So waren die Notare reich geworden, und der Turm war verfallen, Haselsträucher und Eichen hatten sich auf den Feldern ausgebreitet, und in den hohen steinernen Kammern, die dem Wind und den Jahreszeiten ausgeliefert waren, hatten sich Eulen eingenistet. Mittlerweile waren

auch die Notare, die um den Turm gefeilscht hatten, tot, und der Turm gehörte einem Herzog, der ihn nie gesehen und nicht die geringste Absicht hatte, sich dort niederzulassen, während die Leibeigenen, die noch übrig waren, die Felder bei Melun bearbeiteten, wo ein Vasall des Herzogs sein Gut hatte.

Die Leute aus dem Dorf sagten, im Turm spuke es. In Winternächten wurde er von weißen Gespenstern heimgesucht, und merkwürdige Tiere streiften zwischen den Bäumen umher. Die Kinder wurden ermahnt, sich von ihm fernzuhalten, was natürlich die Mutigeren unter ihnen erst recht anstachelte, in den Wald zu gehen. Einige kletterten sogar in den Turm, stellten jedoch fest, dass dort niemand war.

Doch dann kamen die Fremden.

Sie kamen mit der Erlaubnis des Herzogs. Sie waren Pächter, aber sie hatten nicht vor, die Felder zu beackern oder das wertvolle Holz auf dem Hügel zu schlagen. Sie waren Soldaten. Fünfzehn harte Männer, voller Narben aus den Kriegen gegen England, mit Kettenpanzern und Armbrüsten und Schwertern. Sie brachten ihre Frauen mit, die im Dorf für Unruhe sorgten, doch niemand wagte es, sich zu beschweren, weil die Frauen ebenso hart waren wie die Soldaten. Aber der Härteste von allen war der Mann, der sie anführte. Er war groß und hager, hässlich, vernarbt und gewalttätig. Er hieß Charles, und er hatte nie als Soldat gekämpft oder auch nur eine Rüstung getragen, aber niemand traute sich, ihn zu fragen, wer oder was er war, denn allein sein Blick ließ einem das Blut in den Adern gefrieren.

Maurer kamen aus Soissons. Die Eulen wurden verjagt und der Turm wieder aufgebaut. Am Fuß des Turms wurde ein neuer Hof angelegt, mit einer hohen Mauer und einem Steinofen, und kurze Zeit nachdem diese Arbeiten beendet waren, rollte ein Karren, dessen Ladung unter einer

Zeltplane verdeckt war, durch das neue Tor, das sofort hinter ihm verriegelt wurde. Einige der mutigeren Kinder, deren Neugier durch die merkwürdigen Ereignisse geweckt war, schlichen sich in den Wald, doch sie wurden von einem Wachmann erwischt, und sie flohen erschrocken, als er sie brüllend verfolgte und sogar mit seiner Armbrust auf sie schoss. Der Bolzen verfehlte einen der Jungen nur um Haaresbreite. Danach wagte sich niemand mehr dorthin. Die Soldaten kauften Nahrungsmittel und Wein auf dem Markt, doch selbst wenn sie im Gasthaus von Melun saßen und tranken, verrieten sie nicht, was im Turm vor sich ging. «Fragt Monsieur Charles», sagten sie, doch niemand im Dorf traute sich, den hässlichen, entstellten Mann anzusprechen.

Manchmal stieg Rauch aus dem Innenhof auf. Man konnte es vom Dorf aus sehen, und der Pfarrer schloss daraus, dass in dem Turm jetzt ein Alchemist hauste. Merkwürdige Waren wurden auf den Hügel geschafft, und eines Tages hielt ein Wagen mit einem Fass Schwefel und zahlreichen Bleibarren im Dorf, während der Fahrer sich einen Becher Wein genehmigte. Der Pfarrer roch den Schwefel. «Sie machen Gold», sagte er zu seiner Hausmagd, wohl wissend, dass sie es im ganzen Dorf herumerzählen würde.

«Gold?», fragte sie erstaunt.

«Das ist die Arbeit der Alchemisten.» Der Pfarrer war ein gelehrter Mann, der es in der Kirche weit hätte bringen können, wenn er nicht so eine ausgeprägte Schwäche für den Wein gehabt hätte, die dazu führte, dass er stets betrunken war, wenn zum Angelus geläutet wurde. Aber er erinnerte sich noch an seine Studienzeiten in Paris und daran, dass er damals erwogen hatte, sich selbst auf die Suche nach dem Stein der Weisen zu machen, jener geheimnisvollen Substanz, die, mit jedem beliebigen anderen Metall verschmolzen, zu Gold wurde. «Noah besaß ihn», sagte er.

«Wen?»

«Den Stein der Weisen. Aber er hat ihn verloren.»

«Weil er nackt und betrunken war?», fragte die Magd, die sich dunkel an die Geschichte von Noah erinnerte. «So wie Ihr?»

Der Priester lag auf seinem Bett, ebenfalls nackt und zumindest halb betrunken, und dachte an die verräucherten Werkstätten in Paris zurück, in denen Silber und Quecksilber, Blei und Schwefel, Bronze und Eisen geschmolzen und geformt und wieder geschmolzen wurden. Er hickste.

«Gütiger Jesus», seufzte er. «Der Stein der Weisen. Wir müssten nur den Stein der Weisen finden, dann könnten wir alle Gold machen.»

«Und wie geht das?»

«Das werde ich dir erzählen.» Er drehte sich auf die Seite und starrte auf ihre Brüste, die weiß und schwer im Mondlicht schimmerten. «Man muss sehr klug sein», sagte er und streckte die Hand nach ihr aus, «um den Stein der Weisen zu finden. Das ist eine Substanz, die heißer brennt als die Feuer der Hölle. Man legt sie mit jedem beliebigen Metall in den Ofen, und nach drei Tagen und drei Nächten hat sie sich zu Gold verwandelt. Hat Corday nicht gesagt, sie hätten da oben einen Ofen gebaut?»

«Er hat gesagt, sie haben den Turm zu einem Gefängnis umgebaut.»

«Einen Ofen», sagte er unbeirrt, «um den Stein der Weisen zu erschaffen.»

Mit dieser Vermutung kam der Pfarrer der Wahrheit näher, als er ahnte, und bald war das ganze Dorf überzeugt, im Turm sei ein großer Philosoph eingesperrt, der versuche, Gold zu machen. Wenn es ihm gelang, erzählte man sich, würde niemand mehr arbeiten müssen, denn dann wären sie alle reich. Bauern würden von

goldenen Tellern essen und Pferde mit silbernem Zaumzeug reiten, doch einige Leute wandten ein, es müsse eine merkwürdige Form der Alchemie sein, denn eines Morgens seien zwei von den Soldaten ins Dorf gekommen und hätten drei alte Ochsenhörner und einen Eimer Kuhmist mitgenommen. «Jetzt werden wir tatsächlich alle reich», spottete die Hausmagd. «Wenn sie schon Kuhmist zu Gold verarbeiten.» Doch der Pfarrer schnarchte bereits.

Dann, im Herbst nach dem Fall von Calais, kam der Kardinal aus Paris. Er logierte in Soissons, in der Abtei von Saint-Jean-de-Vignes, die zwar reicher war als die meisten Klöster, aber dennoch außerstande, das gesamte Gefolge des Kardinals unterzubringen. Also zogen etwa zehn seiner Männer in ein Gasthaus, wo sie dem Wirt fröhlich verkündeten, er solle die Rechnung nach Paris schicken. «Der Kardinal wird bezahlen», versicherten sie ihm und lachten dann, denn sie wussten, dass Louis Bessières, Kardinalerzbischof von Livorno und päpstlicher Legat am Hofe Frankreichs, etwas so Triviales wie eine Geldforderung gar nicht zur Kenntnis nehmen würde.

Obwohl Seine Eminenz das Geld in letzter Zeit mit vollen Händen ausgab. Er war derjenige, der den Turm restauriert, die neue Mauer gebaut und die Wachen eingestellt hatte, und an dem Morgen nach seiner Ankunft in Soissons ritt er mit einer Eskorte von sechzig bewaffneten Männern und vierzehn Geistlichen zu dem Turm. Auf halbem Weg kam ihnen Monsieur Charles entgegen, ganz in Schwarz gekleidet und mit einem langen, schmalen Dolch an der Hüfte. Er begrüßte den Kardinal nicht voller Respekt, wie jeder andere es getan hätte, sondern nickte nur kurz und wendete sein Pferd, um neben ihm zu reiten. Der Kardinal bedeutete seinem Gefolge, ein Stück zurückzubleiben, damit niemand hören konnte, was gesprochen wurde.

«Du siehst gut aus, Charles», sagte der Kardinal spöttisch.

«Ich langweile mich.» Die Stimme des hässlichen Charles klang wie Eisen, das durch Kies geschleift wurde.

«Gott zu dienen kann hart sein», sagte der Kardinal.

Charles ignorierte den Sarkasmus. Er hatte eine Narbe, die von seiner Lippe bis zum Wangenknochen ging, Tränensäcke unter den Augen und eine gebrochene Nase. Die schwarzen Kleider hingen an seinem mageren Körper wie Lumpen an einer Vogelscheuche, und sein Blick huschte unablässig hin und her, als fürchte er einen Überfall. Jeder entgegenkommende Reisende, der wagemutig genug gewesen wäre, sich den Kardinal und seinen zerlumpten Gefährten genauer anzusehen, hätte Charles für einen Soldaten gehalten, doch Charles Bessières war nie einem Kriegsbanner gefolgt. Er hatte Kehlen aufgeschlitzt und Börsen geraubt, und er war nur deshalb dem Galgen entgangen, weil er der ältere Bruder des Kardinals war.

Charles und Louis Bessières waren im Limousin geboren, als Söhne eines Talghändlers. Der Jüngere hatte eine Erziehung bekommen, der Ältere war schon als Kind ein Taugenichts gewesen. Während Louis die Kirchenlaufbahn eingeschlagen hatte, war Charles durch dunkle Gassen geschlichen, doch so verschieden sie auch waren, sie vertrauten einander und wussten ein Geheimnis zu bewahren, und genau aus diesem Grund hatten die Soldaten den Befehl bekommen, sich auf Abstand zu halten.

«Wie geht es unserem Gefangenen?», fragte der Kardinal.

«Er mault. Nörgelt wie ein Weib.»

«Aber er arbeitet?»

«O ja, und ob», sagte Charles grimmig. «Er hat zu viel Angst, um faul zu sein.»

«Isst er? Wirkt er gesund?»

«Er isst, er schläft, und er nagelt seine Frau», sagte Charles.

«Er hat eine Frau?» Der Kardinal klang schockiert.

«Er wollte eine. Meinte, ohne könne er nicht vernünftig arbeiten, also habe ich ihm eine besorgt.»

«Was für eine?»

«Aus den Hurenhäusern von Paris.»

«Eine deiner früheren Gespielinnen?», fragte der Kardinal amüsiert. «Aber hoffentlich keine, an der dein Herz hängt?»

«Wenn alles erledigt ist, schneide ich ihr die Kehle durch, genau wie ihm», sagte Charles. «Du brauchst mir nur zu sagen, wann.»

«Wenn er sein Wunderwerk vollbracht hat, natürlich», erwiderte der Kardinal.

Sie folgten dem schmalen Pfad, der den Hügel hinaufführte, und als sie beim Turm angekommen waren, befahl der Kardinal seinem Gefolge, im Hof zu warten. Dann gingen Charles und er eine kurze, gewundene Treppe hinunter, die zu einer schweren Tür mit drei eisernen Riegeln führte. Der Kardinal wartete, während sein Bruder die Riegel löste. «Die Wachen kommen nicht hierher?», fragte er.

«Nur die beiden, die das Essen bringen und die Eimer leeren», sagte Charles. «Die anderen wissen, dass ihnen die Kehle aufgeschlitzt wird, wenn sie hier herumschnüffeln.»

«Und das glauben sie?»

Charles Bessières warf seinem Bruder einen finsteren Blick zu. «Würdest du es nicht glauben?» Bevor er den letzten Riegel löste, zog er seinen Dolch. Er trat einen Schritt zurück, als er die Tür öffnete, um einem eventuellen Angriff von der anderen Seite auszuweichen, doch der Mann im Innern legte keinerlei Feindseligkeit an den Tag, sondern freute sich geradezu, den Kardinal zu erblicken, und sank ehrfurchtsvoll auf die Knie.

Das Kellergewölbe des Turms war geräumig und von mächtigen Ziegelsteinbogen getragen, an denen mehrere Laternen hingen. Die trübe Beleuchtung wurde durch ein

wenig Tageslicht verstärkt, das durch drei hohe, schmale Fenster mit mächtigen Gittern hereindrang. Der Gefangene, der in dem Keller hauste, war ein junger Mann mit langem blondem Haar, einem aufgeweckten Gesicht und intelligentem Blick. Wangen und Stirn waren, ebenso wie seine langen, feingliedrigen Hände, mit Schmutz beschmiert. Er blieb auf den Knien, als der Kardinal auf ihn zutrat.

«Gaspard, mein junger Freund», sagte der Kardinal wohlwollend und streckte die Hand aus, damit der Gefangene den schweren Ring küssen konnte, in dem ein Stachel aus der Dornenkrone Jesu verborgen war. «Ich hoffe, es geht dir gut? Wie ich höre, isst du mit Appetit, schläfst wie ein Säugling, arbeitest wie ein guter Christ und rammelst wie ein Hase.» Bei den letzten Worten blickte der Kardinal zu dem Mädchen hinüber, dann zog er seine Hand zurück und trat in die Mitte des Raumes, wo drei Tische mit diversen Tongefäßen, Bienenwachsquadern, Goldbarren und allerlei Meißeln, Feilen, Bohrern und Hämmern standen.

Das Mädchen, rothaarig und nur mit einem schmutzigen Hemd bekleidet, dessen einer Träger von der Schulter gerutscht war, saß mit mürrischer Miene auf einem einfachen Holzbett in der Ecke des Kellers. «Mir gefällt’s hier nicht», beschwerte sie sich.

Der Kardinal starrte sie eine Weile schweigend an, dann wandte er sich zu seinem Bruder. «Wenn sie noch einmal ohne Erlaubnis zu mir spricht», sagte er, «lass sie auspeitschen.»

«Sie meint es nicht böse, Euer Eminenz», sagte Gaspard, der noch immer auf dem Boden kniete.

«Aber ich», erwiderte der Kardinal, dann lächelte er dem Gefangenen zu. «Steh auf, mein lieber Junge, steh auf.»

«Ich brauche Yvette», sagte Gaspard. «Sie hilft mir.»

«Das kann ich mir denken.» Der Kardinal beugte sich über ein Tongefäß, das mit einer bräunlichen Masse gefüllt war. Der Gestank ließ ihn zurückweichen. Er wandte sich wieder Gaspard zu, der ihm gefolgt war und nun erneut kniete, ein Geschenk in den Händen.

«Für Euch, Eminenz», sagte Gaspard eifrig. «Ich habe es für Euch angefertigt.»

Der Kardinal nahm das Geschenk entgegen. Es war ein goldenes Kruzifix, kaum eine Handbreit hoch, und doch war jede Einzelheit des gekreuzigten Christus kunstvoll herausgearbeitet. Unter der Dornenkrone schauten einige Haarsträhnen hervor, die Dornen selbst waren so spitz, dass man sich daran stechen konnte, die Wunde in seiner Seite hatte gezackte Ränder, und das goldene Blut daraus rann über sein Lendentuch hinweg bis auf den schlanken Oberschenkel. Die Nagelköpfe standen sichtbar hervor, und der Kardinal zählte sie. Vier. Drei von den echten Nägeln hatte er in seinem Leben bereits gesehen. «Es ist sehr schön, Gaspard.»

«Ich würde noch besser arbeiten», sagte Gaspard, «wenn es mehr Licht gäbe.»

«Wir würden alle besser arbeiten, wenn es mehr Licht gäbe – das Licht der Wahrheit, das Licht Gottes, das Licht des Heiligen Geistes.» Der Kardinal ging an den Tischen entlang und strich mit der Hand über Gaspards Werkzeuge. «Doch der Teufel schickt uns Dunkelheit, um uns zu verwirren, und wir müssen uns nach Kräften bemühen, sie zu ertragen.»

«Aber weiter oben müsste es doch Räume mit mehr Licht geben?»

«In der Tat», sagte der Kardinal. «Doch woher weiß ich, dass du mir nicht entfliehst, Gaspard? Du bist ein kluger Mann. Wenn ich dir ein großes Fenster gebe, gebe ich dir damit vielleicht auch die Freiheit. Nein, mein guter Junge, wenn du so etwas fertigbringst» – er hielt das Kruzifix

hoch –, «dann brauchst du nicht mehr Licht.» Er lächelte. «Du bist wirklich begabt.»

Das war Gaspard in der Tat. Er war Lehrling bei einem der Goldschmiede am Quai des Orfèvres auf der Ile de la Cité in Paris gewesen, wo der Kardinal seinen Wohnsitz hatte. Der Kardinal hatte von jeher eine Schwäche für die Goldschmiede. Er durchstöberte ihre Läden, förderte sie und erstand ihre besten Stücke, und viele davon waren von diesem jungen Lehrling angefertigt worden. Da er nicht nur begabt, sondern auch sehr auffahrend war, hatte er eines Nachts bei einer Prügelei in einer Schankstube einen anderen Lehrling erstochen und war zum Galgen verurteilt worden. Der Kardinal hatte ihn gerettet, in den Turm gebracht und ihm die Freiheit versprochen.

Doch erst musste Gaspard das Wunder vollbringen. Sobald er das getan hatte, war er ein freier Mann. So lautete das Versprechen, obwohl der Kardinal genau wusste, dass Gaspard diesen Keller nur verlassen würde, um den großen Ofen im Innenhof zu benutzen. Der ahnungslose junge Goldschmied stand bereits vor den Toren der Hölle. Der Kardinal bekreuzigte sich, dann legte er das Kruzifix auf einen der Tische. «Zeig ihn mir», befahl er Gaspard.

Gaspard trat an seinen Arbeitsplatz, auf dem ein in weißes Leinen gehülltes Objekt stand. «Es ist nur das Wachsmodell, Euer Eminenz», erklärte er und nahm das Leintuch ab, «und ich weiß nicht, ob es überhaupt möglich ist, es in Gold zu verwandeln.»

«Kann man es anfassen?», fragte der Kardinal.

«Vorsichtig», warnte Gaspard. «Es ist aus gereinigtem Bienenwachs und sehr empfindlich.»

Der Kardinal ergriff das grauweiße Wachsobjekt, das sich ölig anfühlte, und trat damit an eines der Fenster. Stumm vor Staunen stand er da.

Gaspard hatte einen Kelch aus Wachs geschaffen. Er hatte mehrere Wochen daran gearbeitet. Der Kelch selbst war gerade so groß, dass ein Apfel hineinpasste, und der Stiel maß nur sechs Zoll. Dieser Stiel war als Baumstamm gestaltet und lief unten in drei Wurzeln aus, die den Fuß bildeten. Die Krone des Baums verzweigte sich zu einem filigranen Geäst, das den Kelch umfasste und erstaunlich detailliert gearbeitet war, mit winzigen Blättern, Äpfeln und, oben am Rand, drei zierlichen Nägeln. «Er ist wunderschön», sagte der Kardinal.

«Die drei Wurzeln stehen für die Dreieinigkeit, Euer Eminenz», erklärte Gaspard.

«Das hatte ich vermutet.»

«Und der Baum ist der Baum des Lebens.»

«Daher die Äpfel», sagte der Kardinal.

«Und die Nägel deuten an, dass es der Baum ist, aus dem dereinst das Kreuz unseres Herrn gemacht wird», schloss Gaspard.

«Das war mir nicht entgangen», bemerkte der Kardinal. Er brachte den prachtvollen Wachskelch zum Tisch zurück und stellte ihn vorsichtig ab. «Wo ist das Glas?»

«Hier, Euer Eminenz.» Gaspard öffnete eine Schatulle und nahm ein Trinkgefäß heraus, das er dem Kardinal reichte. Das Gefäß bestand aus dickem grünlichem Glas, das an einigen Stellen trübe war und an anderen winzige Luftbläschen aufwies. Der Kardinal nahm an, dass es römischer Herkunft war. Sicher war er nicht, aber es sah sehr alt und ein wenig derb aus, und das war für seine Zwecke genau richtig. Der Kelch, aus dem Jesus seinen letzten Wein getrunken hatte, passte gewiss eher auf den Tisch eines Bauern als auf die Festtafel eines Edelmanns. Der Kardinal hatte das Glas in einem Laden in Paris entdeckt, es für ein paar Kupfermünzen erstanden und Gaspard angewiesen, den ohnehin schiefen Fuß

abzutrennen, was dieser mit solchem Geschick getan hatte, dass der Kardinal nicht einmal mehr die Ansatzstelle sehen konnte. Nun setzte er den Glaskelch mit größter Vorsicht in das filigrane Wachsgebilde. Gaspard hielt den Atem an, voller Angst, dass der Kardinal eines der winzigen Blätter abbrechen könnte, doch der Kelch glitt sanft hinein und passte sich perfekt der Wölbung an.

Der Gral. Der Kardinal betrachtete den Glaskelch und stellte sich vor, wie er, von einem zierlichen Spitzenwerk aus feinstem Gold umschlossen und von hohen weißen Kerzen beschienen, auf einem Altar stand. Ein Chor heller Jungenstimmen würde erklingen, der Duft von Weihrauch würde die Luft erfüllen, und Könige und Kaiser, Prinzen und Herzöge, Edelmänner und Ritter würden davor niederknien.

Louis Bessières, Kardinalerzbischof von Livorno, wollte den Gral, und einige Monate zuvor war ein Gerücht aus Südfrankreich, dem Land der verbrannten Ketzer, zu ihm vorgedrungen, dass der Gral tatsächlich existierte. Zwei Abkömmlinge der Familie Vexille, ein Franzose und ein englischer Bogenschütze, suchten ebenfalls danach, doch niemand, so dachte der Kardinal, wollte ihn so sehr wie er. Und niemand verdiente ihn so sehr wie er. Wenn er diese kostbarste aller Reliquien fand, würde er so unermessliche Macht besitzen, dass Könige und der Papst ihn um seinen Segen bitten würden. Und wenn Clemens, der derzeitige Papst, starb, würde er, Louis Bessières, seinen Thron einnehmen – sofern er den Gral besaß. Doch eines Tages, als der Kardinal gedankenverloren auf die bunten Fenster seiner Privatkapelle gestarrt hatte, war ihm eine Erleuchtung gekommen. Der Gral selbst war gar nicht notwendig. Ob er existierte oder nicht, war belanglos; was zählte, war, dass die gesamte Christenheit daran glaubte, dass es ihn gab. Die Menschen wollten den Gral, und es konnte irgendein beliebiges Gefäß sein, solange sie nur

überzeugt waren, dass es der echte, heilige, der einzig wahre Gral war. Und das war der Grund, weshalb Gaspard in diesem Keller hauste und weshalb der junge Goldschmied sterben musste, denn niemand außer dem Kardinal und seinem Bruder durfte jemals erfahren, was in dem abgelegenen Turm auf dem Hügel bei Melun vor sich ging. «Und jetzt», sagte der Kardinal und nahm vorsichtig das Glas aus seinem filigranen Gefäß, «musst du das einfache Wachs in himmlisches Gold verwandeln.»

«Das wird schwer, Euer Eminenz.»

«Natürlich wird es schwer, aber ich werde für dich beten. Und vergiss nicht, deine Freiheit hängt vom Erfolg dieses Unterfangens ab.» Der Kardinal sah den Zweifel auf Gaspards Gesicht. «Du hast das Kruzifix erschaffen», sagte er und hob das kunstvolle Schmuckstück hoch, «warum also sollte es dir mit dem Kelch nicht gelingen?»

«Er ist so feingliedrig», sagte Gaspard. «Und wenn ich das Gold gieße und das Wachs schmilzt nicht, war alles umsonst.»

«Dann wirst du von vorn beginnen», sagte der Kardinal. «Und dank deiner Erfahrung und mit Gottes Hilfe wirst du den Weg der Wahrheit finden.»

«So etwas ist noch nie zuvor gemacht worden, jedenfalls nicht mit etwas so Filigranem.»

«Zeig mir, wie es geht», befahl der Kardinal, und Gaspard erklärte ihm, dass er den Wachskelch mit der stinkenden braunen Paste bestreichen würde, vor der der Kardinal zurückgewichen war. Diese Paste bestand aus Wasser, gebranntem und zu Pulver zerstoßenem Ochsenhorn und Kuhmist, und sobald diese Schicht getrocknet war, würde das Ganze in weichen Ton gebettet, der vorsichtig angedrückt werden musste, um das Wachs vollständig zu umschließen, ohne es jedoch zu verformen. Von außen würden kleine Tunnel durch den Ton gebohrt, und dann würde Gaspard die formlose Masse in dem großen Ofen im

Innenhof brennen. Dabei würde das Wachs schmelzen und durch die Tunnel auslaufen, und wenn er gut gearbeitet hatte, befände sich, verborgen im nunmehr gehärteten Ton, ein Hohlraum in der Form des Lebensbaums.

«Und wozu der Kuhmist?», fragte der Kardinal voller Interesse. Alle schönen Dinge faszinierten ihn, vielleicht weil sie ihm in seiner Jugend versagt gewesen waren.

«Er wird sehr hart, wenn man ihn brennt», erklärte Gaspard, «und bildet dann eine feste Schicht um den Hohlraum.» Er lächelte dem mürrischen Mädchen zu. «Yvette mischt ihn für mich. Die Schicht, die unmittelbar auf das Wachs gestrichen wird, ist sehr fein, die äußeren gröber.»

«Diese Dungmischung bildet also die harte Oberfläche der Form?», fragte der Kardinal.

«Genau», erwiderte Gaspard, erfreut, dass sein Retter und Wohltäter das Verfahren verstand.

Wenn der Ton ausgekühlt war, würde Gaspard geschmolzenes Gold in den Hohlraum gießen, und dann konnte er nur noch hoffen, dass das flüssige Feuer jede noch so winzige Höhlung, jedes Blatt und jeden Apfel, jeden Nagel und jede kunstvoll modellierte Struktur der Baumrinde ausfüllte. Und wenn das Gold abgekühlt und ausgehärtet war, würde er den Tonmantel zerschlagen, und dann käme entweder der prachtvollste Kelch zum Vorschein, den die Christenheit je erblickt hatte, oder ein formloser Goldklumpen. «Wahrscheinlich werde ich ihn in mehreren Einzelteilen gießen müssen», sagte Gaspard nervös.

«Du wirst es mit diesem Modell versuchen», befahl der Kardinal und breitete das Leintuch wieder über den Wachskelch. «Und falls es misslingt, wirst du ein neues machen und es noch einmal versuchen und noch einmal, und wenn du es geschafft hast, Gaspard, werde ich dir die Felder und den Himmel wiedergeben. Dir und deiner

kleinen Freundin.» Er lächelte der Frau verhalten zu, schlug das Kreuz über Gaspards Kopf und verließ den Keller. Draußen wartete er, während sein Bruder die Tür verriegelte. «Sei nicht unfreundlich zu ihm, Charles.»

«Unfreundlich? Ich bin sein Kerkermeister, nicht seine Amme.»

«Und er ist ein Genie. Er glaubt, er fertigt mir einen Messkelch. Er hat keine Ahnung, wie wichtig seine Arbeit ist. Das Einzige, wovor er sich fürchtet, bist du, also sorg dafür, dass er sich wohl fühlt.»

Charles wandte sich von der Tür ab. «Und wenn sie nun den echten Gral finden?»

«Wer sollte ihn finden?», entgegnete der Kardinal. «Der englische Bogenschütze ist verschwunden, und dieser trottelige Mönch wird ihn in Berat gewiss nicht auftreiben. Er wirbelt nur Staub auf.»

«Warum hast du ihn dann geschickt?»

«Weil der Gral eine Vergangenheit haben muss. Bruder Jerôme wird in der Gascogne ein paar Geschichten über den Gral ausgraben, und sobald er offiziell erklärt hat, dass es Aufzeichnungen über den Gral gibt, werden wir den Kelch nach Berat bringen und seine Entdeckung verkünden.»

Charles war immer noch mit dem echten Gral beschäftigt. «Ich dachte, der Vater dieses Engländers hätte ein Buch hinterlassen?»

«Hat er, aber es steht nichts Brauchbares drin. Es sind die Kritzeleien eines Verrückten.»

«Dann finde den Bogenschützen und hol die Wahrheit aus ihm heraus.»

«Wir werden ihn finden», sagte der Kardinal grimmig, «und beim nächsten Mal werde ich dich auf ihn loslassen, Charles. Dann wird er reden. Aber bis dahin müssen wir

weitersuchen und vor allem weiterarbeiten, also sorge gut für unseren Gaspard.»

«Ja», sagte Charles, «und dann sorge ich dafür, dass er schweigt.» Denn Gaspard würde den beiden Brüdern den Weg zum Papstpalast in Avignon bereiten, und der Kardinal, der die Stufen zum Innenhof hinaufstieg, konnte die Macht bereits schmecken. Er würde Papst sein.

Frühmorgens am gleichen Tag, weit südlich des abgelegenen Turms bei Soissons, wartete der Scheiterhaufen für die Verbrennung der Ketzerin im Schatten der Burg von Castillon d’Arbizon. Das Holz war sorgfältig aufgeschichtet worden, genau wie Vater Roubert es angeordnet hatte: Rund um den dicken Pfahl mit der Kette war zunächst eine Schicht Anmachholz verteilt worden und darüber vier Schichten aufrecht angeordneter Zweigbündel, die sehr hell, aber nicht zu heiß brennen und nur wenig Rauch bilden würden, sodass die Leute sehen konnten, wie Geneviève sich in den lodernden Flammen wand, und Zeuge waren, wie die Ketzerin in das Reich Satans einging.

Der Schatten der Burg erstreckte sich fast bis hinunter zum Westtor, wo die Stadtbüttel, bereits schockiert über den Leichnam des Wachmanns im Innern des Tors, entgeistert zum dunklen Umriss des Turms hinaufstarrten. Oben an der Spitze wehte eine neue Fahne. Anstelle des orangeroten Leoparden auf weißem Grund zeigte sie ein blaues Feld, durchteilt von einem diagonalen weißen Band, auf dem drei rote Sterne prangten. Drei gelbe Löwen zierten die beiden blauen Felder, und diese wilden Tiere schienen sich zu bewegen, als ein leichter Wind die große Flagge anhob. Dann gab es die nächste Überraschung, denn in dem Moment, als die vier Ratsherren der Stadt herbeigeeilt kamen, erschienen einige Männer auf der Mauer oberhalb des Burgtores und ließen zwei schwere, an

Seilen befestigte Objekte über die Brustwehr fallen. Zunächst dachten die Zuschauer unten, die Garnison lüfte ihre Matratzen, doch dann sahen sie, dass es die Leichen zweier Männer waren. Es handelte sich um den Kastellan und einen weiteren Wachmann, und sie hingen dort, um die Botschaft der Flagge zu verstärken. Castillon d’Arbizon stand unter neuer Herrschaft.

Galat Lorret, der älteste und reichste der Ratsherren, derselbe Mann, der am Abend zuvor den fremden Mönch in der Kirche befragt hatte, fasste sich als Erster. «Wir müssen Berat benachrichtigen», sagte er und wies den Schreiber an, einen Brief an den rechtmäßigen Herrn von Castillon d’Arbizon aufzusetzen. «Sag dem Herrn, englische Truppen hätten die Flagge des Earl of Northampton gehisst.»

«Ihr kennt sie?», fragte einer der anderen Ratsherren.

«Sie hat lange genug hier geweht», erwiderte Lorret bitter. Castillon d’Arbizon hatte einst den Engländern gehört und seine Steuern ins ferne Bordeaux entrichtet, doch Lorret hatte nicht damit gerechnet, die Flagge des Earls jemals wiederzusehen. Er befahl den verbliebenen Wachmännern der Garnison, die betrunken in der Schankstube gesessen hatten und so den Engländern entgangen waren, die Nachricht des Schreibers ins ferne Berat zu bringen, sobald sie fertig war, und gab ihnen ein paar Goldmünzen, um ihren Ritt zu beschleunigen. Dann marschierte er mit grimmiger Miene die Straße hinauf, begleitet von den drei anderen Ratsherren. Vater Medous und der Pfarrer von St. Callic schlossen sich ihnen an, und nach und nach folgte auch das verängstigte Stadtvolk.

Lorret pochte an das Burgtor. Er war fest entschlossen, die dreisten Eindringlinge mit seiner Autorität zu bezwingen. Er würde ihnen Angst einjagen. Er würde verlangen, dass sie Castillon d’Arbizon augenblicklich verließen. Er würde ihnen mit Belagerung und

Aushungerung drohen. Noch während er sich seine empörte Rede zurechtlegte, öffneten sich knarzend die Flügel des großen Tores, und vor ihm stand ein Dutzend englischer Bogenschützen in voller Rüstung. Beim Anblick der halb gespannten Bogen mit den langen Pfeilen wich Lorret unwillkürlich zurück.

Dann trat der junge Mönch vor, nur war er jetzt kein Mönch mehr, sondern ein Soldat in einem Kettenpanzer. Sein Kopf war unbedeckt, und das kurze schwarze Haar sah aus, als wäre es mit einem Messer geschoren worden. Er trug schwarze Beinlinge, hohe schwarze Stiefel und einen schwarzen Ledergürtel, an dem ein kurzes Messer und ein langes, einfaches Schwert befestigt waren. Um seinen Hals hing eine silberne Kette, das Zeichen, dass er der Anführer war. Er musterte die Ratsherren und Büttel, die sich vor ihm aufgereiht hatten, und nickte Lorret zu. «Wir wurden gestern Abend nicht richtig vorgestellt», sagte er, «aber zweifellos erinnert Ihr Euch an meinen Namen. Nun seid Ihr an der Reihe, mir Euren zu nennen.»

«Ihr habt hier nichts verloren!», polterte Lorret.

Thomas sah zum Himmel hinauf, dessen blasse, fast ausgewaschene Tönung erahnen ließ, dass das ungewöhnlich kalte Wetter anhalten würde. «Vater», sagte er, zu Medous gewandt, «seid so gut und übersetzt meine Worte, damit alle verstehen, was gesprochen wird.» Dann blickte er wieder zu Lorret. «Wenn Ihr nicht zur Vernunft kommt, werde ich meinen Männern befehlen, Euch zu töten, und dann werde ich mich an Eure Begleiter wenden. Wie ist Euer Name?»

«Ihr seid doch der Mönch», sagte Lorret empört.

«Nein, das bin ich nicht, aber Ihr habt es geglaubt, weil ich lesen kann. Ich bin der Sohn eines Pfarrers, und er hat mir das Lesen beigebracht. Würdet Ihr mir jetzt Euren Namen verraten?»

«Ich bin Galat Lorret.»

«Und nach Eurer Robe zu schließen» – Thomas deutete auf den pelzbesetzten Umhang –, «nehme ich an, Ihr habt hier etwas zu sagen?»

«Wir sind die Ratsherren», sagte Lorret mit aller Würde, die er aufbieten konnte. Seine drei Amtskollegen bemühten sich, unbekümmert dreinzuschauen, aber das war nicht einfach mit einer Reihe funkelnder Pfeilspitzen vor der Nase.

«Ich danke Euch», erwiderte Thomas höflich. «Und jetzt sagt Euren Leuten, dass sie das große Glück haben, wieder unter der Herrschaft des Earl of Northampton zu stehen, und dass Seine Lordschaft es nicht schätzt, wenn seine Untertanen tatenlos herumstehen, anstatt ihr Werk zu verrichten.» Er nickte Vater Medous zu, der der Menge die Worte stotternd übersetzte. Einige protestierten, hauptsächlich deshalb, weil den Klügeren unter ihnen klar war, dass ein Wechsel der Herrschaft unweigerlich höhere Steuern nach sich ziehen würde.

«Das erste Werk, das heute verrichtet werden muss», sagte Lorret, «ist die Verbrennung einer Ketzerin.»

«Das betrachtet Ihr als Werk?»

«Das Werk Gottes.» Lorret erhob die Stimme und wechselte zur Sprache der Gegend. «Allen Bewohnern der Stadt ist eine Unterbrechung ihrer Arbeit gewährt worden, um der Verbrennung des Bösen beiwohnen zu können.»

Vater Medous übersetzte die Worte für Thomas. «Es ist so Brauch», fügte der Pfarrer hinzu, «und der Bischof besteht darauf, dass die Leute das Mädchen brennen sehen.»

«Brauch?», fragte Thomas. «Verbrennt Ihr Mädchen so oft, dass es einen entsprechenden Brauch gibt?»

Vater Medous schüttelte verwirrt den Kopf. «Vater Roubert hat darauf bestanden, dass wir die Leute zuschauen lassen.»

Thomas runzelte die Stirn. «Vater Roubert? Ist das derjenige, der Euch gesagt hat, dass Ihr das Mädchen langsam verbrennen sollt? Mit dünnen, aufrecht angeordneten Zweigbündeln?»

«Er ist Dominikaner», sagte Vater Medous. «Und zwar ein echter. Er hat die Ketzerei des Mädchens aufgedeckt. Eigentlich sollte er hier sein.» Der Pfarrer sah sich um, als erwarte er, den Mönch irgendwo zu erblicken.

«Zweifellos bedauert er es, dieses Schauspiel zu verpassen.» Thomas gab seinen Bogenschützen ein Zeichen, zur Seite zu treten, damit Guillaume d'Evecque, ebenfalls im Kettenpanzer und mit einem großen Kriegsschwert in der Hand, Geneviève nach vorn bringen konnte. Bei ihrem Anblick stießen die Leute Flüche und Verwünschungen aus, doch ihr Zorn verstummte, als die Bogenschützen hinter dem Mädchen wieder in Stellung gingen und ihre Pfeile auf sie richteten. Robbie Douglas schob sich zwischen den Bogenschützen hindurch, den Blick auf Geneviève geheftet, die nun neben Thomas stand. «Ist dies das Mädchen?», fragte Thomas.

«Ja, sie ist die Ketzerin», sagte Lorret.

Geneviève starrte Thomas ungläubig an. Als er bei ihr in der Zelle gewesen war, hatte er die Kutte eines Mönchs getragen, doch nun war offensichtlich, dass er kein Geistlicher war.

Sie sah nicht mehr aus wie ein schmutziges, wildes Tier. Thomas hatte zwei Küchenmägde aus der Burg mit Wasser, Tüchern und einem Kamm zu ihr geschickt, damit sie sich waschen konnte, und er hatte ihr ein weißes Kleid gegeben, das der Kastellanin gehört hatte. Es war aus kostbarem, gebleichtem Leinen, mit goldenen Stickereien am Ausschnitt, an den Ärmeln und am Saum, und Geneviève sah aus, als wäre sie dazu geboren, solche Kleider zu tragen. Ihr langes blondes Haar war zu einem Zopf geflochten und mit einem gelben Band

zusammengebunden. Sie war erstaunlich groß, und trotz der gefesselten Hände blickte sie mit herausfordernder Miene auf die Menge. Vater Medous deutete schüchtern auf den Scheiterhaufen, als wollte er andeuten, es sei keine Zeit zu verlieren.

Thomas betrachtete Geneviève erneut. Sie war wie eine Braut gekleidet, eine Braut, die sich mit dem Tod vermählte, und Thomas staunte über ihre Schönheit. War das der Grund, weshalb die Leute sie so hassten? Sein Vater hatte oft gesagt, dass Schönheit ebenso viel Hass wie Liebe weckte, denn Schönheit war unnatürlich, ein Affront gegen den Schmutz und die Narben und das Blut des gewöhnlichen Lebens, und Geneviève, so groß und schmal und ätherisch, war alles andere als gewöhnlich. Robbies Gedanken schienen in dieselbe Richtung zu gehen, denn er starrte sie mit einem Ausdruck entrückten Staunens an.

Galat Lorret wies auf den Scheiterhaufen. «Wenn Ihr wollt, dass die Leute wieder an die Arbeit gehen, dann fangt endlich mit der Verbrennung an.»

«Ich habe noch nie eine Frau verbrannt», sagte Thomas. «Ihr müsst mir ein wenig Zeit lassen, um zu überlegen, wie ich es am besten anstelle.»

«Die Kette wird um ihren Leib geschlungen», erklärte Lorret, «und der Schmied verschließt sie.» Er deutete zu dem Schmied, der mit einer Öse und einem Hammer bereitstand. «Und Feuer findet Ihr in jedem Haus.»

«In England kommt es bisweilen vor, dass der Henker das Opfer hinter dem Schleier des Rauchs erwürgt, um die Qual zu verkürzen. Meist nimmt er dazu eine Bogensehne.» Thomas holte eine ebensolche Sehne aus seiner Gürteltasche. «Ist das hier auch üblich?»

«Nicht bei Ketzern», erwiderte Galat Lorret schroff.

Thomas nickte und steckte die Sehne wieder ein. Dann nahm er Genevièves Arm, um sie zum Scheiterhaufen zu

bringen. Robbie trat vor, als wolle er ihn daran hindern, doch d'Evecque hielt den jungen Schotten zurück. Thomas zögerte. «Es muss doch ein Dokument geben», sagte er zu Lorret. «Eine Vollmacht oder etwas in der Art, das die weltliche Macht autorisiert, das Urteil der Kirche auszuführen.»

«Es wurde dem Kastellan gesandt», sagte Lorret.

«Dem da?» Thomas sah zu dem Leichnam an der Mauer hinauf. «Er hat es mir nicht gegeben, und ich kann das Mädchen nicht ohne ein solches Dokument verbrennen.» Er zog eine sorgenvolle Miene und wandte sich zu Robbie um. «Kannst du mal nachsehen? Im Saal stand eine Truhe mit Pergamenten, vielleicht ist es da? Es muss etwas mit einem schweren Siegel sein.»

Robbie, der den Blick nicht von Genevièves Gesicht lösen konnte, sah einen Moment so aus, als wolle er sich widersetzen, doch dann nickte er abrupt und verschwand in der Burg. Thomas trat vom Scheiterhaufen zurück, Geneviève noch immer am Arm. «Während wir warten», sagte er zu Vater Medous, «könntet Ihr vielleicht kurz erläutern, weshalb sie verbrannt werden soll?»

Die höfliche Aufforderung schien den Pfarrer aus der Fassung zu bringen, doch er fing sich wieder. «Vieh ist gestorben», sagte er, «und sie hat die Ehefrau eines Mannes verflucht.»

Thomas sah ihn überrascht an. «In England stirbt auch Vieh, und ich habe auch schon einmal die Ehefrau eines Mannes verflucht. Bin ich deshalb ein Ketzer?»

«Sie kann die Zukunft vorhersagen!», protestierte Medous. «Sie hat nackt unter den Blitzen getanzt und Magie benutzt, um Wasser zu finden.»

«Ah», sagte Thomas mit ernster Miene. «Wasser?»

«Mit einem Zweig!», warf Galat Lorret ein. «Das ist Teufelswerk!»

Thomas zog eine nachdenkliche Miene. Er sah zu Geneviève, die leicht zitterte, und dann wieder zu Vater Medous. «Sagt mir, Vater, war es nicht so, dass Moses mit dem Stab seines Bruders gegen einen Felsen schlug, und dann sprudelte Wasser aus dem Stein?»

Es war lange her, dass Vater Medous die Bibel studiert hatte, doch die Geschichte kam ihm bekannt vor. «Ja, da war etwas in der Art», gab er zu.

«Vater!», sagte Galat Lorret warnend.

«Schweigt!», herrschte Thomas den Ratsherrn an. Er erhob die Stimme. *«‹Cumque elevasset Moses manum›»*, zitierte er aus dem Gedächtnis, *«‹percutiens virga bis silicem egressae sunt aquae largissimae.›»* Es hatte nicht viele Vorzüge, der Bastard eines Priesters zu sein oder einige Wochen in Oxford verbracht zu haben, doch immerhin hatte er dabei genügend Wissen aufgeschnappt, um die meisten Kirchenmänner ins Stottern zu bringen. «Da Ihr meine Worte nicht übersetzt habt, Vater», sagte er zu dem Pfarrer, «erzählt den Leuten, wie Moses gegen den Felsen geschlagen und damit Wasser zum Sprudeln gebracht hat. Und dann erklärt mir, wenn es Gott gefällt, Wasser mit Hilfe eines Stabes zu finden, warum sollte es dann unrecht von dieser Frau sein, dies mit einem Zweig zu tun?»

Das gefiel der Menge nicht. Unmut breitete sich aus, und nur der Anblick zweier Bogenschützen, die auf der Brustwehr oberhalb der beiden baumelnden Leichen auftauchten, brachte sie zum Schweigen. Der Priester beeilte sich, die Proteste zu übersetzen. «Sie hat eine Frau verflucht und die Zukunft vorhergesagt.»

«Was hat sie in der Zukunft gesehen?», fragte Thomas.

«Den Tod.» Diesmal antwortete Lorret. «Sie hat gesagt, die Stadt würde sich mit Toten füllen und wir würden unbegraben auf den Straßen liegen.»

Thomas wirkte beeindruckt. «Hat sie auch vorhergesagt, dass die Stadt unter ihren rechtmäßigen Herrn zurückkehren würde? Hat sie gesagt, dass der Earl of Northampton uns hierherschicken würde?»

Schweigen breitete sich aus, dann schüttelte Medous den Kopf. «Nein.»

«Dann scheint sie die Zukunft nicht sehr klar zu sehen», sagte Thomas. «Das kann der Teufel ihr nicht eingeflüstert haben.»

«Das Bischofstribunal hat anders entschieden», beharrte Lorret, «und es ist nicht an Euch, die Autoritäten anzuzweifeln.»

Das Schwert fuhr mit überraschender Schnelligkeit aus Thomas' Scheide. Die Klinge war geölt, um dem Rosten vorzubeugen, und sie glänzte feucht, als er die Spitze in den Pelzbesatz auf Lorrets Brust bohrte. «Ich bin die Autorität», sagte Thomas und drückte ein wenig fester. «Und Ihr tätet gut daran, das nicht zu vergessen. Ich kenne Euren Bischof nicht, aber wenn er eine Frau wegen ein paar verendeter Rinder für eine Ketzerin hält, ist er ein Trottel, und wenn er sie verurteilt, weil sie das getan hat, was Gott Moses befahl, dann ist er ein Gotteslästerer.» Er verstärkte erneut den Druck seines Schwertes, woraufhin Lorret hastig einen Schritt zurückwich. «Wessen Frau hat sie verflucht?»

«Meine», sagte Lorret empört.

«Und, ist sie gestorben?»

«Nein», musste Lorret zugeben.

«Dann hat der Fluch nicht gewirkt», sagte Thomas und schob das Schwert zurück in die Scheide.

«Sie ist eine Begine!», beharrte Vater Medous.

«Was ist das?», fragte Thomas.

«Eine Ketzerin», sagte Vater Medous ein wenig hilflos.

«Ihr wisst es nicht, stimmt's?», sagte Thomas. «Für Euch ist es nur ein Wort, und wegen dieses Wortes wollt Ihr sie verbrennen?» Er nahm das Messer von seinem Gürtel, dann schien ihm ein Gedanke zu kommen. «Ich nehme an», sagte er, zum Ratsherrn gewandt, «Ihr beabsichtigt, dem Grafen von Berat eine Nachricht zu schicken?»

Lorret sah ertappt aus, spielte jedoch den Ahnungslosen.

«Haltet mich nicht für einen Narren», sagte Thomas. «Ich bin überzeugt, dass Ihr bereits dabei seid, eine Nachricht zu verfassen. Also schreibt Eurem Grafen und Eurem Bischof, dass ich Castillon d'Arbizon erobert habe, und schreibt ihnen auch …» Er verstummte. Die ganze Nacht hatte er fieberhaft überlegt, was er tun sollte. Er hatte sogar gebetet, denn er war bemüht, ein guter Christ zu sein, aber seine Seele und sein Instinkt sagten ihm, dass es falsch war, das Mädchen zu verbrennen. Dann wieder hatte ihn eine innere Stimme gemahnt, er ließe sich von Mitleid und von goldenem Haar und hübschen Augen verführen, doch letzten Endes war er zu dem Schluss gekommen, dass er Geneviève nicht den Flammen übergeben konnte. Deshalb schnitt er jetzt das Seil durch, mit dem ihre Hände gefesselt waren, und als die Menge protestierte, erhob er die Stimme. «Schreibt Eurem Bischof, dass ich die Ketzerin freigelassen habe.» Er steckte sein Messer weg, legte den Arm um Genevièves schmale Schultern und wandte sich wieder an die Menge. «Schreibt Eurem Bischof, dass sie unter dem Schutz des Earl of Northampton steht. Und wenn Euer Bischof wissen will, wer das getan hat, dann nennt ihm denselben Namen wie dem Grafen von Berat: Thomas von Hookton.»

«Hookton», wiederholte Lorret, dem der fremde Name schwer über die Lippen ging.

«Ganz recht», sagte Thomas. «Und sagt ihm, Thomas von Hookton ist von Gottes Gnaden Herrscher über Castillon d'Arbizon.»

«Ihr? Herrscher über diese Stadt?», fragte Lorret empört.

«Wie Ihr gesehen habt, besitze ich jetzt die Macht, über Leben und Tod zu entscheiden. Und das, Lorret, gilt auch für Euer Leben.» Damit drehte er sich um und führte Geneviève in den Hof der Burg zurück. Hinter ihnen fiel krachend das Tor zu.

Und da damit die Aufregungen des Tages vorerst beendet schienen, wandte Castillon d'Arbizon sich wieder der Arbeit zu.

Zwei Tage lang aß und sprach Geneviève nicht. Sie blieb in Thomas' Nähe, beobachtete ihn, doch wenn er etwas zu ihr sagte, schüttelte sie nur den Kopf. Manchmal weinte sie still. Sie gab kein Geräusch von sich, wenn sie weinte, nicht einmal ein Schluchzen; nur die Tränen rannen über ihr verzweifeltes Gesicht.

Robbie versuchte, mit ihr zu reden, doch sie wich vor ihm zurück. Sie erschauerte sogar, wenn er ihr zu nahe kam, und das nahm Robbie ihr übel. «Gottverdammte Ketzerhure», verfluchte er sie mit seinem schottischen Akzent, und obwohl Geneviève kein Englisch sprach, verstand sie den Sinn seiner Worte und sah Thomas aus ihren großen Augen hilfesuchend an.

«Sie hat Angst», sagte Thomas.

«Vor mir?», fragte Robbie entrüstet, und seine Empörung schien gerechtfertigt, denn Robbie Douglas war ein umgänglicher junger Mann mit offenem, stupsnasigem Gesicht.

«Man hat sie gefoltert», erklärte Thomas. «Kannst du dir vorstellen, was das mit einem Menschen macht?» Unwillkürlich blickte er auf seine verkrümmten Hände, deren Knochen von Daumenschrauben gebrochen worden waren. Er hatte damals geglaubt, er würde niemals wieder einen Bogen spannen können, doch Robbie, sein Freund, hatte nicht locker gelassen und ihn immer wieder zum

Üben angetrieben. «Sie wird sich schon wieder berappeln», fügte er hinzu.

«Ich versuche doch nur, nett zu sein», verteidigte sich Robbie. Thomas warf seinem Freund einen Blick zu. Robbie errötete und wechselte das Thema. «Der Bischof wird eine neue Vollmacht schicken», sagte er. Thomas hatte die erste, die zusammen mit allen anderen Dokumenten der Burg in der eisenbeschlagenen Truhe des Kastellans gelegen hatte, verbrannt. Die übrigen Pergamente waren hauptsächlich Steuerrollen, Lohnlisten, Verzeichnisse von Einwohnern, Läden und dergleichen mehr. Ein paar Münzen waren auch in der Truhe gewesen, die Steuergelder und gleichzeitig die erste Beute unter Thomas' Befehl. «Was willst du dann tun?», bohrte Robbie nach.

«Was soll ich denn deiner Meinung nach tun?», fragte Thomas.

«Du wirst sie verbrennen müssen», erwiderte Robbie entschieden. «Dir bleibt keine andere Wahl. Der Bischof wird darauf bestehen»

«Wahrscheinlich», sagte Thomas. «Die Kirche kann sehr hartnäckig sein, wenn es darum geht, Leute zu verbrennen.»

«Dann kann sie nicht hierbleiben!»

«Ich habe ihr die Freiheit gegeben», sagte Thomas, «also kann sie tun, was sie will.»

«Ich könnte sie nach Pau bringen», erbot sich Robbie. Pau, ein gutes Stück westlich gelegen, war die nächste englische Garnison. «Dort wäre sie in Sicherheit. Gib mir eine Woche, ich bringe sie dorthin.»

«Ich brauche dich hier, Robbie. Wir sind nur wenige, wenn der Feind kommt, wird er in der Überzahl sein.»

«Aber ich könnte doch –»

«Sie bleibt hier», sagte Thomas bestimmt. «Es sei denn, sie möchte fort.»

Robbie sah aus, als wolle er widersprechen, dann verließ er abrupt den Raum. D'Evecque, der den Wortwechsel schweigend verfolgt hatte, zog eine ernste Miene. «Noch ein oder zwei Tage», sagte er auf Englisch, damit Geneviève ihn nicht verstand, «dann wird Robbie selbst darauf bestehen, dass sie verbrannt wird.»

«Was?» Thomas starrte ihn überrascht an. «Nein, das glaube ich nicht. Warum sollte er?»

«Er will sie», sagte d'Evecque, «und wenn er sie nicht haben kann, wird er beschließen, dass niemand sie haben soll.» Nachdenklich betrachtete er Geneviève. «Wenn sie hässlich wäre, würde sie dann noch leben?»

«Wenn sie hässlich wäre», erwiderte Thomas, «hätte man sie wahrscheinlich gar nicht verurteilt.»

D'Evecque zuckte die Achseln. Seine illegitime Tochter Eleanor war Thomas' Frau gewesen, bis dessen Vetter, Guy Vexille, sie getötet hatte. Auch sie war eine Schönheit gewesen, genau wie Geneviève. «Du bist genauso schlimm wie der Schotte.»

In dieser Nacht, der zweiten Nacht seit der Eroberung der Burg, als die Männer, die die Gegend nach Nahrung durchstreift hatten, wieder zurück waren, als die Pferde gefüttert, das Tor verschlossen und die Wachen aufgestellt waren, als alle gegessen und die meisten sich schlafen gelegt hatten, kroch Geneviève hinter dem Wandbehang vor dem Alkoven des Kastellans hervor und gesellte sich zu Thomas, der vor dem Feuer saß und in der Abschrift der merkwürdigen Aufzeichnungen seines Vaters las. Sonst war niemand in dem großen Saal. Robbie und Guillaume d'Evecque hatten ihr Lager dort oben, genau wie Thomas, doch d'Evecque führte die Wachaufsicht, und Robbie trank und spielte mit den Soldaten unten in der Waffenkammer.

In ihrem langen weißen Kleid trat sie grazil vom Podest herunter, ging auf ihn zu und hockte sich neben seinen Sessel vor das Feuer. Sie starrte eine Weile in die Flammen,

dann wandte sie sich Thomas zu, und er betrachtete staunend ihr Gesicht, auf dem Licht und Schatten des Feuers spielten. Was für ein gewöhnliches Ding, so ein Gesicht, dachte er, doch dieses faszinierte ihn.

«War es meine Schönheit, die mich gerettet hat?», fragte sie. Es waren ihre ersten Worte, seitdem er sie von ihrem Schicksal erlöst hatte.

«Nein», sagte Thomas.

«Warum hast du mich dann am Leben gelassen?»

Thomas zog den Ärmel hoch und zeigte ihr die Narben an seinem Arm. «Das da war auch ein Dominikaner.»

«Glühendes Eisen?»

«Ja.»

Sie stand auf, legte die Arme um ihn, ließ den Kopf gegen seine Schulter sinken und hielt ihn einfach nur. Beide schwiegen und rührten sich nicht. Thomas dachte zurück an den Schmerz die Erniedrigung und die Angst, und plötzlich war ihm zum Weinen zumute.

Da öffnete sich knarzend die Tür, und jemand kam herein. Thomas saß mit dem Rücken zur Tür und konnte nicht sehen, wer es war, doch Geneviève hob den Kopf und sah den Hereingekommenen an. Einen Moment herrschte Stille, dann schloss sich die Tür wieder, und Schritte entfernten sich. Thomas wusste, dass es Robbie gewesen war. Er brauchte gar nicht zu fragen.

Geneviève legte wieder den Kopf an seine Schulter. Er spürte den Schlag ihres Herzens.

«Die Nächte sind am schlimmsten», sagte sie nach einer Weile.

«Ich weiß.»

«Tagsüber gibt es Dinge anzuschauen. Aber in der Dunkelheit kommen die Erinnerungen.»

«Ich weiß.»

Sie hob den Kopf, verschränkte die Hände in seinem Nacken und sah ihn voller Ernst an. «Ich hasse ihn», sagte sie, und Thomas wusste, dass sie von ihrem Folterer sprach. «Er heißt Vater Roubert, und ich will, dass seine Seele in der Hölle schmort.»

Thomas, der seinen Folterer getötet hatte, wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, und sagte ausweichend: «Gott wird sich um seine Seele kümmern.»

«Gott scheint mir manchmal sehr weit weg zu sein», sagte Geneviève. «Vor allem in der Dunkelheit.»

«Du musst etwas essen, und du musst schlafen.»

«Ich kann nicht schlafen.»

«Doch, das kannst du.» Thomas nahm ihre Hände von seinem Hals und führte sie zurück zum Alkoven. Er blieb dort.

Am nächsten Morgen sprach Robbie kein Wort mit Thomas, doch ihr Zerwürfnis fiel nicht weiter auf, da es so viel zu tun gab. Nahrungsmittel mussten in der Stadt beschlagnahmt und zur Burg gebracht werden. Jemand musste dem Schmied zeigen, wie die englischen Pfeilspitzen hergestellt wurden, Pappel- und Eschenzweige mussten geschnitten werden, um daraus die Schäfte zu machen, und Gänsen wurden die Flügelfedern gerupft, um die Pfeile damit zu bestücken. All dies hielt Thomas' Männer beschäftigt, aber es herrschte eine angespannte Atmosphäre. Der Jubel über die leichte Eroberung der Burg war einer nagenden Unruhe gewichen, und Thomas, der zum ersten Mal den Befehl führte, erkannte, dass er sich in eine schwierige Lage gebracht hatte.

Guillaume d'Evecque, der um einiges älter war als Thomas, sprach es offen aus. «Es geht um das Mädchen», sagte er. «Sie muss sterben.»

Sie waren wieder in dem großen Saal, und Geneviève, die beim Feuer saß, verstand, worum es ging. Robbie stand

ebenfalls dabei, doch jetzt betrachtete er Geneviève nicht mehr voll Verlangen, sondern voll Hass.

«Sagt mir, warum», entgegnete Thomas. Er hatte erneut in dem Buch seines Vaters gelesen, in dem sich so viele merkwürdige Hinweise auf den Gral befanden. Es war sehr hastig kopiert worden, sodass einige Stellen kaum zu entziffern waren, und selbst die lesbaren Abschnitte ergaben keinen Sinn, doch Thomas glaubte, wenn er nur lange genug darin las, würde sich ihm vielleicht die Bedeutung des Ganzen erschließen.

«Sie ist eine Ketzerin!», sagte d’Evecque.

«Sie ist eine gottverdammte Hexe», stieß Robbie heftig aus.

«Sie ist nicht der Hexerei beschuldigt worden», wandte Thomas ein.

«Gütiger Jesus, Mann! Sie hat Magie angewandt!»

Thomas legte das Buch beiseite. «Mir ist aufgefallen, dass du auf Holz klopfst, wenn du besorgt bist. Warum?»

Robbie starrte ihn an. «Das tun wir doch alle!»

«Hat dir je ein Priester gesagt, dass du das tun sollst?»

«Nein. Ich tue es einfach, wie alle Leute.»

«Warum?»

Robbie sah ihn wütend an, brachte schließlich jedoch eine Antwort hervor. «Um das Böse abzuwenden. Warum sonst?»

«Trotzdem steht nirgendwo in der Bibel oder in den Schriften der Kirchenväter ein Hinweis darauf. Es ist nichts Christliches, und dennoch tust du es. Muss ich dich deshalb zum Bischof schicken, damit ein Tribunal abgehalten wird? Oder soll ich dem Bischof die Mühe ersparen und dich gleich verbrennen?»

«Was soll der Unsinn?», fauchte Robbie.

D’Evecque bedeutete Robbie, still zu sein. «Sie ist eine Ketzerin», wiederholte der Normanne. «Die Kirche hat sie verurteilt, und wenn sie hierbleibt, bringt sie uns nur Unglück. Bei allen Heiligen, Thomas, was kann denn Gutes dabei herauskommen, wenn man eine Ketzerin schützt? Die Männer wissen alle, dass du damit das Böse heraufbeschwörst.»

Thomas schlug mit der Hand auf den Tisch, dass Geneviève zusammenzuckte. «Ihr», donnerte er, «habt mein Dorf verbrannt, meine Mutter getötet und meinen Vater, der obendrein Pfarrer war, ermordet, und da wagt Ihr es, mir mit dem Bösen zu drohen?»

Guillaume d’Evecque konnte die Vorwürfe nicht zurückweisen, und er hätte auch nicht erklären können, wie es kam, dass er ein Freund des Mannes war, dessen Eltern er getötet hatte, aber er war dennoch nicht bereit, vor Thomas’ Zorn zu kuschen. «Ich kenne das Böse, weil ich Böses getan habe», sagte er. «Aber Gott vergibt uns.»

«Gott vergibt euch, aber ihr nicht?»

«Die Kirche hat anders entschieden.»

«Und ich habe ebenfalls anders entschieden.»

«Süßer Jesus», sagte d’Evecque, «hältst du dich für den verdammten Papst?»

«Sie hat dich verhext», knurrte Robbie. Geneviève sah aus, als wolle sie etwas sagen, doch dann wandte sie sich ab. Ein Windstoß wehte durch das Fenster herein und spritzte ein paar Regentropfen auf die Holzdielen.

D’Evecque sah zu der jungen Frau, dann wieder zu Thomas. «Die Männer werden sie nicht dulden», sagte er.

«Weil Ihr sie aufhetzt», entgegnete Thomas wütend, obwohl er wusste, dass Robbie der Unruhestifter war und nicht d’Evecque. Seit dem Moment, als er Genevièves Fesseln durchgeschnitten hatte, war ihm klar gewesen, dass es Schwierigkeiten geben würde. Er wusste, es war

seine Pflicht, Geneviève zu verbrennen, doch er brachte es nicht fertig. Sein Vater, der verrückt und zornig, aber auch intelligent gewesen war, hatte über die Vorstellung der Kirche von Ketzerei nur gelacht. Das, was heute als Ketzerei gilt, hatte er gesagt, ist morgen Kirchengesetz, und Gott braucht die Inquisitoren nicht, um Menschen zu verbrennen; das kann Er sehr gut allein. Die ganze Nacht hatte Thomas wach gelegen und mit sich gerungen, doch er wusste, er begehrte Geneviève zu sehr. Nicht theologischer Zweifel hatte ihr das Leben gerettet, sondern Verlangen – und Mitgefühl für eine andere Seele, die die Folter der Kirche erlitten hatte.

Robbie, sonst so ein ehrlicher und gutmütiger Kerl, unterdrückte nur mühsam seine Wut. «Thomas», sagte er leise, «denk daran, weshalb wir hier sind, und dann frag dich, ob Gott uns Erfolg schenken wird, wenn wir eine Ketzerin unter uns haben.»

«Ich habe kaum etwas anderes getan», erwiderte Thomas.

«Einige der Männer reden schon davon zu gehen», warnte Guillaume d’Evecque ihn. «Sich einen anderen Anführer zu suchen.»

Zum ersten Mal meldete Geneviève sich zu Wort. «Ich werde gehen», sagte sie. «Zurück in den Norden. Dann bin ich euch nicht mehr im Weg.»

«Was glaubst du, wie weit du kommst?», fragte Thomas. «Wenn meine Männer dich nicht schon hier im Hof umbringen, dann die Leute unten auf der Straße.»

«Was soll ich denn dann tun?», fragte sie.

«Du kommst mit mir.» Er stand auf und ging zu einer Nische neben der Tür, in der ein Kruzifix hing. Er nahm es von der Wand und bedeutete ihr, Robbie und d’Evecque, ihm zu folgen. «Kommt.»

Er ging hinaus in den Burghof, wo sich bereits die meisten seiner Männer versammelt hatten, um zu erfahren, was

Robbie und d'Evecque bei ihrem Anführer erreicht hatten. Gemurre erhob sich, als Geneviève erschien, und Thomas wusste, dass er ihre Gefolgschaft aufs Spiel setzte. Er war noch sehr jung, beinahe zu jung, um so viele Männer zu befehligen, aber sie waren ihm aus freien Stücken gefolgt, und der Earl of Northampton hatte ihm vertraut. Dies war seine erste Probe. Er war davon ausgegangen, dass ihn diese Probe in der Schlacht erwarten würde, doch nun war sie da, und er musste sie bestehen. So verharrte er auf den Stufen, die in den Hof führten, und wartete, bis alle Blicke auf ihn gerichtet waren. «Sieur d'Evecque!», rief Thomas. «Geht zu einem der Pfarrer in der Stadt und bittet ihn um eine Hostie. Eine geweihte, wie sie für die Letzte Ölung bereit gehalten wird.»

D'Evecque zögerte. «Und wenn er sie mir nicht geben will?»

«Ihr seid Soldat, er nicht», erwiderte Thomas, und einige der Männer grinsten.

D'Evecque nickte, warf Geneviève einen argwöhnischen Blick zu und bedeutete zweien seiner Soldaten, ihn zu begleiten. Sie lösten sich nur widerstrebend aus der Menge, da sie hören wollten, was Thomas zu sagen hatte, doch als d'Evecque sie anraunzte, folgten sie ihm schließlich durch das Tor.

Thomas hielt das Kruzifix hoch. «Wenn diese Frau eine Kreatur des Teufels ist», sagte er, «dann kann sie es nicht ertragen, dieses Kreuz anzusehen oder gar zu berühren. Wenn ich es vor ihre Augen halte, wird sie erblinden! Und wenn ich ihre Haut damit berühre, wird sie bluten. Das wisst ihr! Eure Mütter haben es euch gesagt! Die Priester haben es euch gesagt!»

Ein paar der Männer nickten, und alle starrten mit offenem Mund, als Thomas das Kruzifix direkt vor Genevièves Augen hielt und dann ihre Stirn damit berührte. Einige hielten den Atem an, und Verwirrung breitete sich

aus, als ihr Blick klar und ihre helle, zarte Haut unversehrt blieben.

«Der Teufel hilft ihr», knurrte ein Mann.

«Was bist du nur für ein Narr!», sagte Thomas verächtlich. «Du glaubst also, der Teufel kann sie vor solchen Prüfungen bewahren? Warum war sie dann überhaupt hier? Warum hockte sie im Kerker? Warum hat sie nicht ihre großen Flügel ausgebreitet und ist davongeflogen?»

«Gott hat es verhindert.»

«Dann hätte Gott auch dafür gesorgt, dass ihre Haut blutet, als ich sie mit dem Kruzifix berührt habe, oder etwa nicht? Und wenn sie eine Kreatur des Teufels wäre, hätte sie Katzenpfoten. Das wisst ihr doch alle!» Zustimmendes Gemurmel erklang, denn alle wussten, dass der Teufel seine Lieblinge mit Katzenpfoten versah, damit sie lautlos durch die Dunkelheit schleichen und Böses tun konnten. «Zieh deine Schuhe aus», befahl Thomas Geneviève, und als ihre Füße nackt waren, zeigte er darauf «Nun, damit wird sie wohl nicht viele Mäuse fangen, oder was meint ihr?»

Zwei oder drei Männer wollten sich damit nicht zufriedengeben, doch Thomas brachte sie mit Spott zum Schweigen. Dann kam Guillaume d’Evecque zurück, in Begleitung von Vater Medous. Der Pfarrer trug eine kleine Silberschatulle bei sich, die er stets für den Fall bereithielt, dass er zu einem Sterbenden gerufen wurde. «Das ziemt sich nicht», setzte Vater Medous an, verstummte jedoch, als er Thomas’ Blick sah.

«Kommt her, Vater», sagte er, und Medous gehorchte. Thomas nahm ihm die Schatulle ab. «Eine Probe hat sie bereits bestanden», sagte er, «aber ihr alle wisst, und das ist sogar in Schottland bekannt» – er fixierte Robbie mit einem bohrenden Blick –, «dass nicht einmal der Teufel seine Kreaturen vor der Berührung mit dem Leib Christi schützen kann. Sie wird sterben! Sie wird sich in Todesqualen winden. Ihr Fleisch wird von den Knochen

fallen, und Würmer werden kriechen, wo sie stand. Ihre Schreie werden bis in den Himmel gellen. Ihr alle wisst das!»

Sie wussten es, und sie nickten und sahen zu, wie Thomas eine kleine Oblate aus der Schatulle nahm und sie Geneviève hinhielt. Sie zögerte und warf Thomas einen besorgten Blick zu, doch er lächelte, und so öffnete sie gehorsam den Mund und ließ ihn die Oblate auf ihre Zunge legen.

«Töte sie, Gott!», rief Vater Medous. «Töte sie! O Jesus, Jesus, töte sie!»

Seine Stimme hallte von den Burgmauern wider, dann breitete sich Stille aus. Alle Männer im Hof starrten stumm auf Geneviève, während sie die Oblate schluckte.

Thomas ließ den Augenblick noch ein wenig wirken, und als Geneviève nach wie vor unbeschadet vor ihm stand, erhob er die Stimme und sprach zu seinen Männern. «Sie kam mit ihrem Vater hierher. Er war ein Gaukler, der für ein paar Pennys auf Jahrmärkten auftrat, und sie ging mit dem Hut herum. Solche Leute haben wir alle schon gesehen. Stelzenläufer, Feuerschlucker, Bärenabrichter, Jongleure. Geneviève sammelte die Münzen ein. Aber ihr Vater starb, und sie blieb allein hier zurück, eine Fremde unter Leuten, mit denen sie sich nicht verständigen konnte. Sie war wie wir! Niemand mochte sie, weil sie von weit her kam. Sie sprach noch nicht einmal ihre Sprache! Die Leute hassten sie, weil sie anders war, und deshalb haben sie sie als Ketzerin beschimpft. Sogar dieser Pfarrer hält sie für eine Ketzerin! Aber in der Nacht, als ich hierherkam, war ich bei ihm zu Gast, und er hat eine Frau in seinem Haus, die für ihn kocht und putzt und wäscht, aber er hat nur ein Bett.» Das brachte die Männer zum Lachen, wie Thomas es vorhergesehen hatte. Er hatte keine Ahnung, wie viele Betten in Vater Medous' Haus standen, aber der Pfarrer verstand ja kein Englisch. «Sie ist keine Begine», fuhr

Thomas fort. «Das habt ihr ja gerade selbst gesehen. Sie ist nur eine verlorene Seele, genau wie wir, und die Leute haben sich gegen sie verschworen, weil sie nicht so ist wie sie. Wenn dennoch einer von euch Angst vor ihr hat und glaubt, dass sie uns Unglück bringt, dann soll er sie töten, und zwar hier und jetzt.» Er trat zurück und verschränkte die Arme. Geneviève, die seine Worte nicht verstanden hatte, sah ihn mit unruhiger Miene an. «Nur zu», sagte Thomas zu seinen Männern. «Ihr habt Bogen, Schwerter, Messer. Ich habe nichts. Tötet sie! Es ist kein Mord. Die Kirche sagt, sie muss sterben, wenn ihr also Gottes Werk tun wollt, dann los.» Robbie trat einen halben Schritt vor, doch dann spürte er die Stimmung im Hof und hielt inne.

Plötzlich ertönte ein Lachen, und wenig später lachten und johlten alle. Geneviève sah immer noch verwirrt aus, doch Thomas lächelte ihr zu. Er hob die Hand, um für Ruhe zu sorgen. «Sie bleibt», sagte er, «und ihr habt genug zu tun, also seht zu, dass ihr an die Arbeit kommt.»

Robbie spuckte angewidert aus, als Thomas mit Geneviève wieder in den Saal zurückging. Thomas hängte das Kruzifix in die Nische und schloss die Augen. Er betete, dankte Gott dafür, dass sie die Oblatenprobe bestanden hatte. Und vor allem dafür, dass sie blieb.

Die nächsten zwei Wochen verbrachte Thomas damit, sich auf eine Belagerung vorzubereiten. Zur Burg von Castillon d’Arbizon gehörte eine Quelle, die zwar nur trübes, brackiges Wasser führte, aber immerhin sicherstellte, dass seine Männer nicht verdursten würden. Die Lagerräume der alten Garnison hingegen hatten nur einige Säcke feuchtes Mehl, ein Fass mit gekeimten Bohnen, einen Krug ranziges Olivenöl und ein paar schimmelige Käselaibe zutage gefördert. Also schickte Thomas seine Männer Tag um Tag los, die Stadt und die umliegenden Dörfer zu durchkämmen, und mittlerweile türmten sich die Nahrungsmittel bis unter die Decke. Als in der Stadt und den Dörfern nichts mehr zu holen war, begann er seine Plünderstreifzüge. Das war Krieg, wie er ihn kannte, die Art von Krieg, die die gesamte Bretagne verwüstet hatte und fast bis zu den Toren von Paris gedrungen war. Thomas ließ zehn Mann als Burgwache zurück, der Rest ritt mit ihm zu irgendwelchen Dörfern oder Gutshöfen, die dem Grafen von Berat unterstanden, und dort nahmen sie sich das Vieh, leerten die Scheunen und steckten alles Übrige in Brand. Nach zwei solchen Plünderungen sprach eine Abordnung bei Thomas vor, die ihm Geld anbot, damit er ihr Dorf verschonte, und am darauffolgenden Tag trafen zwei weitere Gesandtschaften mit Beuteln voller Münzen ein. Es kamen auch Männer, die ihre Dienste anboten. Unter den *routiers* sprach sich herum, dass man in Castillon d’Arbizon Geld und Beute bekommen konnte, und bevor Thomas auch nur zehn Tage in der Stadt war, befehligte er bereits über sechzig Männer. Jeden Tag schickte er zwei berittene Plündertrupps los, und fast ebenso häufig verkaufte er auf dem Marktplatz überschüssiges Beutegut. Sämtliche Erträge teilte er in drei Anteile: einen für den Earl of Northampton, einen für sich selbst, den er wiederum mit Robbie und d’Evecque teilte, und einen für seine Männer.

Geneviève ritt mit ihm, obwohl Thomas dagegen war. Frauen auf Beutezüge mitzunehmen lenkte nur ab, und daher verbat er dies seinen Männern strikt, doch Geneviève hatte noch immer Angst vor Robbie und der Handvoll Männer, die sie ebenso hassten, und so bestand sie hartnäckig darauf, mit Thomas zu reiten. In der Waffenkammer der Burg hatte sie ein kurzes Kettenhemd gefunden, und sie hatte es mit Sand und Essig poliert, bis ihre Hände wund waren und die Eisenringe wie Silber glänzten. Es war viel zu weit für ihren schlanken Körper, doch sie gürtete es mit einem gelben Stoffstreifen. Ein weiteres Stück von dem Stoff befestigte sie oben auf ihrem Helm, einer einfachen, mit Leder gefütterten Beckenhaube. Wenn Geneviève abends in ihrer silbernen Rüstung in die Stadt zurückgeritten kam, an der Spitze eines Reitertrupps, der schwer beladene Packpferde und gestohlenes Vieh mit sich führte, nannten die Leute sie eine *draga*. Jeder kannte die *dragas*, sie waren die Gespielinnen des Teufels, unberechenbar und tödlich und stets in strahlendes Weiß gekleidet. Geneviève war die Gespielin des Teufels, sagten sie, und sie brachte dem Engländer teuflisches Glück. Seltsamerweise weckten diese Gerüchte bei den meisten von Thomas' Männern Stolz. Die Bogenschützen unter ihnen waren in der Bretagne als *hellequins* bezeichnet worden, als Reiter des Teufels, und obwohl sie den Herrscher des Bösen fürchteten, waren sie auch stolz darauf, mit ihm in Verbindung gebracht zu werden. Es jagte anderen Männern Angst ein, und so wurde Geneviève zu ihrem Glücksbringer.

Thomas hatte einen neuen Bogen. Die meisten Schützen erstanden, wenn ihr Bogen müde wurde, einfach einen neuen aus den Lieferungen, die von England eintrafen, doch zum einen kamen keine solchen Lieferungen nach Castillon d'Arbizon, und zum anderen wusste Thomas, wie man eine solche Waffe herstellte, und es machte ihm

Freude. Er hatte im Garten von Galat Lorret einen guten, schlanken Eibenast gefunden, ihn abgesägt und die Rinde und das äußere Holz entfernt, bis er einen geraden Stab hatte, der auf der einen Seite dunkel wie Blut war und auf der anderen hell wie Honig. Die dunkle Seite war das Kernholz der Eibe, das sich der Krümmung widersetzte, die helle das elastische Splintholz; wenn der Bogen fertig war, würde das Kernholz sich gegen den Zug der Sehne stemmen, und das Splintholz würde dafür sorgen, dass der Bogen wieder aus der Krümmung herausschnellte, sodass der Pfeil wie ein geflügelter Dämon davonflog.

Die neue Waffe wurde sogar noch größer als sein alter Bogen, und er fragte sich, ob er sie zu groß machte, doch er blieb dabei und schnitzte den Stab mit dem Messer zurecht, bis er sich von der kräftigen Mitte zu den Enden hin sanft verjüngte. Er schmirgelte und polierte den Bogen und versiegelte ihn dann mit Bienenwachs, denn die Feuchtigkeit musste in dem Holz bleiben, um es elastisch zu halten. Dann nahm er die Hornkerben von seinem alten Bogen und befestigte sie an dem neuen. Schließlich löste er auch das silberne Abzeichen von dem alten Bogen, das aus dem Messbecher herausgeschnittene Stück mit dem Wappen seines Vaters, einem Greif, der einen Kelch in den Klauen hielt, und nagelte es außen an den Bauch der neuen Waffe, die er mit Ruß geschwärzt hatte. Als er den neuen Eibenstab zum ersten Mal bog, um die Sehne einzuhaken, staunte er, wie viel Kraft er dafür brauchte, und als er das erste Mal damit schoss, sah er überrascht dem Pfeil nach, der in hohem Bogen von der Brustwehr der Burg davonschoss.

Er hatte noch einen zweiten Bogen aus einem kürzeren Ast gefertigt, ein Kinderspielzeug, das mühelos zu spannen war, und er gab ihn Geneviève, die zunächst mit stumpfen Pfeilen übte und bei den Männern für Erheiterung sorgte, weil sie ihre Pfeile über den ganzen Burghof verteilte. Doch

sie gab nicht auf, und es kam der Tag, an dem Pfeil um Pfeil die Innenseite des Burgtors traf.

An diesem Abend schickte Thomas seinen alten Bogen zur Hölle. Ein Bogenschütze warf niemals eine ausgediente Waffe weg, nicht einmal wenn sie ihm zerbrach, sondern der alte Bogen wurde in einer feierlichen Zeremonie, die natürlich Anlass für ein üppiges Gelage bot, den Flammen übergeben. Er wurde zur Hölle geschickt, wie die Bogenschützen sagten, um dort auf seinen Besitzer zu warten. Thomas sah zu, wie das Eibenholz Feuer fing, wie der Bogen sich zum letzten Mal krümmte und dann in einer Funkengarbe zerbarst, und er dachte an all die Pfeile, die er entsandt hatte. Die Bogenschützen standen respektvoll um den Kamin im großen Saal, die Soldaten dahinter, und erst als der Bogen zu ein paar Glutresten verbrannt war, erhob Thomas seinen Weinbecher. «Zur Hölle mit ihm», sagte er feierlich.

«Zur Hölle mit ihm», antworteten die Bogenschützen, und die Soldaten, die sich geehrt fühlten, an diesem Ritual teilnehmen zu dürfen, sprachen die Worte mit. Alle außer Robbie, der ein Stück abseits stand. Seit einiger Zeit trug er ein silbernes Kruzifix um den Hals, deutlich sichtbar über dem Kettenpanzer, um zu zeigen, dass es dazu dienen sollte, das Böse abzuwenden.

«Es war ein guter Bogen», sagte Thomas, den Blick auf die Glut gerichtet, doch der neue war genauso gut, wenn nicht besser, und zwei Tage später trug Thomas ihn über der Schulter, als er zu seinem bisher größten Beutezug aufbrach.

Er nahm mit Ausnahme der zehn Wachleute alle seine Männer mit. Er hatte diesen Beutezug seit Tagen geplant, und da er wusste, dass es ein langer Ritt war, brachen sie lange vor Tagesanbruch auf. Das Hufgeklapper hallte von den Hauswänden wider, als sie zum Westtor hinunterritten. Der Wachmann, dessen Stab jetzt das Abzeichen des Earl of

Northampton trug, riss eilends die Torflügel auf, dann trabten die Reiter über die Brücke und verschwanden im Wald jenseits des Flusses. Die Engländer ritten wieder, aber niemand wusste, wohin.

Sie ritten gen Osten, nach Astarac. Zu dem Ort, an dem Thomas' Vorfahren gelebt hatten und an dem möglicherweise einst der Gral verborgen gewesen war. «Glaubst du wirklich, dass wir ihn dort finden?», fragte Guillaume d'Evecque. «Glaubst du, der liegt einfach so da herum?»

«Ich weiß nicht, was wir dort finden», gab Thomas zu.

«Da ist doch eine Burg, oder?»

«Da war mal eine», sagte Thomas, «aber mein Vater sagte, sie sei damals zerstört worden. Wahrscheinlich stehen dort nur noch Ruinen.»

«Warum reiten wir dann hin?», fragte d'Evecque.

«Wegen des Grals», erwiderte Thomas knapp. In Wirklichkeit trieb ihn vor allem die Neugier. Selbst seine Männer, die nicht wussten, wonach er suchte, spürten, dass an diesem Beutezug etwas ungewöhnlich war. Thomas hatte ihnen lediglich gesagt, sie würden zu einem weiter entfernten Ort reiten, weil sie alles in der Nähe bereits geplündert hätten, doch die aufmerksameren unter den Männern hatten Thomas' Nervosität bemerkt.

D'Evecque wusste um die Bedeutung von Astarac, ebenso wie Robbie, der jetzt die Vorhut von sechs Bogenschützen und drei Soldaten anführte, die eine Viertelmeile vorausritt, um den Trupp vor eventuellen Hinterhalten zu warnen. Ihr Führer war ein Mann aus Castillon d'Arbizon, der behauptete, den Weg zu kennen, und sie in höheres, offenes Gelände leitete, wo nur wenige, niedrige Bäume wuchsen. In regelmäßigen Abständen winkte Robbie als Zeichen, dass der Weg vor ihnen frei war. D'Evecque, der ohne Helm ritt, nickte der fernen Gestalt zu. Sein Gesicht war von

Thomas’ Vetter entstellt worden; ihm fehlte das rechte Auge, und über seine linke Wange zog sich eine breite Narbe, die bis in seinen Bart hineinreichte. Er sah furchterregend aus, und er galt als erbarmungsloser Krieger, doch er war auch ein hochherziger Mann. «Eure Freundschaft ist also vorbei?», fragte er.

«Ich hoffe nicht», erwiderte Thomas.

«Du kannst hoffen, was du willst, aber sie steht zwischen euch.» D’Evecque sah zu Geneviève hinüber, die auf ihrer grauen Stute ein wenig abseits des Weges ritt. Sie trug ihr silbernes Kettenhemd, hellgraue Beinlinge und braune Stiefel. «Du hättest sie verbrennen sollen.»

«Denkt Ihr das immer noch?»

«Nein», gab d’Evecque zu. «Ich mag sie. Wenn Geneviève eine Begine ist, können sich jederzeit noch mehr zu uns gesellen. Aber weißt du, was du mit Robbie machen solltest?»

«Ihn zum Kampf herausfordern?»

«Bei allen Heiligen, natürlich nicht!» D’Evecque war schockiert, dass Thomas an so etwas auch nur dachte. «Schick ihn nach Hause. Wie hoch ist sein Lösegeld?»

«Dreitausend Florin.»

«Donnerwetter, das nenne ich billig! So viel musst du doch in den Truhen haben, also gib es ihm und setz ihn vor die Tür. Er kann sich freikaufen und dann in Schottland vermodern.»

«Ich mag ihn», sagte Thomas, und das stimmte. Robbie war sein Freund, und er hoffte, dass sie zu ihrer früheren Vertrautheit zurückfinden würden.

«Ja, du magst ihn, aber du schläfst nicht mit ihm», gab d’Evecque bissig zurück, «und wenn ein Mann vor die Wahl gestellt wird, Thomas, entscheidet er sich immer für die Frau, die ihm das Bett wärmt. Das macht sein Leben zwar nicht unbedingt länger, aber auf jeden Fall glücklicher.» Er

lachte, dann ließ er den Blick über das tiefere Gelände schweifen, auf der Suche nach möglichen Feinden. Doch es war niemand zu sehen. Es schien, als nähme der Graf von Berat die Engländer, die ihm so überraschend einen Teil seines Besitzes weggenommen hatten, gar nicht zur Kenntnis, doch d'Evecque, der mehr Erfahrung besaß als Thomas, vermutete, dass der Graf in Ruhe seine Truppen aufstellte. «Berat wird angreifen, wenn er bereit ist», sagte der Normanne. «Hast du bemerkt, dass sich mittlerweile auch die *coredors* für uns interessieren?»

«Allerdings», erwiderte Thomas. Bei jedem Beutezug hatte er die zerlumpten Räuber gesehen, die seine Männer beobachteten. Sie kamen nie nahe heran, jedenfalls nicht bis in Reichweite der Bogen, aber sie waren da, und er rechnete damit, dass sie auch bald hier auf den Hügeln auftauchen würden.

«Seltsam, normalerweise greifen Räuber doch keine Soldaten an», sagte d'Evecque.

«Das haben sie ja bisher auch nicht getan.»

«Sie beobachten uns aber bestimmt nicht nur zu ihrem Vergnügen», erwiderte d'Evecque trocken.

«Ich vermute, auf unseren Kopf ist ein Preis ausgesetzt», sagte Thomas. «Sie wollen das Geld. Und irgendwann werden sie ihren Mut zusammenraffen. Hoffentlich.» Er tätschelte seinen neuen Bogen, der in einer langen, ledernen Röhre steckte, die an seinem Sattel befestigt war.

Im Verlauf des Vormittags durchquerten die Plünderer eine Reihe von weiten, fruchtbaren Tälern, die jeweils durch hohe, felsige Hügelketten voneinander getrennt waren. Vom Hügelkamm konnte Thomas Dutzende von Dörfern und auch zwei Festungen sehen. Beide waren klein, und an beiden Türmen wehte eine Flagge, doch sie waren zu weit entfernt, um das Wappen erkennen zu können. Thomas vermutete jedoch, dass es das Wappen des Grafen von Berat war. Alle Täler waren von Flüssen

durchzogen, doch die Reiter hatten keine Schwierigkeiten, sie zu überqueren, da die Furten nicht bewacht waren. Die Straßen verliefen ebenso wie die Hügel und Täler alle in nordsüdlicher Richtung, und daher schienen die Herren dieser reichen Ländereien es nicht für nötig zu halten, sich gegen Reisende in ostwestlicher Richtung zu schützen.

«Ist das Astarac?», fragte d'Evecque, als sie wiederum einen Höhenzug überquerten. Er sah hinunter auf ein Dorf mit einer kleinen Burg.

«Die Burg von Astarac ist zerstört», sagte Geneviève. «Sie besteht nur noch aus einem Turm und ein paar Mauerresten auf einem Felsvorsprung.»

«Warst du mal da?», fragte Thomas.

«Mein Vater und ich sind immer zum Olivenfest hingefahren.»

«Olivenfest?»

«Am Tag des heiligen Judas», sagte sie. «Da kamen Hunderte von Leuten. Wir haben gutes Geld verdient.»

«Und da werden Oliven verkauft?»

«Öl. Ganze Stände voller Krüge, frisch gepresst. Und abends wurden Ferkel mit dem Öl eingerieben, und die Leute haben versucht, sie zu fangen. Es gab Stierkämpfe, und getanzt wurde natürlich auch.» Sie lachte bei der Erinnerung daran, dann gab sie ihrem Pferd die Sporen. Sie ritt gut, mit geradem Rücken und tiefen Fersen, während Thomas, wie die meisten Bogenschützen, wie ein Sack Mehl auf dem Pferd hing.

Es war kurz nach Mittag, als sie in das Tal von Astarac hinunterritten. Die *coredors* hatten sie mittlerweile aufgespürt und folgten ihnen, jedoch in sicherem Abstand. Thomas beachtete sie nicht, sondern starrte auf den dunklen Umriss der zerstörten Burg, die eine halbe Meile südlich des Dorfes auf einer Felszunge stand. Weiter nördlich konnte er in der Ferne ein Kloster ausmachen,

vermutlich Zisterzienser, denn die Kirche hatte keinen Turm. Dann betrachtete er wieder die Burg. Er wusste, dass sie einst seiner Familie gehört hatte, dass dieses Land von seinen Vorfahren regiert worden war, dass sein Wappen über diesem Turm geweht hatte, und er dachte bei sich, dass er eigentlich ergriffen sein müsste, doch er verspürte nur eine leise Enttäuschung. Das Land bedeutete ihm gar nichts, und wie sollte etwas so Kostbares wie der Gral sich in diesem armseligen Steinhaufen befunden haben?

Robbie ritt zu ihnen zurück. Geneviève wich zur Seite, doch er beachtete sie gar nicht. «Sieht nicht gerade vielversprechend aus», sagte er.

«Nein», stimmte Thomas zu.

Robbie drehte sich im Sattel um, dass das Leder knarzte. «Wie wär’s, wenn ich mit einem Dutzend Soldaten zu dem Kloster reite?», schlug er vor. «Vielleicht haben sie gutgefüllte Speicher.»

«Nimm die Bogenschützen mit», sagte Thomas. «Und wir plündern derweil das Dorf.»

Robbie nickte, dann sah er zu den *coredors* hinüber. «Die Bastarde werden es nicht wagen anzugreifen.»

«Das glaube ich auch nicht, aber ich vermute, dass ein Kopfgeld auf uns ausgesetzt ist, also halte deine Männer zusammen.»

«In Ordnung», sagte Robbie und gab, wiederum ohne Geneviève eines Blickes zu würdigen, seinem Pferd die Sporen. Thomas befahl weiteren drei seiner Männer, dem Schotten zu folgen, dann ritt er mit d’Evecque hinunter in das Dorf. Sobald die Einwohner die nahenden Soldaten erblickten, wurde ein großes Feuer entzündet, von dem eine dichte graue Rauchwolke aufstieg. «Eine Warnung», sagte d’Evecque. «Das wird jetzt überall passieren, wo wir auftauchen.»

«Eine Warnung?»

«Der Graf von Berat ist aufgewacht. Wahrscheinlich hat er den Befehl erteilt, ein Feuer zu entzünden, wenn wir irgendwo hinkommen. Dadurch werden alle im Dorf gewarnt, ihr Vieh zu verstecken und ihre Töchter wegzusperren. Und der Rauch wird bis nach Berat zu sehen sein.»

«Wir sind verdammt weit weg von Berat.»

«Heute werden sie auch nicht mehr losreiten. Die kriegen uns nicht», sagte d’Evecque.

Soweit es Thomas’ Männer betraf, bestand der Zweck ihres Ritts darin zu plündern. Irgendwann, so glaubten sie, würden diese Übergriffe Berat zwingen, seine Truppen gegen sie zu führen, sodass es zu einer Schlacht kommen würde, und in der konnten sie, sofern Gott oder Teufel auf ihrer Seite stand, einige wertvolle Gefangene machen, die hohe Lösegelder einbringen würden, doch fürs Erste begnügten sie sich damit, zu stehlen und zu zerstören. Robbie ritt zum Kloster, Guillaume d’Evecque führte die übrigen Männer ins Dorf, und Thomas und Geneviève wandten sich nach Süden und erklommen den unwegsamen Pfad zu der zerstörten Burg.

Die gehörte einmal uns, dachte Thomas. Hier hatten seine Vorfahren gelebt. Doch er spürte noch immer nichts. Er sah sich nicht als Gascogner und erst recht nicht als Franzose. Er war Engländer. Dennoch betrachtete er die zerstörten Mauern und versuchte sich vorzustellen, wie es war, als die Festung noch unversehrt und von seiner Familie bewohnt gewesen war.

Er und Geneviève banden die Pferde an den Überresten des Tors fest und kletterten über herumliegende Steine in den ehemaligen Burghof. Von der Außenmauer war kaum noch etwas übrig; die Dorfleute hatten die Steine genommen, um Häuser und Ställe daraus zu bauen. Das Größte, was noch stand, war der Turm, doch selbst der war halb zerstört und bot seine Südseite offen dem Wind dar.

Im Innern war auf halber Höhe ein Kamin zu sehen, und große, herausragende Steine zeigten an, wo die Querbalken gewesen waren, die einst die Holzdielen getragen hatten. An der Ostflanke wand sich eine ramponierte Treppe nach oben, die ins Nichts führte.

Neben dem Turm standen die Überreste einer Kapelle. Ihr Boden bestand aus Steinplatten, und in eine von ihnen war Thomas' Wappen eingemeißelt. Er legte seinen Bogen ab und hockte sich neben den Stein, in der Hoffnung, irgendein Gefühl von Zugehörigkeit zu verspüren.

Geneviève stand an der zerbröckelten Südmauer und sah hinunter ins Tal. «Eines Tages sagst du mir, warum du hier bist.»

«Um zu plündern», erwiderte Thomas knapp.

Sie nahm den Helm ab und lächelte. «Hältst du mich für eine Närrin, Thomas?»

«Nein», sagte er vorsichtig.

«Du kommst den ganzen weiten Weg von England», sagte sie, «eroberst eine kleine Stadt namens Castillon d'Arbizon, und dann reitest du zu diesem gottverlassenen Nest. Auf dem Weg lagen ein Dutzend Dörfer, die wir hätten plündern können, aber du willst unbedingt hierhin. Und dort auf dem Stein ist dasselbe Wappen wie auf deinem Bogen.»

«Es gibt viele Wappen», sagte Thomas, «und oft ähneln sie sich.»

Sie schüttelte nur den Kopf. «Was ist das für ein Tier?»

«Ein Greif», sagte er. Der Greif war ein Fabelwesen, erfunden von den Herolden, mit Reißzähnen, Klauen und Schuppen bewehrt. Auf dem Abzeichen, das Thomas auf seinem Bogen trug, hielt der Greif einen Kelch hoch, doch der Greif auf der Steinplatte hielt nichts in seinen Klauen.

Geneviève sah an Thomas vorbei zu d'Evecques Männern, die Vieh in einen Pferch trieben. «Wir haben viele Geschichten gehört, mein Vater und ich, und er mochte

Geschichten, deshalb hat er versucht, sie sich einzuprägen, und abends hat er sie mir dann erzählt. Geschichten von Geistern oben auf den Hügeln, von Drachen, die über die Dächer fliegen, von Wundern, die sich an heiligen Quellen zugetragen haben, und von Frauen, die Ungeheuer gebaren. Es waren Hunderte von Geschichten. Aber eine haben wir immer wieder gehört, wenn wir in diese Gegend kamen.» Sie verstummte.

«Und was war das für eine Geschichte?», fragte Thomas. Eine Windbö spielte mit den langen, feinen Strähnen ihres Haares. Sie war längst alt genug, es zusammenzubinden und sich damit als Frau zu kennzeichnen, doch sie trug es gerne offen, und Thomas fand, dass sie damit noch mehr wie eine *draga* aussah.

«Es war die Geschichte von den Schätzen der Katharer.»

Die Katharer waren Vorläufer der Beginen gewesen, Ketzer, die die Autorität der Kirche nicht akzeptierten. Die Ketzer waren im Süden sehr einflussreich, bis die Kirche, unterstützt vom französischen König, sie vernichtet hatte. Ihre Scheiterhaufen waren schon vor hundert Jahren erloschen, doch noch immer kursierten Gerüchte über die Katharer, und einige Kirchenmänner behaupteten, ihre sündige Lehre existiere nach wie vor an abgelegenen Orten. «Die Schätze der Katharer», wiederholte Thomas tonlos.

«Ja», sagte Geneviève. «Jedes Mal, wenn mein Vater und ich hierherkamen, hörten wir die Geschichten von Astarac. Die Leute erzählen sie sich immer noch.»

«Und was erzählen sie?»

«Dass ein hoher Fürst hierhergeflohen war und die Schätze der Katharer bei sich hatte. Und diese Schätze sollen noch immer hier sein.»

Thomas lächelte. «Die hätte doch längst jemand gefunden.»

«Wenn etwas gut versteckt ist», sagte Geneviève, «findet man es nicht leicht.»

Thomas blickte hinunter ins Dorf. Aus dem Pferch, wo das Vieh geschlachtet wurde, drang verängstigtes Muhen und Blöken und Meckern herauf. Das Fleisch würden sie an die Sättel binden und mitnehmen, um es zu pökeln oder zu räuchern, den Rest – Hörner, Innereien und Häute – konnten die Dorfleute behalten. «Die Leute erzählen überall Geschichten», sagte Thomas achselzuckend.

«Unter all den Schätzen», fuhr Geneviève leise fort, ohne seine abfällige Bemerkung zu beachten, «ist einer, der noch kostbarer ist als alle anderen. Doch es heißt, nur ein Erleuchteter kann ihn finden.»

«Dann kann nur Gott ihn finden», gab Thomas zurück.

«Aber das hindert dich nicht, danach zu suchen, oder?»

«Wonach?»

«Nach dem Gral.»

Nun war es ausgesprochen, das unaussprechliche, unmögliche Wort, der Name des Objekts, das Thomas suchte, obgleich er fürchtete, dass es nur eine Schimäre war. Die Aufzeichnungen seines Vaters deuteten an, dass er im Besitz des Grals gewesen war, und sein Vetter, Guy Vexille, war überzeugt, dass Thomas wusste, wo sich die Reliquie befand, deshalb würde Vexille ihn bis ans Ende der Welt verfolgen. Aus diesem Grund war Thomas hier, in Astarac, um seinen mordlüsternen Vetter in die Reichweite seines neuen Bogens zu locken. «Guillaume d'Evecque weiß, weshalb wir hier sind», sagte er zu Geneviève, «und Robbie weiß es auch, aber sonst niemand, und das soll auch so bleiben.»

«Ich werde es nicht weitererzählen. Aber glaubst du, dass es den Gral wirklich gibt?»

«Nein», sagte Thomas bestimmter, als er fühlte.

«Ich glaube es.»

Thomas trat zu ihr und blickte nach Süden, wo sich ein Fluss durch Wiesen und Olivenhaine schlängelte. Dort unten lauerten Männer, etwa zwanzig, und er wusste, es waren *coredors*. Er würde etwas unternehmen müssen, sonst hatten sie die zerlumpten Gestalten den ganzen Winter auf den Fersen. Sie würden gewiss nicht angreifen, aber falls einer seiner Männer sich von der Truppe entfernte, könnten sie ihn überfallen, und daher war es besser, er verjagte die Räuber, bevor so etwas passierte.

«Ich bin sicher, dass es ihn gibt», beharrte Geneviève.

«Woher willst du das wissen?», fragte Thomas, den Blick noch immer auf die *coredors* gerichtet, die ihn ihrerseits beobachteten.

«Der Gral ist wie Gott», sagte Geneviève. «Er ist überall, wohin wir auch schauen, doch wir sind blind dafür. Die Menschen glauben, sie könnten Gott nur sehen, wenn sie eine große Kirche bauen und sie mit Gold und Silber und Statuen füllen, dabei müssten sie nur richtig hinsehen. Der Gral existiert, Thomas, du brauchst nur die Augen zu öffnen.»

Thomas schnürte seinen Bogen, nahm einen alten Pfeil aus der Tasche und spannte die Sehne, so weit es ging. Er hielt den Pfeil niedrig, auf Höhe seiner Taille, und richtete die linke Hand nach oben, sodass der Pfeil, als er die Sehne losließ, gen Himmel schoss, bis die weißen Federn kaum noch zu sehen waren, und dann zur Erde hinabstieß und gut dreihundert Schritt entfernt in der Flussböschung landete. Die *coredors* verstanden die Botschaft und wichen zurück.

«Was für eine Verschwendung», sagte Thomas. Dann nahm er Geneviève beim Arm und machte sich auf den Weg zu seinen Männern.

Robbie betrachtete staunend die Ländereien des Klosters, während die Zisterziensermönche, die darauf arbeiteten,

ihre weißen Kutten rafften und flüchteten, als sie ihn und seine Soldaten aus dem Dorf kommen sahen. Auf dem größten Teil der Felder waren Weinstöcke angebaut, doch es gab auch einen Obstgarten mit Birnbäumen, einen Olivenhain, eine Schafweide und einen Fischteich. Was für ein fettes Land, dachte er. Seit Tagen hörte er, wie schlecht die Ernten im südlichen Teil der Gascogne ausfielen, doch im Vergleich zu den kargen, mageren Landstrichen seiner nördlichen Heimat war es das reinste Paradies. Im Kloster begann eine Glocke Alarm zu läuten.

«Die haben bestimmt eine Schatzkammer.» Jake, der zu Robbie aufgeschlossen hatte, deutete auf das Kloster. «Und wenn wir den da töten» – er meinte den einzelnen Mönch, der aus dem Tor des Klosters getreten war und ruhigen Schrittes auf sie zukam –, «wird der Rest uns keine Schwierigkeiten mehr machen.»

«Du tötest niemanden», sagte Robbie barsch. Er bedeutete seinen Männern anzuhalten. «Ihr wartet hier», befahl er. Dann schwang er sich aus dem Sattel, warf Jake die Zügel zu und ging dem Mönch entgegen, der sehr groß, sehr hager und sehr alt war. Er hatte einen Kranz aus dünnem weißem Haar und ein langes, dunkles Gesicht, das Weisheit und Sanftmütigkeit ausstrahlte. Ihm gegenüber kam sich Robbie in seinem Kettenpanzer, mit dem Schild auf dem Rücken und dem Schwert seines Onkels an der Hüfte linkisch und fehl am Platze vor.

Der rechte Ärmel der weißen Mönchskutte war mit Tinte beschmiert, sodass Robbie sich fragte, ob der Mann ein Schreiber war. Offensichtlich war er vorgeschickt worden, um mit den Räubern zu verhandeln. Vielleicht wollte er ihnen Geld bieten oder sie ersuchen, Gottes Haus zu respektieren. Robbie blieb stehen, runzelte die Stirn und überlegte, was er zu dem hochgewachsenen Mönch sagen sollte, der jetzt lächelnd vor ihm stand. «Ihr seid gewiss die englischen Plünderer?», sagte er in sehr gutem Englisch.

Robbie schüttelte den Kopf. «Ich bin Schotte.»

«Schotte! Ein Schotte, der mit den Engländern reitet! Ich habe einmal zwei Jahre in einem Zisterzienserhaus in Yorkshire verbracht, und die Brüder dort sprachen nie ein gutes Wort über die Schotten. Und doch bist du hier, zusammen mit den Engländern. Dabei dachte ich, ich hätte schon alle Wunder gesehen, die diese sündige Welt zu bieten hat.» Wieder lächelte der Mönch. «Ich bin Abbé Planchard, und mein Haus ist dir auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Tut, was ihr wollt, mein Sohn, wir werden euch nicht bekämpfen.» Er trat zur Seite und deutete auf das Kloster, als wollte er Robbie einladen, sein Schwert zu ziehen und mit der Plünderung zu beginnen.

Doch Robbie rührte sich nicht, obwohl er auf seinen Raubzügen nie vor Kirchen zurückgeschreckt war.

«Natürlich könnt ihr auch gerne einen Becher Wein kosten», sagte der Abbé. «Wir machen ihn selbst, und er ist nicht besonders gut, weil wir ihn zu jung trinken, aber wir haben leckeren Ziegenkäse, und Bruder Philippe bäckt das beste Brot im ganzen Tal. Wir können auch eure Pferde tränken, aber leider haben wir nur wenig Heu.»

«Nein», sagte Robbie abrupt und drehte sich zu seinen Männern um. «Reitet zurück zu d'Evecque!», befahl er.

«Was?», fragte einer der Soldaten verdutzt.

«Reitet zurück zu d'Evecque. Sofort!»

Er nahm Jake sein Pferd ab und ging dann mit dem Abbé zum Kloster. Er sagte nichts, doch Planchard schien zu spüren, dass der junge Schotte etwas auf dem Herzen hatte. Er bat den Torwächter, sich um das Pferd zu kümmern, und bot Robbie an, Schwert und Schild in der Eingangshalle abzulegen. «Selbstverständlich kannst du sie auch bei dir behalten», sagte er, «aber ich dachte, ohne ist es vielleicht bequemer für dich. Willkommen im Kloster St. Sévère.»

«St. Sévère?», fragte Robbie, während er seinen Schild vom Rücken nahm.

«Er soll hier den Flügel eines Engels geheilt haben. Es fällt mir bisweilen schwer, das zu glauben, aber Gott stellt unseren Glauben gern auf die Probe, deshalb bete ich jeden Abend zum heiligen Severus, danke ihm für sein Wunder und bitte ihn, mich ebenso zu heilen wie den Engelsflügel.»

Robbie lächelte. «Müsst Ihr denn geheilt werden?»

«Das müssen wir alle. Wenn wir jung sind, ist es unser Geist, der bricht, und wenn wir alt sind, ist es der Körper.» Abbé Planchard führte Robbie zu einem Kreuzgang, suchte sich einen sonnigen Platz und forderte seinen Besucher auf, sich auf die niedrige Mauer zwischen zwei Pfeilern zu setzen. «Sag mir, bist du Thomas?», fragte er und setzte sich neben Robbie auf die Mauer. «So heißt doch der Mann, der die Engländer anführt, nicht wahr?»

«Nein, ich bin nicht Thomas», erwiderte Robbie. «Ihr habt schon von uns gehört?»

«Aber ja. Seit dem Sturz des Engels ist in dieser Gegend nichts Aufregendes mehr passiert», sagte der Abbé schmunzelnd, dann drehte er sich um und bat einen Mönch, Wein, Brot und Käse zu bringen. «Und etwas Honig! Wir machen sehr guten Honig», fügte er, zu Robbie gewandt, hinzu. «Die Aussätzigen kümmern sich um die Bienenstöcke.»

«Aussätzige!»

«Sie leben hinter diesem Haus», sagte der Abbé ruhig, «dem Haus, das du, mein Sohn, ausrauben wolltest. Oder etwa nicht?»

«Ja», gab Robbie zu.

«Stattdessen bist du jetzt hier, um das Brot mit mir zu brechen.» Die klugen Augen des Abbés musterten Robbie aufmerksam. «Gibt es etwas, das du mir sagen willst?»

Robbie runzelte die Stirn und sah ihn fragend an. «Woher wisst Ihr das?»

Planchard lachte. «Wenn ein Soldat zu mir kommt, für den Kampf gerüstet, aber mit einem Kruzifix über dem Kettenhemd, dann weiß ich, dass er Gott nicht gleichgültig gegenübersteht. Du trägst ein Zeichen, mein Sohn» – er deutete auf das Kruzifix –, «und auch mit fünfundachtzig Jahren kann ich ein Zeichen noch erkennen.»

«Fünfundachtzig!», rief Robbie staunend aus, doch der Abbé sagte nichts weiter; er wartete. Robbie rang eine Weile mit sich, dann sprudelte er hervor, was ihm auf der Seele lag. Er erzählte, wie sie nach Castillon d'Arbizon gekommen waren und die Begine im Kerker gefunden hatten und wie Thomas ihr das Leben gerettet hatte. «Es lässt mir keine Ruhe», sagte Robbie und starrte auf den Rasen. «Ich habe das Gefühl, dass uns nichts Gutes widerfahren wird, solange sie lebt. Schließlich hat die Kirche sie verurteilt!»

«Ja, das hat sie», sagte Planchard und schwieg.

«Sie ist eine Ketzerin! Eine Hexe!»

«Ich habe von ihr gehört», sagte Planchard ruhig. «Und man hat mir berichtet, dass sie lebt.»

«Sie ist hier!», rief Robbie aufgebracht und deutete auf das Dorf. «Hier in Eurem Tal!»

Der Abbé betrachtete Robbie, sah eine ehrliche, offenherzige Seele, die jedoch in Aufruhr war, und seufzte. Er schenkte ein wenig Wein ein und schob dem jungen Mann das Brett mit Brot, Käse und Honig zu. «Iss», sagte er sanft.

«Es ist nicht recht!», ereiferte sich Robbie.

Planchard selbst aß nichts, aber er nippte an dem Wein. Dann sprach er leise, den Blick auf die Rauchwolke gerichtet, die vom Dorf aufstieg. «Die Sünden der Begine sind nicht deine, mein Sohn. Und auch dass Thomas sie

errettet hat, ist nicht deine Schuld. Warum sorgst du dich um die Sünden anderer?»

«Ich sollte sie töten!»

«Nein, das solltest du nicht», sagte der Abbé entschieden.

«Nicht?» Robbie klang überrascht.

«Wenn Gott das gewollt hätte, hätte er dich nicht hierhergeschickt. Gottes Ziele sind nicht immer leicht zu verstehen, aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass Seine Wege nicht so verschlungen sind wie unsere. Wir komplizieren Gott, weil wir nicht sehen, dass Güte ganz einfach ist.» Er schwieg einen Moment. «Du hast gesagt, euch würde nichts Gutes widerfahren, solange sie lebt, aber warum sollte Gott wollen, dass euch Gutes widerfährt? Diese Gegend hat in Frieden gelebt, von einigen Räubern abgesehen, und ihr zerstört diesen Frieden. Würde Gott euch noch gewalttätiger machen, wenn die Begine stürbe?»

Darauf wusste Robbie nichts zu sagen.

«Du erzählst mir von den Sünden anderer.» Die Stimme des Abbés wurde energischer. «Aber über deine Sünden sprichst du nicht. Trägst du das Kruzifix für andere? Oder für dich?»

«Für mich», sagte Robbie leise.

«Dann erzähl mir von dir.»

Und das tat Robbie.

Joscelyn, Herr von Merville und zukünftiger Erbe der Grafschaft Berat, knallte seinen Brustpanzer so heftig auf den Tisch, dass kleine Staubwolken aus den Ritzen im Holz aufstiegen.

Sein Onkel, der Graf, runzelte die Stirn. «Es gibt keinen Grund, auf das Holz zu schlagen, Joscelyn», sagte er ruhig. «In dem Tisch sind keine Holzwürmer. Das hoffe ich zumindest. Er wird regelmäßig mit Terpentin imprägniert.»

«Mein Vater schwor auf eine Mischung aus Lauge und Urin», sagte Vater Roubert «und gelegentliches Sengen.» Er saß dem Grafen gegenüber und sah die angeschimmelten alten Pergamente durch, die niemand angerührt hatte, seit sie vor hundert Jahren aus Astarac herübergeschafft worden waren. Einige waren an den Rändern verkohlt, Spuren des Feuers, das in der zerstörten Burg gelegt worden war.

«Lauge und Urin? Das muss ich mal ausprobieren.» Der Graf kratzte sich unter seiner Wollhaube und blickte zu seinem wütenden Neffen auf. «Du kennst doch Vater Roubert, Joscelyn? Ach, natürlich kennst du ihn.» Er musterte ein weiteres Dokument, sah, dass es ein Gesuch war, die Stadtwache von Astarac um zwei Mann zu verstärken, und seufzte. «Wenn du des Lesens mächtig wärst, Joscelyn, könntest du uns helfen.»

«Ich helfe Euch, Onkel», sagte Joscelyn aufgebracht. «Lasst mich nur endlich von der Leine!»

«Das ist etwas für Bruder Jerôme.» Der Graf legte das Gesuch in den großen Korb, der nach unten in den Raum gebracht werden würde, in dem der junge Mönch aus Paris saß und die Unterlagen durchsah. «Und mischt ein paar andere Dokumente darunter», sagte er zu Vater Roubert, «nur um ihn zu verwirren. Mit den alten Steuerrollen aus Lemierre kann er sich einen ganzen Monat amüsieren!»

«Dreißig Mann, Onkel», drängte Joscelyn, «mehr verlange ich nicht! Ihr habt siebenundachtzig Soldaten! Gebt mir dreißig davon!»

Joscelyn, Herr von Merville, war eine beeindruckende Gestalt. Er war riesig, mit einer mächtigen Brust und langen, kraftvollen Gliedern, doch seine Erscheinung wurde verdorben durch ein rundes Gesicht von solcher Einfalt, dass der Graf sich bisweilen fragte, ob hinter den vorstehenden Augen seines Neffen überhaupt ein Hirn saß. Joscelyn hatte strohfarbenes Haar, das fast immer die

Druckspuren eines ledergefütterten Helms aufwies, und obgleich er nur aus Knochen und Muskeln zu bestehen schien und kaum von störendem Verstand geplagt war, hatte er doch seine Tugenden. Er war fleißig, auch wenn sein Fleiß einzig auf die Turnierbahn gerichtet war, wo er als einer der besten Kämpfer in ganz Europa galt. Er hatte zweimal das Pariser Turnier gewonnen, in Tewkesbury die besten englischen Ritter geschlagen, und selbst in den deutschen Staaten, deren Männer sich für unbesiegbar hielten, hatte Joscelyn ein Dutzend angesehener Preise erkämpft. Er hatte den berühmten Walther von Siegenthaler zweimal innerhalb eines Durchgangs vom Pferd geworfen, und der einzige Ritter, der Joscelyn immer wieder besiegt hatte, war der schwarz gekleidete Mann, der sich Harlekin nannte und der grimmig und erbarmungslos über die Turnierbahnen galoppiert war, um Geld aufzutreiben. Doch der Harlekin war seit drei oder vier Jahren nicht mehr gesehen worden, und Joscelyn hoffte, dass er ohne diesen ärgerlichen Gegner zum besten Turnierreiter Europas aufsteigen konnte.

Er war in der Nähe von Paris aufgewachsen, als Sohn des jüngeren Bruders des Grafen, der siebzehn Jahre zuvor an der Ruhr gestorben war. Joscelyns Familie hatte wenig Geld gehabt, und der Graf, der für seinen Geiz berüchtigt war, hatte der Witwe kaum einen Écu geschickt, um ihre Sorgen zu lindern, doch Joscelyn hatte sich mit Lanze und Schwert Geld verdient, und das, fand der Graf, sprach doch immerhin für ihn. Außerdem hatte er zwei Soldaten mitgebracht, beides erprobte Krieger, die er aus seiner eigenen Börse entlohnte, und das ließ darauf schließen, dass er in der Lage war, Männer anzuführen. «Aber du solltest wirklich das Lesen lernen», beendete der Graf seinen Gedankengang laut. «Die Beherrschung der Schrift zivilisiert einen Mann.»

«Drauf geschissen!», sagte Joscelyn. «Castillon d'Arbizon ist in den Händen englischer Plünderer, und wir tun nichts! Gar nichts!»

«Ich würde nicht sagen, dass wir nichts tun», wandte der Graf ein und kratzte sich erneut unter seiner Haube. Ein beharrliches Jucken plagte ihn, und er fragte sich, ob es der Vorbote von etwas Schlimmerem war. Er nahm sich vor, seine Kopien von Galenus, Plinius und Hippokrates zu konsultieren. «Wir haben Nachricht nach Toulouse und Paris geschickt», sagte er zu Joscelyn, «und ich werde ein Schreiben an den Seneschall in Bordeaux aufsetzen, in dem ich mit aller Schärfe protestieren werde!» Der Seneschall war der Vertreter des englischen Königs in der Gascogne, und der Graf war sich keineswegs sicher, ob er dem Mann tatsächlich schreiben würde, denn ein solcher Protest würde womöglich noch mehr englische Abenteurer auf die Idee bringen, Ländereien in Berat zu erobern.

«Vergesst die Schreiberei», sagte Joscelyn. «Tötet die Bastarde. Sie brechen die Waffenruhe!»

«Sie sind Engländer», erwiderte der Graf «Die brechen immer die Waffenruhe. Man kann eher dem Teufel vertrauen als einem Engländer.»

«Dann tötet sie», drängte Joscelyn.

«Das werden wir.» Der Graf mühte sich, die grauenvolle Schrift eines längst zu Staub zerfallenen Schreibers zu entziffern, der einen Vertrag aufgesetzt hatte, in dem ein Mann namens Sestier beauftragt wurde, die Abwasserrinnen der Burg mit Ulmenholz zu verkleiden. «Irgendwann», fügte er geistesabwesend hinzu.

«Gebt mir dreißig Mann, Onkel, und ich jage sie innerhalb einer Woche davon!»

Der Graf legte das Dokument beiseite und griff nach dem nächsten. Die Tinte hatte sich braun verfärbt und war stark ausgeblichen, aber er konnte gerade noch erkennen, dass

es sich um einen Vertrag mit einem Steinmetz handelte. «Joscelyn», sagte er, ohne von dem Pergament aufzusehen, «wie willst du sie innerhalb einer Woche davonjagen?»

Joscelyn starrte seinen Onkel an, als wäre er nicht bei Sinnen. «Natürlich indem ich nach Castillon d'Arbizon reite und sie töte.»

«Ah, ich verstehe», sagte der Graf, als sei er dankbar für die Erklärung. «Aber als ich das letzte Mal in Castillon d'Arbizon war – was zugegebenermaßen etliche Jahre her ist –, bestand die Burg aus Stein. Wie willst du den mit Schwert und Lanze besiegen?»

«Herr im Himmel! Sie werden kämpfen.»

«Oh, das werden sie ganz gewiss. Die Engländer schlagen sich gern, genau wie du. Aber diese Engländer haben Bogenschützen, Joscelyn. Bist du bei deinen Turnieren schon mal einem englischen Bogenschützen begegnet?»

Joscelyn ging nicht auf die Frage ein. «Es sind nur zwanzig Bogenschützen», sagte er achselzuckend.

«Vierundzwanzig, nach Aussage der Wachmänner», korrigierte der Graf pedantisch. Die Überlebenden der Garnison von Castillon d'Arbizon waren von den Engländern freigelassen worden und nach Berat geflohen, woraufhin der Graf zwei von ihnen als warnendes Beispiel aufgeknüpft und die Übrigen verhört hatte. Die beiden hockten jetzt im Kerker und würden bald an die Küste gebracht und als Galeerensklaven verkauft werden. Der Graf lächelte bei dem Gedanken an diese zusätzliche Einnahme und wollte gerade den Vertrag mit dem Steinmetz in den Korb legen, als ihm zufällig ein Wort ins Auge fiel. Aus einem Instinkt heraus behielt er das Dokument in der Hand, dann wandte er sich wieder seinem Neffen zu. «Ich werde dir von dem englischen Kriegsbogen erzählen, Joscelyn», sagte er geduldig. «Es ist ein ganz einfaches Ding aus Eibenholz, im Grunde eine Bauernwaffe. Mein Jäger besitzt einen solchen Bogen, aber er ist der

einzige Mann in ganz Berat, der mit dieser Waffe umgehen kann. Und weißt du, warum das so ist?» Er wartete, doch sein Neffe antwortete nicht. «Nun, ich werde es dir sagen. Es dauert Jahre, Joscelyn, viele Jahre, bis ein Schütze den Eibenbogen beherrscht. Etwa zehn Jahre, um genau zu sein, aber dann kann dieser Schütze mit seinem Pfeil auf zweihundert Schritt Entfernung eine Rüstung durchbohren.» Er lächelte. «Zack! Und ein Mann, Rüstung und Waffen im Wert von tausend Écu sind dahin, niedergestreckt von einem Bauernbogen. Und das ist kein Zufallstreffer, Joscelyn. Mein Jäger kann auf hundert Schritt einen Pfeil durch einen Armreif schießen. Ich habe selbst gesehen, wie er auf einhundertfünfzig Schritt einen Pfeil durch eine Eichentür gejagt hat, und die war so dick wie mein Unterarm!»

«Ich habe eine Plattenrüstung», entgegnete Joscelyn störrisch.

«In der Tat. Und auf fünfzig Schritt werden die Engländer dir durch die Schlitze im Visier ihre Pfeile ins Hirn bohren. Wobei du das möglicherweise sogar überleben würdest.»

Joscelyn bemerkte die Beleidigung nicht. «Armbrüste», sagte er nur.

«Ja, wir haben dreißig Armbrustschützen», erwiderte der Graf, «aber die sind nicht mehr die Jüngsten, einige sind sogar krank, und ich glaube kaum, dass sie gegen diesen jungen Mann bestehen könnten. Wie heißt er noch gleich?»

«Thomas von Hookton», warf Vater Roubert ein.

«Seltsamer Name. Aber er scheint zu wissen, was er tut. Dem Mann sollte man mit Vorsicht begegnen, scheint mir.»

«Kanonen», schlug Joscelyn vor.

«Ah, Kanonen!», rief der Graf aus, als sei er selbst nicht auf diesen Gedanken gekommen. «Selbstverständlich könnten wir Kanonen nach Castillon d'Arbizon schaffen, und gewiss würden sie das Burgtor zertrümmern und alles

Erdenkliche in Schutt und Asche legen, aber woher sollen wir die Dinger bekommen? Wie ich gehört habe, gibt es eine in Toulouse, aber man braucht achtzehn Pferde, um sie zu transportieren. Wir könnten natürlich welche aus Italien kommen lassen, aber die Apparate sind sehr teuer und die Kanoniere erst recht, außerdem glaube ich kaum, dass sie vor dem nächsten Frühling hier sind. Bis dahin sind wir auf Gottes Schutz angewiesen.»

«Aber wir können doch nicht nichts tun!», begehrte Joscelyn auf.

«Vollkommen richtig, Joscelyn», sagte der Graf liebenswürdig. Regen prasselte gegen die Hornscheiben, die die Fenster bedeckten. Seine grauen Schwaden ergossen sich über die ganze Stadt. Er sprudelte durch die Rinnsteine, überflutete die Jauchegruben, tropfte durch die Strohdächer und strömte wie ein seichter Bach unter den tiefer gelegenen Stadttoren hindurch. Kein Wetter zum Kämpfen, dachte der Graf, doch wenn er seinem Neffen nicht ein wenig Spielraum gab, würde der junge Hitzkopf vermutlich auf eigene Faust losreiten und sich bei einem kopflosen Gefecht umbringen lassen. «Wir könnten sie natürlich auch bestechen», schlug er vor.

«Bestechen?» Joscelyn starrte seinen Onkel entgeistert an.

«Das ist nichts Ungewöhnliches, Joscelyn. Sie sind nichts weiter als Räuber, die hinter dem Geld her sind, also biete ich ihnen Münzen, damit sie die Burg verlassen. Das funktioniert oft genug.»

Joscelyn spuckte aus. «Sie werden das Geld nehmen, bleiben, wo sie sind, und mehr verlangen.»

«Sehr gut!» Der Graf von Berat lächelte seinem Neffen wohlwollend zu. «Genau zu diesem Schluss bin ich auch gekommen. Gut gemacht, Joscelyn! Ich werde sie also nicht bestechen. Aber ich habe bereits nach Toulouse geschrieben und darum ersucht, uns die Kanone zur

Verfügung zu stellen. Es wird zweifellos ein Vermögen kosten, aber wenn es nötig ist, werden wir sie auf die Engländer loslassen. Ich hoffe allerdings, dass es nicht so weit kommt. Hast du mit Courtois gesprochen?», fragte er.

Henri Courtois war der Kommandant der Garnison und ein erfahrener Soldat. Joscelyn hatte in der Tat mit ihm gesprochen und von ihm dieselbe Antwort erhalten, die sein Onkel ihm soeben gegeben hatte: Hütet Euch vor den englischen Bogenschützen. «Courtois ist ein altes Weib», sagte Joscelyn abfällig.

«Mit dem Bart? Das bezweifle ich», erwiderte der Graf. Er blickte erneut auf den Vertrag mit dem Steinmetz und auf das lateinische Wort, das ihm aufgefallen war: *calix*. Eine Erinnerung aus seiner Kindheit regte sich, doch er bekam sie nicht zu fassen.

«Dreißig Mann!», bettelte Joscelyn.

Der Graf legte das Dokument auf den Tisch. «Wir werden tun, was Courtois vorschlägt: Wir versuchen, die Engländer zu stellen, wenn sie ihren Bau verlassen. Wir verhandeln mit Toulouse, um die Kanone zu bekommen. Wir haben bereits ein Kopfgeld auf jeden englischen Bogenschützen ausgesetzt, der lebend gefangen wird. Es ist so großzügig bemessen, dass mit Sicherheit jeder *routier* und *coredor* in der ganzen Gascogne sich auf die Jagd machen wird, und damit sind die Engländer überall von Feinden umgeben. Ihr Leben wird alles andere als angenehm sein.»

«Warum lebend?», fragte Joscelyn. «Warum wollt Ihr die englischen Bogenschützen nicht tot?»

Der Graf seufzte. «Mein lieber Joscelyn, weil mir dann die *coredors* jeden Tag ein Dutzend Leichen anschleppen und behaupten werden, es wären Engländer. Wir müssen mit den Bogenschützen sprechen, bevor wir sie töten, damit wir sicher sein können, dass sie echt sind.» Wieder starrte er auf das Wort *calix* und versuchte, die Erinnerung ins Bewusstsein zu holen. «Ich bezweifle, dass wir viele

Bogenschützen fangen werden», fuhr er fort. «Sie ziehen nur im Rudel los und sind gefährlich. Also werden wir tun, was wir immer tun, wenn die *coredors* zu aufsässig werden: Wir warten geduldig und schnappen sie uns, sobald sie einen Fehler machen. Und den werden sie machen, auch wenn sie glauben, dass wir ihnen darin zuvorkommen. Sie warten nur darauf, dass du sie angreifst, Joscelyn, damit sie dich mit ihren Pfeilen durchbohren können. Aber wir müssen sie angreifen, wenn sie nicht mit einem Angriff rechnen. Also reite mit Courtois und seinen Männern und sorge dafür, dass die Signalfeuer vorbereitet sind. Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, gebe ich dir freie Hand. Versprochen.»

Die Signalfeuer wurden in jedem Dorf und jeder Stadt der Grafschaft vorbereitet. Sobald die Engländer gesichtet wurden, sollten die riesigen Holzhaufen entzündet werden, damit ihr Rauch die umliegenden Gemeinden warnte und den Wachleuten auf dem Burgturm von Berat verkündete, wo die Engländer gerade umherzogen. Eines Tages, davon war der Graf überzeugt, würden sie sich zu nah an Berat heranwagen oder einen Ort aufsuchen, wo seine Männer ihnen auflauern konnten, und bis dahin würde er geduldig warten. Irgendwann begingen die *coredors* immer diesen Fehler, und obgleich die Engländer unter der Fahne des Earl of Northampton ritten, waren sie nichts anderes als gewöhnliche Räuber. «Geh und übe dich in deinen Waffen, Joscelyn», sagte er zu seinem Neffen. «Du wirst sie bald genug zum Einsatz bringen. Und nimm diesen Brustpanzer mit.»

Joscelyn trollte sich. Der Graf sah zu, wie Vater Roubert neue Scheite ins Feuer warf, dann wandte er sich wieder dem Dokument zu. Der Graf von Astarac hatte einen Steinmetz beauftragt, die Worte *«Calix Meus Inebrians»* über das Tor der Burg von Astarac zu meißeln, und er hatte ausdrücklich bestimmt, dass das auf dem Vertrag notierte

Datum dem Wahlspruch hinzugefügt werden sollte. Aber warum? Warum sollte jemand seine Festung mit den Worten *«Mein Becher macht mich trunken»* schmücken wollen? «Vater?», sagte er.

«Euer Neffe rennt in den sicheren Tod», grummelte der Dominikaner.

«Ich habe noch andere Neffen.»

«Aber Joscelyn hat recht. Wir müssen sie bekämpfen, und zwar bald. Sie haben die Begine nicht verbrannt.» Vater Roubert war so zornig, dass es ihm den Schlaf raubte. Wie konnten sie es wagen, eine Ketzerin zu verschonen! Nachts lag er in seinem schmalen Bett und malte sich aus, wie die Frau schreien würde, wenn die Flammen ihr Kleid verschlangen. Danach wäre sie nackt, und Vater Roubert erinnerte sich genau, wie ihr weißer Körper an seinen Tisch gefesselt gewesen war. In dem Moment hatte er begriffen, was Versuchung war, und in dem Maße, wie die Versuchung ihn gequält hatte, hatte er es genossen, das glühende Eisen auf die Haut ihrer Schenkel zu pressen.

«Vater! Träumt Ihr?», wies der Graf den Geistlichen zurecht. «Seht Euch das an.» Er schob den Vertrag über den Tisch. Mit gerunzelter Stirn bemühte sich der Prior, die verblichene Handschrift zu entziffern, dann nickte er, als er die Worte erkannte. «Aus den Psalmen Davids.»

«Natürlich! Wie dumm von mir. Aber warum sollte jemand *‹Mein Becher macht mich trunken›* über sein Burgtor meißeln lassen?»

«Die Kirchenväter bezweifeln, dass David damit ‹trunken› im niederen Sinne meinte. Vielleicht eher trunken vor Freude? ‹Mein Becher erfreut mich›?»

«Aber was für ein Becher?», fragte der Graf. Es herrschte Stille, abgesehen vom Prasseln des Regens und dem Knistern des Feuers. Vater Roubert studierte erneut den Vertrag, dann stand er auf und trat an die Regale des

Grafen. Er nahm ein großes, an einer Kette befestigtes Buch heraus, legte es vorsichtig auf das Lesepult, löste die Schnallen am Einband und schlug es auf. «Was ist das für ein Buch?», fragte der Graf.

«Die Annalen des Klosters St. Josèphe.» Vater Roubert blätterte in den steifen Seiten, auf der Suche nach einem Eintrag. «Wir wissen», sagte er, «dass der letzte Graf von Astarac von der Ketzerei der Katharer befallen war. Es heißt, sein Vater habe ihn als Knappe zu einem Ritter in Carcassonne geschickt und dort sei er zum Sünder geworden. Später erbte er Astarac und unterstützte die Ketzer, und wir wissen, dass er einer der letzten Kathargerherren war.» Er verstummte und schlug die nächste Seite um. «Ah! Hier ist es. Montségur fiel am Tag des heiligen Joévin im zweiundzwanzigsten Jahr der Herrschaft von Raymond VII.» Raymond war der letzte große Graf von Toulouse gewesen und nunmehr fast hundert Jahre tot. Vater Roubert rechnete einen Moment. «Das würde bedeuten, Montségur fiel im Jahr 1244.»

Der Graf beugte sich über den Tisch und griff nach dem Vertrag. Er ließ den Blick darübergleiten und fand, was er suchte. «Und der Vertrag ist datiert auf den Tag vor dem Fest des heiligen Irenäus im gleichen Jahr. Das Fest des heiligen Irenäus ist Ende Juni, nicht wahr?»

«Ganz recht.»

«Und der Tag des heiligen Joévin ist im März», sagte der Graf. «Was bedeutet, dass der Graf von Astarac nicht in Montségur gestorben ist.»

«Wir wissen nicht, wer den Auftrag erteilt hat», gab der Prior zu bedenken. «Vielleicht war es sein Sohn?» Er blätterte weiter in den großen Seiten der Annalen, deren derb ausgestaltete Initiale ihn zu einer Grimasse veranlassten, bis er den Eintrag fand, nach dem er suchte. «‹Und im Jahr des Todes unseres Grafen, als eine große Plage von Kröten und Nattern herrschte›», las er vor,

«‹nahm der Graf von Berat Astarac ein und tötete alle, die er dort vorfand.›»

«Aber in den Annalen steht nirgends, dass Astarac starb?»

«Nein.»

«Was also, wenn er noch lebte?» Erregung hatte den Grafen gepackt; er war aufgestanden und lief auf und ab. «Und weshalb hatte er seine Gefährten in Montségur im Stich gelassen?»

«Falls es so war», sagte Vater Roubert skeptisch.

«Jemand von entsprechender Stellung hat den Steinmetz beauftragt, eine Nachricht in den Stein zu hauen. Jemand, der …» Plötzlich verstummte der Graf. «Warum ist das Datum umschrieben als der Tag vor dem Fest des heiligen Irenäus?»

«Warum nicht?»

«Weil das der Tag des heiligen Cyrillus ist – warum nennt er ihn nicht so?»

Vater Roubert wollte gerade zu der Erklärung ansetzen, dass der heilige Irenäus wesentlich bekannter war als der heilige Cyrillus, doch der Graf ließ ihn nicht zu Wort kommen.

«Weil es der Siebenschläfer-Tag ist! Es waren sieben, Roubert! Sieben Überlebende! Und sie wollten das Datum eingemeißelt haben, um das zu übermitteln!»

Der Prior fand die Grundlage für die Theorien des Grafen mehr als dürftig, sagte jedoch nichts. «Und denkt nur an die Geschichte!», sagte der Graf aufgeregt. «Sieben junge Männer, die ihres Glaubens wegen verfolgt werden! Sie fliehen aus der Stadt – welche war es noch gleich?, ach ja, Ephesus – und verstecken sich in einer Höhle. Der Kaiser – ich glaube, es war Decius – lässt sämtliche Höhlen zumauern, und viele Jahre später, über hundert Jahre, wenn ich mich recht entsinne, findet man die sieben jungen Männer in der Höhle, und keiner von ihnen ist auch nur

einen Tag gealtert. Es liegt doch auf der Hand, Roubert: Sieben Männer sind aus Montségur geflohen!»

Vater Roubert stellte die Annalen zurück ins Regal. «Aber ein Jahr darauf besiegte Euer Vorfahre sie.»

«Sie könnten überlebt haben», beharrte der Graf. «Immerhin ist bekannt, dass einige Mitglieder der Familie Vexille geflohen sind. Natürlich haben sie überlebt! Und, Roubert» – in seiner Erregung merkte er gar nicht, dass er den Prior mit dessen Vornamen ansprach –, «warum würde ein Katharerfürst wohl die letzte Bastion verlassen, wenn nicht zu dem Zweck, die Schätze der Ketzer in Sicherheit zu bringen? Jeder weiß, dass die Ketzer große Schätze besaßen!»

Vater Roubert versuchte, sich nicht von der Erregung des Grafen anstecken zu lassen. «Die Familie wird sie mitgenommen haben.»

«Meint Ihr wirklich?», sagte der Graf. «Sie sind sieben. Sie flüchten in unterschiedliche Richtungen. Einige nach Spanien, andere nach Nordfrankreich, mindestens einer nach England. Wenn Ihr auf der Flucht wärt, verfolgt von der Kirche und sämtlichen Fürsten, würdet Ihr dann einen großen Schatz mitnehmen? Würdet Ihr riskieren, dass er Euren Feinden in die Hände fällt? Oder würdet Ihr ihn nicht eher verstecken und hoffen, dass jemand von den sieben überlebt und eines Tages zurückkehrt, um ihn zu holen?»

Nun wurden dem Prior die Theorien des Grafen doch zu abenteuerlich, und er schüttelte den Kopf. «Falls es in Astarac jemals einen Schatz gab», sagte er, «dann wäre er längst gefunden worden.»

«Aber der Kardinalerzbischof sucht danach», wandte der Graf ein. «Wozu sonst will er Einsicht in unsere Archive?» Er ergriff den Vertrag mit dem Steinmetz und hielt ihn so über eine Kerze, dass die drei lateinischen Wörter und der Auftrag, das Datum in den Stein zu meißeln, von der Flamme vernichtet wurden. Er schlug mit der Faust auf den

verkohlten Rand, um die Glut zu löschen, dann warf er das beschädigte Pergament in den Korb mit Dokumenten, die dem Mönch ausgehändigt werden sollten. «Ich sollte nach Astarac reiten.»

Alarmiert blickte Vater Roubert auf. «Das ist eine wilde Gegend», warnte er den Grafen, «verseucht von *coredors*. Und nicht sehr weit von den Engländern in Castillon d’Arbizon entfernt.»

«Dann nehme ich eben ein paar Soldaten mit.» Der Graf war nicht mehr zu bremsen. Wenn der Gral sich auf seinen Ländereien befand, dann war es nur naheliegend, dass Gott seine Ehefrauen mit Unfruchtbarkeit belegt hatte, als Strafe dafür, dass er nicht nach dem kostbaren Schatz suchte. Also würde er das ändern. «Ihr könnt mich begleiten», sagte er zu Vater Roubert, «und Courtois bleibt mit den Armbrustschützen und den restlichen Soldaten hier, um die Stadt zu verteidigen.»

«Und Ihr Neffe?»

«Oh, den nehme ich auch mit! Er kann mein Gefolge befehligen. Dann hat er das Gefühl, dass er sich nützlich machen kann.» Der Graf zog die Stirn kraus. «Liegt nicht das Kloster St. Sévère in der Nähe von Astarac?»

«Ganz recht.»

«Dann wird Abbé Planchard uns Unterkunft gewähren», sagte der Graf. «Außerdem kann er uns bestimmt helfen!»

Vater Roubert dachte bei sich, dass Abbé Planchard den Grafen vermutlich eher einen alten Narren zeihen würde, aber der Graf war nicht von seinem Plan abzubringen. Zweifellos glaubte er, wenn er den Gral fände, würde Gott ihm einen Sohn schenken, und wer weiß, vielleicht hatte er sogar recht? Vielleicht musste der Gral gefunden werden, um wieder Ordnung in die Welt zu bringen. Und so sank der Prior im großen Saal auf die Knie und betete, dass Gott

den Grafen segnen, die Ketzerin töten und sie zu dem Gral führen würde.

In Astarac.

Thomas und seine Männer verließen Astarac am frühen Nachmittag, ihre Pferde beladen mit frischem Fleisch, Kochtöpfen und allem, was irgendeinen Wert hatte und sich auf dem Marktplatz von Castillon d'Arbizon verkaufen ließ. Immer wieder warf Thomas Blicke zurück und fragte sich, weshalb er für diesen Ort so gar nichts empfand. Dennoch wusste er, dass er zurückkommen würde. In Astarac lagen Geheimnisse verborgen, und er musste sie ans Licht holen.

Nur Robbies Pferd war nicht mit Raubgut bepackt. Er war als Letzter zu der Gruppe zurückgekehrt, mit einem seltsam ruhigen, zufriedenen Ausdruck auf dem Gesicht. Er hatte keine Erklärung dazu abgegeben, weshalb er so spät kam und warum er das Kloster verschont hatte, sondern Thomas nur kurz zugenickt und sich in den Reitertrupp eingereiht, der sich wieder auf den Weg nach Westen machte.

Sie würden erst spät zu Hause sein, wahrscheinlich erst nach Einbruch der Dunkelheit, doch das beunruhigte Thomas nicht weiter. Die *coredors* würden nicht angreifen, und falls der Graf von Berat Truppen geschickt hatte, um sie auf dem Heimweg abzufangen, würden sie diese von den Hügelkuppen aus sehen. So ritt er sorglos dahin, während das Dorf hinter ihnen in Schutt und Elend lag.

«Hast du gefunden, wonach du gesucht hast?», fragte d'Evecque.

«Nein.»

D'Evecque lachte. «Du bist mir ein feiner Sir Galahad!» Er sah hinunter auf die Beute, die an Thomas' Sattel hing. «Du ziehst los, um den Heiligen Gral zu suchen, und kommst mit einem Haufen Ziegenhäute und einer Hammelkeule zurück.»

«Gebraten und mit Essigsauce wird das ein Festmahl», erwiderte Thomas.

D’Evecque blickte über die Schulter. Ein Dutzend *coredors* war ihnen auf die Hügelkette gefolgt. «Diesen Nichtsnutzen müssen wir mal eine Lektion erteilen.»

«Werden wir», sagte Thomas, «werden wir.»

Robbie übernahm wieder die Vorhut, doch auf halbem Weg, als die Sonne wie ein roter Ball über dem Horizont hing, wendete er sein Pferd und ritt zu Thomas zurück. Wiederum lenkte Geneviève, als sie ihn kommen sah, ihre Stute demonstrativ zur Seite, doch falls Robbie es bemerkte, ging er nicht darauf ein. Er blickte auf die Ziegenhäute, die an Thomas’ Sattel hingen. «Mein Vater hatte mal einen Umhang aus Pferdefell», sagte er, um das Schweigen zu brechen, das auf ihnen lastete. Dann schaute er plötzlich betreten drein. «Ich habe nachgedacht.»

«Eine gefährliche Beschäftigung», erwiderte Thomas leichthin.

«Lord Outhwaite hat mir gestattet, dich zu begleiten», sagte Robbie, «aber meinst du, er wäre böse, wenn ich dich verlasse?»

«Mich verlassen?» Thomas sah ihn überrascht an.

«Ich kehre natürlich zu ihm zurück», sagte Robbie. «Hinterher.»

«Was soll das heißen, hinterher?», fragte Thomas misstrauisch. Robbie war ein Gefangener, und wenn er sich von Thomas trennte, war es seine Pflicht, zu Lord Outhwaite nach Nordengland zurückzukehren und dort zu warten, bis sein Lösegeld bezahlt war.

«Es gibt etwas, das ich tun muss, um meiner Seele willen.»

«Ah», sagte Thomas, nun seinerseits betreten. Er blickte auf das silberne Kruzifix, das um den Hals seines Freundes hing. Robbie starrte auf einen Bussard, der auf der Suche nach Beute am dämmrigen Himmel kreiste. «Ich hab’s nie mit dem Glauben gehabt», sagte er leise. «Keiner der

Männer in unserer Familie ist gläubig. Die Frauen natürlich schon, aber nicht die Douglas-Männer. Wir sind gute Soldaten und schlechte Christen.» Er verstummte, sichtlich verlegen, und warf Thomas einen verstohlenen Seitenblick zu. «Erinnerst du dich noch an den Geistlichen, den wir in der Bretagne getötet haben?»

«Natürlich.» Bernard de Taillebourg war ein Dominikanermönch und Inquisitor gewesen, der Thomas gefoltert und Guy Vexille geholfen hatte, Robbies Bruder zu ermorden, und Thomas und Robbie hatten ihn direkt vor einem Altar niedergemetzelt.

«Ich wollte ihn töten», sagte Robbie.

«Du hast damals gesagt, es gebe keine Sünde, die ein Priester nicht vergibt, wenn der Preis nur hoch genug ist, und ich nehme an, das schließt das Ermorden von Priestern ein.»

«Es war falsch von mir. Er war ein Mann der Kirche, und wir hätten ihn nicht töten dürfen.»

«Er war eine Ausgeburt des Teufels», entgegnete Thomas voller Abscheu.

«Er wollte genau das, was du auch willst», wandte Robbie ein, «und er hat getötet, um es zu bekommen, aber wir sind keinen Deut besser, Thomas.»

Thomas bekreuzigte sich. «Sorgst du dich um meine Seele», fragte er spöttisch, «oder um deine?»

«Ich habe mit dem Abt von Astarac gesprochen», sagte Robbie, «und ihm von dem Dominikaner erzählt. Der Abt meinte, ich hätte etwas Schreckliches getan, und mein Name stünde auf der Liste des Teufels.» Dies war die Sünde gewesen, die Robbie gebeichtet hatte. Doch Planchard hatte Robbie beim Wort genommen und mit strenger Miene zu ihm gesprochen. «Er hat mir befohlen, auf Pilgerreise zu gehen», fuhr Robbie fort. «Er hat gesagt, ich soll nach Bologna gehen und am Grab des heiligen Dominikus beten

und ich würde ein Zeichen empfangen, wenn Dominikus mir meine Tat vergibt.»

Nach dem morgendlichen Gespräch mit d'Evecque war Thomas bereits zu dem Schluss gekommen, dass es das Beste war, wenn Robbie ging, und nun erleichterte Robbie ihm das Ganze sogar noch. Dennoch gab er sich widerstrebend. «Den Winter über kannst du doch noch bleiben», schlug er vor.

«Nein», sagte Robbie entschieden. «Ich muss etwas tun, Thomas, sonst bin ich verdammt.»

Thomas dachte an den Tod des Dominikaners, den flackernden Schein des Feuers auf den Zeltwänden, die beiden Schwerter, die auf den zuckenden, blutüberströmten Geistlichen eingehackt hatten. «Dann bin ich wohl auch verdammt, oder?»

«Deine Seele ist deine Sache», erwiderte Robbie, «und ich kann dir nicht sagen, was du tun sollst. Aber der Abt hat mir gesagt, was *ich* tun soll.»

«Dann geh nach Bologna», sagte Thomas, bemüht, sich seine Erleichterung über Robbies Entschluss nicht anmerken zu lassen.

Es dauerte zwei Tage, bis Robbie herausgefunden hatte, wie er nach Bologna kam, doch ein Pilger, der in die Stadt gekommen war, um am Grab des heiligen Sardos zu beten, riet ihm, zunächst nach Astarac zurückzugehen und von dort Richtung Süden nach Saint-Gaudens. Dort würde er auf eine vielbefahrene Straße kommen, wo er sich Händlern anschließen konnte, die in Wagenzügen reisten und einen jungen, kräftigen Soldaten jederzeit willkommen heißen würden. «Von Saint-Gaudens wendet Ihr Euch nach Norden, Richtung Toulouse», sagte der Pilger. «Dort solltet Ihr auf jeden Fall am Schrein des heiligen Saturninus haltmachen und ihn um seinen Schutz bitten. Die Kirche St. Sernin besitzt eine der Peitschen, mit der unser Herr gegeißelt wurde. Gegen einen Obolus dürft Ihr sie

berühren, und dann werdet Ihr niemals erblinden. Von dort aus müsst Ihr weiter nach Avignon. Diese Straßen sind bewacht; Euch dürfte also nichts zustoßen. In Avignon müsst Ihr dann den Heiligen Vater um seinen Segen bitten und jemand anders fragen, wie Ihr von dort nach Osten kommt.»

Der gefährlichste Teil der Reise war der erste, und Thomas versprach, Robbie zu begleiten, bis Astarac in Sicht kam, damit er nicht den *coredors* in die Hände fiel. Außerdem gab er ihm eine Börse mit Goldmünzen aus der großen Truhe im Saal. «Es ist mehr als dein Anteil», sagte Thomas.

Robbie wog die Börse in der Hand. «Das ist zu viel.»

«Süßer Jesus, Mann, du musst in den Gasthäusern bezahlen. Nimm es. Und verspiel es um Himmels willen nicht.»

«Nein, ganz bestimmt nicht», sagte Robbie. «Ich habe Abbé Planchard versprochen, das Spiel aufzugeben, und er hat mich gezwungen, in der Abtei einen Eid zu schwören.»

«Und eine Kerze anzuzünden, hoffe ich.»

«Drei», sagte Robbie und bekreuzigte sich. «Ich muss allen Sünden abschwören, bis ich zum heiligen Dominikus gebetet habe, hat der Abbé gesagt.» Er schwieg einen Moment, dann lächelte er traurig. «Ich wollte mich noch entschuldigen, Thomas.»

«Was? Wofür?»

Robbie zuckte die Achseln. «Ich bin nicht gerade der beste Gefährte gewesen.» Weiter sagte er nichts, doch er wirkte beschämt, und an diesem Abend, als sie alle zusammen in dem großen Saal aßen, um Robbie zu verabschieden, gab der junge Schotte sich große Mühe, höflich zu Geneviève zu sein. Er gab ihr sogar von seinem Hammelfleisch, spießte ein besonders saftiges Stück mit seinem Messer auf und bestand darauf, es auf ihren Teller

zu legen. Guillaume d'Evecque riss erstaunt sein Auge auf, Geneviève bedankte sich artig, und am nächsten Morgen brachen sie bei schneidendem Nordwind auf, um Robbie auf seinen Weg zu bringen.

Der Graf von Berat hatte Astarac erst ein einziges Mal besucht, und das war vor vielen Jahren gewesen, sodass er das Dorf, als er es jetzt erneut aufsuchte, kaum wiedererkannte. Die Hälfte aller Dächer war verbrannt, die Steinmauern waren schwarz von Ruß, und eine riesige Blutlache, übersät mit Knochen, Federn und Innereien, zeigte an, wo das Vieh geschlachtet worden war. Drei Zisterziensermönche teilten gerade Essen von einem Karren aus, als der Graf ankam, doch trotz dieser wohltätigen Geste stürzten die zerlumpten Dorfbewohner sofort auf den Grafen zu, rissen sich die Hauben vom Kopf, fielen auf die Knie und bettelten um ein Almosen.

«Wer hat das getan?», fragte der Graf.

«Die Engländer, Herr», antwortete einer der Mönche. «Sie waren gestern hier.»

«Beim Allmächtigen, dafür werden sie hundert Tode sterben», verkündete der Graf.

«Und ich werde sie ihnen zufügen», knurrte Joscelyn blutrünstig.

«Ich bin fast geneigt, dich auf sie loszulassen», sagte der Graf, «aber wie sollen wir in die Burg kommen?»

«Mit Kanonen.»

«Ich habe bereits die Kanone aus Toulouse angefordert», erwiderte der Graf gereizt. Er warf den Dorfleuten ein paar kleine Münzen zu, dann gab er seinem Pferd die Sporen. Er starrte zu der Burgruine auf dem Felsen, ritt jedoch nicht hinüber, denn es war spät, die Dunkelheit nahte, und er fror. Außerdem war der Graf erschöpft und wund geritten, und die ungewohnte Rüstung scheuerte an den Schultern,

und so wandte er sich dem zweifelhaften Komfort des Klosters St. Sévère zu.

Die Mönche kehrten von der Arbeit zurück. Einer trug ein großes Bündel Anmachholz über der Schulter, andere Hacken und Spaten. Die letzten Trauben wurden geerntet, und zwei der Mönche führten einen Ochsenkarren, der mit Körben voll dunkler Früchte beladen war. Sie zogen den Karren beiseite, als der Graf und seine dreißig Soldaten klirrend auf die schlichten, schmucklosen Gebäude zuritten. Niemand in dem Kloster hatte mit Besuchern gerechnet, doch die Mönche begrüßten den Grafen freundlich, sorgten dafür, dass die Pferde untergestellt wurden und brachten die Soldaten in der Scheune zwischen den Weinpressen unter. In den Gästekammern, in denen der Graf, sein Neffe und Vater Roubert nächtigen würden, wurde ein Feuer entzündet. «Der Abbé wird Euch nach der Komplet begrüßen», teilte man dem Grafen mit, dann brachte man ihm ein Mahl aus Brot, Bohnen, Wein und geräuchertem Fisch. Der Wein des Klosters schmeckte sauer.

Der Graf entließ Joscelyn und Vater Roubert in ihre Kammern, schickte seinen Knappen, sich irgendwo ein Lager zu suchen, und setzte sich allein ans Feuer. Er fragte sich, warum Gott ihm die Engländer auf den Hals geschickt hatte. War das ebenfalls eine Strafe dafür, dass er sich nicht um den Gral gekümmert hatte? Alles deutete darauf hin, denn der Graf war mittlerweile überzeugt, dass Gott ihn auserwählt hatte. Noch eine letzte, große Aufgabe, dann würde er belohnt werden. Der Gral, dachte er ergriffen, das heiligste aller heiligen Dinge, und er war dazu ausersehen, es zu finden. Er fiel vor dem offenen Fenster auf die Knie, lauschte auf den Gesang der Mönche, der aus der Klosterkirche zu ihm heraufklang, und betete, dass seine Suche erfolgreich sein möge. Er betete, noch lange nachdem der Gesang verklungen war, und so fand Abbé

Planchard den Grafen auf den Knien vor. «Störe ich?», fragte der Abt leise.

«Nein, nein.» Mühsam erhob sich der Graf von seinen schmerzenden Knien. Er hatte seine Rüstung abgelegt und trug einen pelzgefütterten Umhang und seine übliche wollene Haube. «Bitte verzeiht mir, Planchard, dass ich so unangemeldet über Euch herfalle. Ich bereite Euch sicher große Unannehmlichkeiten.»

«Nur der Teufel bereitet mir Unannehmlichkeiten», erwiderte der Abbé, «und ich weiß, dass Ihr nicht von ihm entsandt seid.»

«Ich hoffe nicht», sagte der Graf, setzte sich und sprang umgehend wieder auf. Wegen seines Rangs stand ihm der einzige Stuhl im Raum zu, aber der Abbé war so alt, dass der Graf sich verpflichtet fühlte, ihm die Sitzgelegenheit zu überlassen.

Doch der Abbé schüttelte den Kopf und setzte sich stattdessen auf den Fenstersims.

«Vater Roubert hat an der Komplet teilgenommen und hinterher mit mir gesprochen.»

Der Graf wurde unruhig. Hatte Roubert Planchard anvertraut, weshalb sie hier waren? Er hatte es dem Abbé selbst sagen wollen.

«Er ist sehr aufgebracht», sagte Planchard. Er sprach Französisch, das Französisch eines Adligen, elegant und präzise.

«Roubert ist immer aufgebracht, wenn er sich nicht wohl fühlt», erwiderte der Graf. «Es war eine lange Reise, und er ist das Reiten nicht gewohnt. Liegt ihm einfach nicht im Blut. Er hockt auf dem Pferd wie ein Krüppel.» Er verstummte, sah den Abbé blinzelnd an und stieß dann einen heftigen Nieser aus. «Gute Güte», schniefte er und wischte sich mit dem Ärmel über die Nase. «Roubert hängt mit krummem Rücken im Sattel. Ich sage ihm immer

wieder, er soll sich gerade hinsetzen, aber er hört nicht auf mich.» Er nieste erneut.

«Ich hoffe sehr, Ihr habt Euch kein Fieber eingefangen», sagte der Abbé. «Der Anlass für Vater Rouberts Missstimmung war nicht Erschöpfung, sondern die Begine.»

«Ach ja, natürlich. Das Mädchen.» Der Graf zuckte die Achseln. «Ich glaube, er war ziemlich erpicht darauf, die Kleine brennen zu sehen. Wäre ja auch eine treffliche Belohnung für seine Mühen gewesen. Ihr wisst, dass er sie der Befragung unterzogen hat?»

«Mit glühendem Eisen, wie ich gehört habe», sagte Planchard, dann runzelte er die Stirn. «Wie eigenartig, eine Begine so weit hier unten im Süden. Sonst treiben sie sich doch im Norden herum. Aber ich nehme an, er ist sicher?»

«Absolut! Das arme Ding hat gestanden.»

«Das hätte ich auch, wenn man mich mit glühendem Eisen traktiert hätte», entgegnete der Abbé scharf. «Ihr wisst, dass sie mit den Engländern reitet?»

«Ja, das habe ich gehört. Eine üble Geschichte, Planchard, eine üble Geschichte.»

«Immerhin haben sie dieses Haus verschont», sagte der Abbé. «Seid Ihr deshalb gekommen? Um uns vor einer Ketzerin und den Engländern zu schützen?»

«Natürlich, natürlich», erwiderte der Graf, näherte sich dann jedoch dem wahren Anlass seiner Reise. «Es gibt allerdings noch einen weiteren Grund, Planchard, einen sehr viel bedeutsameren Grund.» Er hatte erwartet, dass der Abbé fragen würde, was denn der Grund gewesen sei, doch der alte Mönch schwieg, und dem Grafen wurde unbehaglich zumute. Er fragte sich, ob Planchard ihn auslachen würde. «Vater Roubert hat Euch nichts davon gesagt?», fragte er.

«Er hat von nichts anderem gesprochen als von der Begine.»

«Ah.» Der Graf wusste nicht so recht, wie er das Ganze angehen sollte, und so stürzte er sich einfach *in medias res*, um zu sehen, ob der Abbé verstand, wovon er sprach. *«‹Calix meus inebrians›»*, verkündete er und nieste noch einmal.

Planchard wartete, bis der Graf sich gesammelt hatte. «Die Psalmen Davids. Diesen mag ich besonders, vor allem den Anfang. ‹Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.›»

«‹Calix meus inebrians›», sagte der Graf, ohne auf Planchards Worte einzugehen, «war hier in Astarac über das Burgtor gemeißelt.»

«Tatsächlich?»

«Habt Ihr nichts davon gehört?»

«In diesem kleinen Tal hört man so vieles, dass man lernen muss, zwischen Ängsten, Träumen, Hoffnungen und der Wirklichkeit zu unterscheiden.»

«‹Calix meus inebrians›», wiederholte der Graf stur. Er vermutete, dass der Abbé sehr wohl wusste, wovon er sprach, aber nicht auf das Thema eingehen wollte.

Planchard musterte den Grafen eine Weile schweigend, dann nickte er. «Die Geschichte ist mir nicht neu. Euch auch nicht, wie ich annehme?»

«Ich glaube», sagte der Graf verlegen, «dass Gott mich mit einem bestimmten Ziel hierhergeschickt hat.»

«Oh, dann dürft Ihr Euch glücklich schätzen!» Der Abbé klang beeindruckt. «So viele Menschen kommen zu mir, um Aufklärung über Gottes Ziele zu erlangen, und alles, was ich ihnen sagen kann, ist, sie sollen wach sein, arbeiten und beten, und dann werden sie sie vielleicht eines Tages erkennen, aber der Herr offenbart Seine Ziele nur selten. Ich beneide Euch.»

«Ihr müsst sie doch kennen», gab der Graf zurück.

«Nein», sagte der Abbé ernst. «Gott hat mir lediglich das Tor zu einem Feld voller Steine, Disteln und Unkraut geöffnet und mir aufgetragen, es zu bestellen. Es war harte Arbeit, sehr harte Arbeit, und obwohl ich mich meinem Ende nähere, ist der größte Teil noch ungepflügt.»

«Erzählt mir die Geschichte.»

«Die Geschichte meines Lebens?», fragte Planchard mit leisem Spott.

«Nein», erwiderte der Graf, «die Geschichte des Bechers, der uns trunken macht.»

Planchard seufzte. Einen Moment lang sah er sehr alt aus. Dann erhob er sich. «Ich kann sogar noch mehr tun», sagte er. «Ich kann Euch etwas zeigen.»

«Zeigen?», fragte der Graf überrascht und erfreut.

Der Abbé trat an einen Schrank und nahm eine Hornlaterne heraus. Er entzündete den Docht mit einem Stück Glut aus dem Kamin und führte den aufgeregten Grafen durch einen dunklen Kreuzgang in die Klosterkirche. Unter einer Gipsstatue des heiligen Benedikt brannte eine kleine Kerze, die einzige Dekoration in dem spartanischen Gebäude.

Planchard nahm einen Schlüssel aus seiner Kutte und ging zu einer schmalen, halb verborgenen Tür in einer Nische neben dem Seitenaltar an der Nordseite der Kirche. Das Schloss sperrte sich, doch schließlich gab es nach, und die Tür öffnete sich knarzend. «Seid vorsichtig», mahnte der Abbé. «Die Stufen sind ausgetreten und sehr schlüpfrig.»

Mit schwankender Laterne stieg der Abbé eine steile, scharf nach rechts gewundene Steintreppe hinab, die in eine Krypta führte. Zwischen den mächtigen Pfeilern lagerten bis fast hinauf zu der gewölbten Decke Gebeine: Beinknochen, Armknochen und Rippen, gestapelt wie

Feuerholz, und dazwischen hohläugige Schädel. «Die Brüder Eures Klosters?», fragte der Graf.

«Ja. Sie warten auf den geheiligten Tag der Auferstehung.» Planchard ging bis zum hinteren Ende der Krypta und trat geduckt durch einen niedrigen Bogen in eine kleine Kammer, in der sich eine alte Bank und eine Holztruhe mit Eisenbeschlägen befanden. Aus einer Nische holte er ein paar halb abgebrannte Kerzen und zündete sie an, sodass der kleine Raum in flackerndes Licht getaucht war. «Euer Urgroßvater, Gott sei gelobt, hat dieses Haus üppig beschenkt», sagte er und holte einen weiteren Schlüssel hervor. «Es war klein und sehr arm, doch Euer Vorfahre gab uns Land, um Gott für den Untergang des Hauses Vexille zu danken. Dieses Land ist groß genug, um uns zu ernähren, aber wiederum nicht so groß, dass es uns reich macht. Das ist auch gut und richtig so, aber wir besitzen einige wenige Dinge von Wert, und das hier ist sozusagen unsere Schatzkammer.» Er beugte sich über die Truhe, drehte den schweren Schlüssel herum und öffnete den Deckel.

Im ersten Moment war der Graf enttäuscht, denn er dachte, es sei nichts darin; doch als der Abbé eine der Kerzen darüberhielt, sah der Graf, dass in der Truhe ein angelaufener silberner Hostienteller, ein Lederbeutel und ein Kerzenhalter lagen. Der Abbé deutete auf den Beutel. «Das hier ist ein Geschenk von einem dankbaren Ritter, den wir in unserem Krankensaal geheilt haben. Er schwor, darin befinde sich der Gürtel der heiligen Agnes, aber ich muss gestehen, ich habe den Beutel noch nie geöffnet. Ich entsinne mich, dass ich ihren Gürtel in Basel gesehen habe, aber vielleicht besaß sie ja zwei? Meine Mutter hatte mehrere, aber sie war leider keine Heilige.» Auf die beiden Silbergeräte ging er nicht weiter ein, sondern nahm etwas heraus, das der Graf in der Dunkelheit der Truhe nicht bemerkt hatte. Es war eine kleine Holzkiste, und Planchard

stellte sie auf die Bank. «Ihr müsst sie Euch genau ansehen. Sie ist alt, und die Farbe ist verblasst. Eigentlich wundert es mich, dass wir sie noch nicht verbrannt haben, aber aus irgendeinem Grund heben wir sie auf»

Der Graf setzte sich auf die Bank und nahm die Kiste hoch. Sie war quadratisch und recht flach, gerade groß genug für den Handschuh eines Mannes. Die Scharniere waren rostig, und als er den Deckel öffnete, sah er, dass sie leer war. «Das ist alles?», fragte er enttäuscht.

«Seht sie Euch genau an», sagte Planchard geduldig.

Der Graf betrachtete sie erneut. Das Innere der Holzkiste war gelb gestrichen, und diese Farbe war besser erhalten als die an der Außenseite. Dort war sie stark verblichen, doch er konnte erkennen, dass die Kiste einst schwarz gewesen war und ein Wappen auf dem Deckel getragen hatte. Das Wappen war ihm fremd und so alt, dass er kaum Einzelheiten ausmachen konnte, doch es schien einen Löwen oder ein anderes Tier zu zeigen, das aufgerichtet war und etwas in den Klauen hielt. «Ein Greif», sagte der Abbé. «Mit einem Kelch.»

«Ein Kelch? Ihr meint den Gral?»

«Das Wappen der Familie Vexille», sagte Planchard, ohne auf die Frage des Grafen einzugehen, «und den Gerüchten zufolge wurde der Kelch erst kurz vor der Zerstörung von Astarac hinzugefügt.»

«Warum sollten sie einen Kelch hinzufügen?», fragte der Graf, der Erregung in sich aufsteigen fühlte.

Wiederum ignorierte der Abbé seine Frage. «Seht Euch die Vorderseite der Kiste an.»

Der Graf drehte die Kiste, bis das Kerzenlicht auf die Vorderseite fiel. Dort waren Worte aufgemalt gewesen. Sie waren verblasst, und einige Buchstaben fehlten mittlerweile ganz, doch die Worte waren eindeutig. Eindeutig und wundersam. *Calix Meus Inebrians.* Der Graf

starrte sie an, und bei dem Gedanken an das, was sie andeuteten, wurde ihm schwindlig, so schwindlig, dass er keinen Laut hervorbrachte.

«Die Kiste war leer, als man sie fand», sagte Planchard. «Jedenfalls hat Abbé Loix es mir so berichtet, Gott schenke seiner Seele Frieden. Es heißt, die Kiste habe in einem Schrein aus Gold und Silber gelegen, der auf dem Altar der Burgkapelle stand. Der Schrein ist sicher nach Berat gebracht worden, aber diese Kiste wurde dem Kloster überlassen. Vermutlich weil man sie für wertlos hielt.»

Der Graf öffnete die Kiste erneut, um daran zu schnuppern, doch seine Nase war vollkommen verstopft. Zwischen den Gebeinen in der Krypta liefen Ratten umher, doch er nahm das Getrappel gar nicht wahr, nahm überhaupt nichts wahr außer der Kiste und dem, was sie bedeutete: der Gral, ein Erbe, alles. Allerdings, dachte er, war die Kiste eigentlich zu klein für den Gral. Oder doch nicht? Wer wusste schon, wie der Gral aussah?

Der Abbé streckte die Hand nach der Kiste aus, um sie in die Truhe zurückzulegen, doch der Graf umklammerte sie. «Die Kiste war leer», sagte der Abbé streng. «In Astarac wurde nichts gefunden. Aus diesem Grund habe ich Euch hierhergeführt, damit Ihr Euch selbst davon überzeugen könnt. Man hat nichts gefunden.»

«Man hat das hier gefunden!», widersprach der Graf. «Und das beweist, dass der Gral hier war.»

«Glaubt Ihr wirklich?», fragte der Abbé traurig.

Der Graf deutete auf die verblasste Schrift an der Vorderseite der Kiste. «Was sollte das sonst bedeuten?»

«Es gibt einen Gral in Genua», sagte Planchard, «und die Benediktiner in Lyon behaupten, dass der Gral einst in ihrem Besitz gewesen sei. Weiterhin heißt es – walte Gott, dass es nicht stimmt –, der Gral befinde sich in der Schatzkammer des Kaisers in Konstantinopel. Dann gab es

noch einen in Rom und einen in Palermo, obgleich Letzterer, wenn ich mich recht entsinne, ein Sarazenengefäß war, das auf einem venezianischen Schiff erbeutet wurde. Manche sagen, die Erzengel seien zur Erde hinabgestiegen und hätten ihn in den Himmel geholt, andere vertreten die Ansicht, er sei noch immer in Jerusalem, beschützt von dem Flammenschwert, das einst über das Paradies wachte. Der Gral wurde in Cordoba gesichtet, in Nîmes, in Verona und in zahlreichen anderen Orten. Die Venezianer behaupten, er befände sich auf einer Insel, die nur denjenigen erscheint, die reinen Herzens sind, und wieder andere beharren darauf, er sei in Schottland. Ich könnte ein ganzes Buch mit Geschichten über den Gral füllen.»

«Er war hier», beharrte der Graf störrisch. «Er war hier, und vielleicht ist er noch immer hier.»

«Nichts wäre mir lieber», sagte Planchard, «doch wie können wir hoffen, dort Erfolg zu haben, wo selbst Parsifal und Gawain scheiterten?»

«Es ist eine Botschaft von Gott», behauptete der Graf unbeirrt, die Kiste fest an die Brust gedrückt.

«Ich glaube eher, es ist eine Botschaft der Vexilles», sagte der Abbé mit Bedacht. «Ich vermute, sie haben die Kiste angefertigt und bemalt und sie hier zurückgelassen, um uns an der Nase herumzuführen. Sie sind geflohen und wollten uns glauben machen, sie hätten den Gral mitgenommen. Ich glaube, diese Kiste ist ihre Rache. Ich würde sie verbrennen.»

Der Graf weigerte sich, die Kiste wieder herzugeben. «Der Gral war hier», wiederholte er.

Der Abbé gab auf, klappte den Deckel zu und verschloss die Truhe. «Wir sind ein kleines Haus», sagte er, «aber wir sind nicht völlig von der großen Kirche abgetrennt. Ich bekomme Briefe von meinen Brüdern, und ich höre Dinge.»

«Zum Beispiel?»

«Kardinal Bessières ist auf der Suche nach einer bedeutenden Reliquie.»

«Und er sucht hier!», sagte der Graf triumphierend. «Er hat einen Mönch entsandt, um meine Archive durchzusehen.»

«Wenn Bessières im Dienste Gottes etwas sucht», warnte Planchard, «könnt Ihr sicher sein, dass er vor nichts haltmacht.»

Der Graf ließ sich nicht beirren. «Ich habe eine Aufgabe bekommen», verkündete er.

Planchard griff nach der Laterne. «Ich kann Euch nichts weiter dazu sagen, denn mir ist nichts zu Ohren gekommen, was darauf hinweist, dass der Gral in Astarac ist, aber eines weiß ich, und zwar so sicher, wie ich weiß, dass meine Knochen bald bei meinen Brüdern hier im Beinhaus ruhen werden. Die Suche nach dem Gral treibt die Menschen in den Wahnsinn. Er blendet sie, verwirrt ihre Sinne und lässt sie zerbrochen zurück. Er ist ein gefährliches Ding, und man sollte ihn besser den Troubadouren überlassen. Lasst sie darüber singen und Balladen schreiben, aber um der Liebe Christi willen, setzt Eure Seele nicht aufs Spiel, indem Ihr Euch auf die Suche danach macht.»

Doch selbst wenn die Warnung des Abbés von einem Engelschor gesungen worden wäre, hätte der Graf nicht darauf gehört.

Er hatte die Kiste, und sie war der Beweis für das, was er glauben wollte.

Der Gral existierte, und er war ausersehen, ihn zu finden. Und das würde er.

Thomas hatte nicht vorgehabt, Robbie den ganzen Weg bis nach Astarac zu begleiten. Das Tal, in dem das verarmte

Dorf lag, war bereits geplündert, deshalb hatte er geplant, sich das Tal daneben vorzunehmen, in dem mehrere vielversprechende Weiler lagen, aufgereiht entlang der Straße nach Masseube, und während seine Männer ihr Teufelswerk verrichteten, würde er mit Robbie und einem kleinen Begleittrupp bis zu der Hügelkette oberhalb von Astarac reiten. Wenn von dort keine *coredors* oder sonstigen Feinde zu sehen waren, sollte der junge Schotte allein weiterziehen.

Wiederum hatte Thomas seine gesamte Horde mitgenommen, abgesehen von den zehn Männern, die die Burg von Castillon d'Arbizon bewachten. Er ließ seine Plünderer in einem kleinen Dorf am Ufer des Gers zurück und machte sich mit Robbie, zehn Bogenschützen und ebenso vielen Soldaten auf den Weg zur nächsten Hügelkette. Geneviève blieb bei Guillaume d'Evecque, der in dem Dorf einen großen Grabhügel entdeckt hatte. Er schwor, an solchen Orten hätten die Menschen früher, bevor das Christentum die Welt erleuchtet hatte, ihr Gold versteckt, und befahl einigen Männern, die Schaufeln zu holen und zu graben. Thomas und Robbie überließen sie ihrer Schatzsuche und ritten weiter, einen gewundenen Pfad hinauf, der durch Kastanienhaine führte, wo die Bauern Zweige schnitten, um damit die frischgepflanzten Weinstöcke zu stützen. Sie sahen keine *coredors*, und sie hatten auch während des ganzes Weges keine Feinde zu Gesicht bekommen, doch Thomas nahm an, dass es wohl nicht mehr lange dauern würde, bis die Räuber die große Rauchwolke bemerkten, die jetzt von dem Signalfeuer unten im Dorf aufstieg.

Robbie war nervös, was er mit oberflächlichem Geplauder zu überspielen versuchte. «Erinnerst du dich noch an den Stelzenmann in London?», fragte er. «Der jongliert hat, während er auf seinen Stelzen stand? Der war gut. Und

schön war’s da. Was hat es noch gekostet, in dem Gasthof zu übernachten?»

Thomas wusste es nicht mehr. «Ein paar Pennys, schätze ich.»

«Ich meine, das sind doch alles Betrüger, oder?», fragte Robbie besorgt.

«Wer?»

«Die Gastwirte.»

«Sie versuchen zu handeln», erwiderte Thomas. «Aber einen Penny nehmen sie immer noch lieber als gar nichts. Außerdem wirst du meist in Klöstern übernachten können.»

«Ja, das stimmt. Aber denen muss man doch auch was geben, oder?»

«Nur eine kleine Spende», sagte Thomas. Sie waren auf der kahlen Hügelkuppe angekommen, und Thomas hielt Ausschau nach Feinden, sah jedoch keine. Er wunderte sich über Robbies seltsame Fragen, doch dann begriff er, dass der Schotte zwar furchtlos in die Schlacht ritt, aber offenbar ein wenig Angst davor hatte, allein zu reisen. Es war eine Sache, im eigenen Land unterwegs zu sein, wo man sich überall verständigen konnte, aber eine ganz andere, Hunderte von Meilen durch Gegenden zu reiten, in denen ein Dutzend verschiedene Sprachen gesprochen wurden. «Am besten suchst du dir andere Reisende, die den gleichen Weg haben wie du», sagte Thomas. «Davon gibt es bestimmt eine Menge, und alle freuen sich über Gesellschaft.»

«Hast du das damals auch gemacht, als du von der Bretagne in die Normandie gewandert bist?»

Thomas grinste. «Nein, ich habe mir die Kutte eines Dominikaners übergezogen. Niemand will mit einem Dominikaner reisen, aber überfallen will ihn auch keiner. Du wirst schon zurechtkommen, Robbie. Jeder Händler wird dich begeistert aufnehmen. Ein junger Mann mit

einem scharfen Schwert? Die werden dir ihre schönsten Töchter anbieten, damit du mit ihnen reist.»

«Ich habe einen Eid geschworen», sagte Robbie niedergeschlagen, dann überlegte er einen Moment. «Liegt Bologna in der Nähe von Rom?»

«Kann ich dir nicht sagen.»

«Ich würde mir Rom gerne mal ansehen. Glaubst du, der Papst kehrt irgendwann dahin zurück?»

«Weiß der Himmel.»

«Soll jedenfalls sehr schön sein», sagte Robbie sehnsüchtig. Dann grinste er. «Ich werde ein Gebet für dich sprechen, wenn ich dort bin.»

«Sprich zwei», sagte Thomas. «Eins für mich und eins für Geneviève.»

Robbie schwieg. Der Zeitpunkt des Abschieds war gekommen, und er wusste nicht, was er sagen sollte. Sie hatten ihre Pferde gezügelt, nur Jake und Sam waren ein Stück weitergeritten, bis sie auf das Dorf Astarac hinuntersehen konnten.

«Wir sehen uns wieder, Robbie», sagte Thomas, zog den Handschuh aus und streckte ihm seine Hand entgegen.

«Ja, ich weiß.»

«Und wir werden immer Freunde sein, selbst wenn wir auf verschiedenen Seiten des Schlachtfelds stehen.»

Robbie grinste. «Nächstes Mal siegen die Schotten. Jesses, wir hätten euch schon in Durham schlagen müssen! Wir waren so nah dran!»

«Nah dran ist nicht nah genug, wie wir Bogenschützen sagen», gab Thomas schmunzelnd zurück. «Pass auf dich auf, Robbie.»

«Mache ich.» Sie gaben sich die Hand, und genau in dem Augenblick wendeten Sam und Jake ihre Pferde und kamen im Galopp zurück.

«Soldaten!», rief Jake.

Thomas trieb sein Pferd vorwärts, bis er die Straße sehen konnte, die nach Astarac führte, und dort unten, keine halbe Meile entfernt, waren Reiter. Reiter in voller Rüstung, mit Schwertern und Schilden. Sie ritten unter einem Banner, das jedoch schlaff herunterhing, sodass Thomas das Wappen nicht erkennen konnte, und führten Packpferde mit sich, die mit langen, sperrigen Lanzen beladen waren. Ein ganzer Reitertrupp, der genau auf sie zukam beziehungsweise auf die Rauchfahne, die von dem Dorf im nächsten Tal aufstieg, das seine Männer gerade ausraubten. Thomas starrte nur reglos nach unten. Der Tag hatte so friedvoll gewirkt, so frei von jeder Bedrohung, und nun rückte ein Feind an. Wochenlang war ihnen niemand in die Quere gekommen. Bis jetzt.

Robbies Pilgerreise war vergessen, jedenfalls fürs Erste.

Denn es würde einen Kampf geben.

Und so ritten sie alle zurück.

Joscelyn, Herr von Merville, fand, sein Onkel war ein alter Narr, und schlimmer noch, ein reicher alter Narr. Wäre der Graf von Berat freigebig mit seinem Reichtum umgegangen, wäre es etwas anderes gewesen, aber er war ein Geizhals, außer wenn es darum ging, der Kirche zu spenden oder Reliquien zu erstehen, wie diese Handvoll schmutzigen Strohs, die er für eine Truhe voll Gold vom Papst in Avignon gekauft hatte. Joscelyn hatte nur einen einzigen Blick auf die angebliche Kostbarkeit geworfen und war zu dem Schluss gekommen, dass das Stroh aus den päpstlichen Pferdeställen stammte, doch der Graf war nicht davon abzubringen, dass das Jesuskind in seiner Krippe auf diesem Stroh gelegen hatte. Und nun war er in dieses elende Tal von Astarac gekommen, um nach weiteren Reliquien zu suchen. Worum es genau ging, wusste Joscelyn nicht, da weder der Graf noch Vater Roubert damit

herausrücken wollten, doch Joscelyn war überzeugt, dass es ein sinnloses Unterfangen war.

Immerhin hatte er den Befehl über dreißig Soldaten, doch selbst das war ein fragwürdiger Vorzug, denn der Graf hatte strikte Anweisung erteilt, dass sie sich nicht mehr als eine Meile von Astarac entfernen durften. «Du bist hier, um mich zu beschützen», hatte er Joscelyn ermahnt, und Joscelyn hatte sich gefragt, wovor. Schließlich würden diese *coredors* es doch niemals wagen, echte Soldaten anzugreifen. Deshalb versuchte Joscelyn, auf den Dorfwiesen ein Turnier abzuhalten, doch die Soldaten seines Onkels waren größtenteils ältere Männer, die während der vergangenen Jahre kaum gekämpft und sich an ein ruhiges Leben gewöhnt hatten. Obwohl Joscelyn sich bemühte, ihren Kampfgeist zu wecken, nahm es niemand ernsthaft mit ihm auf, und auch wenn sie gegeneinander kämpften, taten sie es halbherzig. Nur seine beiden Gefährten, die er nach Berat mitgebracht hatte, legten ein wenig Enthusiasmus an den Tag, doch er hatte schon so oft gegen sie gekämpft, dass er jede ihrer Bewegungen kannte, und sie kannten seine. Er vertat hier nur seine Zeit, und so betete er erneut und voller Inbrunst darum, dass sein Onkel endlich sterben würde. Denn das war der einzige Grund, weshalb Joscelyn in Berat blieb: damit er so schnell wie möglich die Hand auf den sagenhaften Reichtum legen konnte, der angeblich in den Kellergewölben der Burg lagerte. Und wenn es so weit war, bei Gott, dann würde er ihn ausgeben! Und ein riesiges Feuer würde er machen, mit all den alten Büchern und Pergamenten seines Onkels. Die Flammen würde man bis nach Toulouse sehen! Und was die Gräfin anging, die fünfte Frau seines Onkels, die mehr oder weniger im Südturm der Burg eingesperrt war, damit der Graf sicher sein konnte, dass niemand außer ihm selbst sie schwängerte, die dralle Schlampe würde er gründlich durchpflügen und dann in die Gosse zurückwerfen, aus der sie gekommen war.

Manchmal träumte er davon, seinen Onkel umzubringen, aber er wusste, dass das unweigerlich Ärger heraufbeschwören würde, und so beschränkte er sich darauf zu warten, denn der alte Mann würde ja ohnehin bald sterben. Und während Joscelyn vom Erbe träumte, träumte der Graf vom Gral. Er hatte beschlossen, die Überreste der Festung zu durchsuchen, und da die Kiste in der Kapelle gefunden worden war, befahl er einem Dutzend Leibeigener, die alten Steinplatten hochzustemmen, um die Gewölbe darunter zu erforschen, in denen sich, wie er vermutet hatte, Gräber befanden. Die schweren Dreiersärge wurden aus ihren Nischen gezerrt und aufgebrochen. Unter der Außenhülle befanden sich Bleisärge, die mit einer Axt aufgehackt und auseinandergebogen werden mussten. Das Blei wurde auf einen Wagen geladen, um es nach Berat mitzunehmen, doch der Graf hoffte auf einen weit wertvolleren Fund, sobald die Innensärge, die meist aus Ulmenholz bestanden, geöffnet würden. Er fand Skelette, ausgedörrt und verblichen, die Fingerknochen noch zum Gebet verschränkt, und in manchen Särgen fand er auch Grabbeigaben. Einige der Frauen waren mit Halsketten oder Armreifen begraben worden, und der Graf zerrte die brüchigen Leichentücher beiseite, um zu ergattern, was er konnte, doch den Gral fand er nicht. Nur Schädel und Hautreste, zäh und dunkel wie altes Pergament. Eine der Toten hatte noch immer langes goldenes Haar, was den Grafen in Staunen versetzte. «Ob sie wohl hübsch war?», sagte er zu Vater Roubert. Er sprach durch die Nase und musste ständig niesen.

«Sie wartet auf das Jüngste Gericht», erwiderte der Prior, der diese Grabräuberei missbilligte, säuerlich.

«Sie muss noch jung gewesen sein», bemerkte der Graf und griff nach dem Haar der Toten, doch sobald er es berührte, zerfiel es zu Staub. In einem Kindersarg lag ein

altes Schachbrett, mit Scharnieren versehen, sodass es in eine flache Kiste passte. Zum Erstaunen des Grafen waren die Felder, die auf seinen eigenen Schachbrettern schwarz gefärbt waren, hier durch kleine Vertiefungen gekennzeichnet, doch was ihn noch viel mehr interessierte, waren die alten Münzen, die anstelle der Schachfiguren in der Kiste lagen. Sie zeigten den Kopf Ferdinands, des ersten Königs von Kastilien, und waren aus purem Gold. «Dreihundert Jahre alt!», sagte der Graf zu Vater Roubert und ließ die Münzen in seine Börse gleiten. Dann befahl er, die nächste Gruft zu öffnen. Nachdem die Toten durchsucht waren, wurden sie wieder in ihre Holzsärge gelegt und in die Gruft hinabgelassen, damit sie dort weiter auf das Jüngste Gericht warten konnten. Vater Roubert sprach für jeden ein Gebet, und etwas in seinem Tonfall ärgerte den Grafen, denn er spürte, dass er kritisiert wurde.

Am dritten Tag, als alle Särge geplündert waren, ohne dass der Gral zum Vorschein gekommen war, befahl der Graf seinen Leibeigenen, an der Rückwand der Gruft zu graben, unter der Apsis, wo einst der Altar gestanden hatte. Eine Weile sah es so aus, als gäbe es dort nichts als eine Schicht Erde und dann den nackten Felsen, auf dem die Festung erbaut war, doch gerade als der Graf den Mut verlor, zog einer der Leibeigenen eine silberne Schatulle aus der Erde. Der Graf fühlte sich schwach und fror, obwohl er sich gegen die Kälte dick eingepackt hatte. Er nieste, seine Nase war wund und lief, und seine Augen brannten, doch beim Anblick der dunkel angelaufenen Schatulle vergaß er seine Beschwerden. Er entriss sie dem Leibeigenen und eilte damit hinaus ans Tageslicht, wo er mit einem Messer das Schloss aufbrach. Im Innern lag eine Feder. Nichts weiter als eine Feder. Sie sah gelb aus, war jedoch vermutlich einmal weiß gewesen, und der Graf nahm an, dass sie von einer Gans stammte. «Warum vergräbt jemand eine Feder?», fragte er Vater Roubert.

«Es heißt, der heilige Severus habe in diesem Tal den Flügel eines Engels geheilt», erwiderte der Dominikaner und beäugte die Feder misstrauisch.

«Natürlich!», rief der Graf aus. Das erklärte die gelbliche Farbe, denn der Flügel war gewiss golden gewesen. «Eine Engelsfeder!», sagte er ehrfurchtsvoll.

«Wohl eher eine Schwanenfeder», sagte Vater Roubert abfällig.

Der Graf untersuchte die silberne Schatulle, die von der Erde schwarz verfärbt war. «Das könnte ein Engel sein», sagte er und deutete auf einen Schnörkel an der Außenseite.

«Oder auch nicht.»

«Ihr seid nicht gerade hilfreich, Roubert.»

«Ich bete jeden Abend darum, dass Eure Suche von Erfolg gekrönt wird», erwiderte der Prior pikiert, «aber ich sorge mich auch um Eure Gesundheit.»

«Ach, das ist nur eine verstopfte Nase», sagte der Graf, obgleich er Schlimmeres fürchtete. Ihm war schwindlig, und seine Gelenke schmerzten, doch wenn er den Gral fand, würden all diese Beschwerden verschwinden. «Eine Engelsfeder!», wiederholte der Graf staunend. «Ein Wunder! Das ist doch gewiss ein Zeichen, oder?» Und dann geschah ein weiteres Wunder, denn der Mann, der die silberne Schatulle gefunden hatte, kam heraus und verkündete, hinter der festen Erdschicht sei eine Mauer. Der Graf drückte Vater Roubert die Schatulle mit der himmlischen Feder in die Hand, stürmte zurück in die Gruft und kletterte auf den Erdhaufen, um die Mauer selbst in Augenschein zu nehmen. Es war nur ein kleines Stück davon zu sehen, doch dieses Stück bestand aus einem gemeißelten Steinquader. Der Graf riss dem Mann die Schaufel aus der Hand und schlug damit gegen den Stein. Es klang hohl. «Legt sie frei!», befahl er aufgeregt. «Legt

sie frei!» Triumphierend strahlte er Vater Roubert an. «Das ist es! Ich weiß es!»

Doch der Prior teilte seine Aufregung über die verborgene Mauer nicht, sondern sah zu Joscelyn auf, der, in seine schimmernde Turnierrüstung gekleidet, bis an den Rand der offenen Gruft geritten war. «Da ist eine Rauchsäule», sagte er. «Drüben im nächsten Tal.»

Es kostete den Grafen größte Überwindung, sich von der Mauer loszureißen, doch schließlich kletterte er auf eine Leiter und blickte nach Westen, wo eine schmutzig braune Rauchfahne in den blassen Himmel stieg. Sie schien in der Tat aus dem benachbarten Tal zu kommen. «Die Engländer?», fragte der Graf überrascht.

«Wer sonst?», entgegnete Joscelyn. Seine Männer warteten am Fuß des Pfades, der zu der Festung hinaufführte. Sie waren gewappnet und bereit. «Wir könnten in einer Stunde dort sein», sagte Joscelyn. «Und sie rechnen bestimmt nicht mit uns.»

«Aber sie haben Bogenschützen», warnte der Graf. Dann nieste er erneut geräuschvoll.

Vater Roubert beobachtete den Grafen missmutig. Vermutlich hatte sich der alte Mann ein Fieber zugezogen, und es war seine eigene Schuld, weil er unbedingt bei dieser Kälte seine Ausgrabungen veranstalten musste.

«Sei vorsichtig», sagte der Graf mit tränenden Augen. «Mit Bogenschützen ist nicht zu spaßen.»

Joscelyn sah aus, als wolle er zu einer gereizten Antwort ansetzen, doch Vater Roubert kam ihm zuvor. «Wir wissen, dass sie in kleinen Gruppen reiten, Herr, und sie lassen stets einige ihrer Bogenschützen zurück, um ihre Festung zu bewachen. Vielleicht sind dort drüben nicht mehr als ein Dutzend dieser verhassten Kerle.»

«Und vielleicht bekommen wir nie wieder eine solche Gelegenheit», warf Joscelyn ein.

«Wir haben nicht viele Männer», sagte der Graf zweifelnd.

Wessen Schuld war das wohl?, dachte Joscelyn grimmig. Er hatte seinem Onkel gesagt, er solle mehr Soldaten mitnehmen, aber der alte Trottel hatte darauf beharrt, die dreißig würden genügen. Jetzt starrte der Graf wie verhext auf eine dämliche Mauer, die am Ende der Gruft freigelegt worden war, und zog feige den Schwanz ein. «Dreißig Mann reichen aus», beharrte Joscelyn, «wenn die Engländer nur so wenige sind.»

Vater Roubert sah zu der Rauchfahne hinüber. «Ist das nicht der Sinn und Zweck dieser Feuer, Herr?», fragte er. «Uns wissen zu lassen, wenn der Feind nah genug ist, um zuzuschlagen?» Das war eine der Aufgaben der Signalfeuer, doch der Graf wünschte, Henri Courtois, der Anführer seiner Truppen, wäre hier, um ihm mit seinem Rat zur Seite zu stehen. «Und wenn die feindliche Truppe klein ist», fuhr der Prior fort, «werden dreißig Mann in jedem Fall ausreichen.»

Schließlich nickte der Graf, da er befürchtete, dass er keine Ruhe haben würde, die geheimnisvolle Mauer zu untersuchen, solange er nicht seine Zustimmung gab. «Aber sei vorsichtig!», mahnte er seinen Neffen. «Schick einen Aufklärungstrupp vor! Denk an den Rat von Vegetius!» Da Joscelyn jedoch noch nie von Vegetius gehört hatte, würde es ihm schwerfallen, dessen Rat zu beherzigen. Der Graf schien so etwas zu ahnen, denn er hatte plötzlich einen Einfall. «Nimm Vater Roubert mit. Er wird dir sagen, ob ein Angriff sicher ist oder nicht. Hast du mich verstanden, Joscelyn? Vater Roubert wird dich beraten, und du wirst seinen Rat befolgen.» Diese Taktik bot zwei Vorteile. Zum einen war der Prior ein vernünftiger und intelligenter Mann, der nicht zulassen würde, dass dieser Hitzkopf von Joscelyn eine Dummheit beging, aber vor allem wäre der Graf damit von der verdrießlichen Gegenwart des Dominikaners befreit. «Bis Einbruch der

Dunkelheit seid ihr zurück», befahl der Graf. «Und denkt an Vegetius. Denkt um Himmels willen an Vegetius!» Die letzten Worte rief er ihnen hastig zu, während er wieder in die Gruft hinabkletterte.

Joscelyn blickte missmutig auf den Prior hinunter. Er mochte die Kirchenmänner nicht und Vater Roubert erst recht nicht, aber wenn die Gesellschaft des Dominikaners der Preis war, den er für die Gelegenheit zahlen musste, Engländer zu töten, so sollte es ihm recht sein. «Habt Ihr ein Pferd, Vater?»

«Ja, Herr.»

«Dann holt es.» Joscelyn wendete seinen Hengst und ritt hinunter ins Tal. «Ich will die Bogenschützen lebend!», sagte er zu seinen Männern. «Damit wir uns die Belohnung holen können.» Und danach würden sie den Engländern die verfluchten Finger abhacken, ihnen die Augen ausstechen und sie dann verbrennen. Davon träumte Joscelyn, während er seine Männer nach Westen führte. Am liebsten wäre er losgestürmt, um das Tal zu erreichen, bevor die Engländer verschwanden, doch Soldaten auf dem Weg in die Schlacht kamen nun mal nicht schneller voran. Einige der Pferde, wie auch das von Joscelyn selbst, trugen Rüstungen aus Leder und Kettenpanzer, und das Gewicht dieser Rüstungen, ganz zu schweigen von dem ihrer Reiter, bedeutete, dass sie nur im Schritt geritten werden konnten, damit sie noch frisch genug für den Angriff waren. Einige Männer hatten Knappen, und diese niederen Wesen führten die Packpferde mit den schweren, sperrigen Lanzenbündeln. Soldaten galoppierten nicht in die Schlacht, sondern trotteten gemächlich wie Ochsen.

«Ihr denkt an den Rat Eures Onkels, Herr?», sagte Vater Roubert zu Joscelyn, um seine Nervosität zu überspielen. Für gewöhnlich war der Prior ein ernster und beherrschter Mann, seiner mühsam errungenen Würde stets bewusst,

doch nun befand er sich auf unbekanntem und gefährlichem, aber auch erregendem Terrain.

«Der Rat meines Onkels», erwiderte Joscelyn verdrossen, «bestand darin, auf Euren Rat zu hören. Also sagt mir: Was wisst Ihr vom Kriegshandwerk?»

«Ich habe Vegetius gelesen», sagte Vater Roubert steif.

«Und wer zum Teufel war das?»

«Ein Römer, Herr, und er gilt bis heute als höchste Autorität in Kriegsdingen. Er hat ein Werk mit dem Titel *Epitoma Rei Militaris* verfasst – Die Grundlagen des Militärwesens.»

«Und was empfehlen diese Grundlagen?», fragte Joscelyn sarkastisch.

«Im Wesentlichen, wenn ich mich recht entsinne, dass man an den Flanken des Feindes nach einer Schwachstelle suchen und auf keinen Fall ohne gründliche Erkundung angreifen soll.»

Joscelyn, der seinen großen Turnierhelm über den Vorderzwiesel gestülpt hatte, blickte hinunter auf die zierliche Stute des Geistlichen. «Ihr habt das leichteste Pferd, Vater», sagte er amüsiert. «Am besten übernehmt Ihr die Erkundung.»

«Ich?» Vater Roubert sah ihn schockiert an.

«Reitet voraus, schaut, was die Bastarde treiben, dann kommt zurück und berichtet uns. Ihr sollt mich doch beraten, oder? Wie zum Henker wollt Ihr das tun, wenn Ihr nicht vorher die Lage erkundet habt? Steht doch sogar in Eurem schlauen Buch. Halt, doch nicht jetzt, verdammter Trottel!» Die letzten Worte rief Joscelyn, weil Vater Roubert gehorsam vorwärtsgetrabt war. «Sie sind nicht da oben, sondern im nächsten Tal.» Er deutete mit dem Kopf auf den Rauch, der dichter zu werden schien. «Also wartet, bis wir zwischen den Bäumen auf der anderen Seite des Hügels sind.»

Tatsächlich sahen sie sogar ein paar Reiter oben auf der kahlen Hügelkuppe, aber sie waren weit entfernt und flohen, sobald sie Joscelyn und seine Männer erblickten. Wahrscheinlich *coredors*, dachte Joscelyn. Jeder wusste, dass die *coredors* den Engländern hinterherschlichen, in der Hoffnung, einen Bogenschützen lebend zu erwischen und dafür die Belohnung des Grafen zu kassieren. Allerdings fand Joscelyn, die einzige Belohnung, die ein *coredor* verdient hatte, war ein langsamer Tod am Strick.

Als Joscelyn auf der Kuppe ankam, waren die *coredors* verschwunden. Nun konnte er fast das ganze Tal überblicken, von Masseube im Norden bis zu der Straße, die sich im Süden auf die Pyrenäen zuschlängelte. Die Rauchfahne erhob sich direkt vor ihnen, doch das Dorf, das die Engländer ausraubten, war hinter Bäumen verborgen, und so befahl Joscelyn dem Prior vorauszureiten; zum Schutz gab er ihm seine beiden eigenen Soldaten mit.

Joscelyn und die übrigen Soldaten hatten fast den Fuß des Hügels erreicht, als Vater Roubert zurückkam. «Sie haben uns nicht gesehen», berichtete er aufgeregt. «Sie können nicht wissen, dass wir hier sind.»

«Seid Ihr sicher?»

Der Dominikaner nickte. Seine ruhige Würde war einer plötzlich entdeckten Begeisterung für das Kriegshandwerk gewichen. «Die Straße zum Dorf führt durch den Wald, Herr, und ist gut vor Blicken geschützt. Etwa hundert Schritt vom Ufer entfernt lichten sich die Bäume, und man kann den Fluss in einer flachen Furt überqueren. Wir haben ein paar Männer gesehen, die Kastanienzweige ins Dorf trugen.»

«Die Engländer haben sie nicht daran gehindert?»

«Nein, die sind dabei, einen Grabhügel im Dorf aufzuhacken. Es scheinen nicht mehr als ein Dutzend zu sein. Das Dorf liegt nochmals etwa hundert Schritt vom Fluss entfernt.» Vater Roubert war stolz auf seinen Bericht:

ausführlich und genau, eine Erkundung, die auch Vegetius selbst nicht hätte besser ausführen können. «Ihr könnt also bis auf zweihundert Schritt auf das Dorf vorrücken», schloss er, «und Euch unbemerkt kampfbereit machen, bevor Ihr angreift.»

Es war in der Tat ein beeindruckender Bericht. Joscelyn warf seinen beiden Soldaten einen fragenden Blick zu, und die beiden nickten. Einer von ihnen, ein Pariser namens Villesisle, grinste. «Wir brauchen sie nur noch abzuschlachten.»

«Was ist mit Bogenschützen?», fragte Joscelyn.

«Wir haben nur zwei gesehen», erwiderte Villesisle.

Das Beste hatte Vater Roubert sich für den Schluss aufgehoben. «Und einer von den beiden war die Begine!»

«Die Ketzerin?»

«Gott wird mit Euch sein!», sagte der Prior voller Inbrunst.

Joscelyn lächelte. «Wie lautet also Euer Rat, Vater?»

«Greift an!», rief er erregt. «Greift an! Und Gott wird uns den Sieg schenken!»

Als Joscelyn den Waldrand erreichte, sah er, dass alles genau so zu sein schien, wie Vater Roubert es ihm geschildert hatte. Die Engländer jenseits des Flusses, die offenbar nichts von ihren Feinden ahnten, hatten keine Wachposten aufgestellt, sondern waren damit beschäftigt, den Grabhügel in der Mitte des Dorfes aufzubuddeln. Joscelyn zählte nur zehn Mann und die eine Frau. Er stieg kurz ab, damit sein Knappe die Schnallen seiner Rüstung festzurren konnte, dann hievte er sich wieder in den Sattel und setzte seinen großen Turnierhelm mit dem rot-gelben Federbusch und den kreuzförmigen Sehschlitzen auf. Er schob den linken Unterarm durch die Schlaufen seines Schildes und vergewisserte sich, dass sein Schwert locker in der Scheide saß, dann ließ er sich seine Lanze reichen.

Sie war aus Eschenholz, sechzehn Fuß lang und mit einer Spirale in Rot und Gelb bemalt, den Farben des Herrn von Merville. Ähnliche Lanzen waren den besten Turnierrittern in ganz Europa zum Verhängnis geworden, und diese würde nun Gottes Werk tun. Seine Männer bewaffneten sich ebenfalls mit ihren Lanzen, einige davon in Weiß und Orange bemalt, den Farben von Berat. Ihre Lanzen waren nur dreizehn oder vierzehn Fuß lang, da keiner von Berats Männern stark genug war, um ein so großes Exemplar zu tragen, wie Joscelyn es im Turnier verwendete. Die Knappen zogen ihre Schwerter. Visiere wurden heruntergeklappt und begrenzten die Außenwelt auf ein paar helle Schlitze. Joscelyns Hengst, der wusste, dass es nun in die Schlacht ging, scharrte mit den Hufen. Alle standen bereit, die Engländer ahnten nichts von der Bedrohung, und Joscelyn war endlich von der Leine seines Onkels gelassen.

Und so, die Soldaten zu einem engen Kordon formiert und Vater Rouberts Gebet in den Ohren, griff er an.

Gaspard dachte, der Herr müsse Seine Hand über ihn halten, denn gleich der erste Versuch, das Gold in die fein ziselierte Form zu gießen, die zuvor das Wachsmodell seines Messkelchs umschlossen hatte, gelang. Er hatte Yvette gesagt, vielleicht brauche er elf oder zwölf Versuche, und er sei nicht einmal sicher, ob es überhaupt gelingen würde, denn die Details waren so filigran, dass das flüssige Gold womöglich gar nicht in alle Ecken und Winkel gelangen würde. Doch als er mit pochendem Herzen die Form aus gebranntem Ton zerschlug, sah er, dass seine Wachskreation nahezu makellos wiedererstanden war. Hier und da war eine Einzelheit ein wenig verformt, und an einigen Stellen hatte das Gold den Rand eines Blattes oder die Spitze eines Dorns nicht vollständig ausgefüllt, aber diese kleinen Fehler waren schnell ausgebessert. Er feilte

die rauen Ränder glatt und polierte den ganzen Kelch. Das dauerte eine Woche, und als er fertig war, sagte er Charles Bessières nicht, dass er seine Arbeit vollendet hatte, sondern behauptete, es sei noch einiges zu tun, weil er es einfach nicht über sich brachte, die von ihm erschaffene Pracht aus der Hand zu geben. Aus seiner Sicht war es die schönste Goldschmiedekunst, die je erschaffen worden war.

Und so fertigte er noch einen Deckel für den Kelch. Er war kegelförmig, wie die Abdeckung eines Taufbeckens, und auf die Spitze setzte er ein Kreuz, den Rand besetzte er mit Perlen, und in den Mantel des Kegels arbeitete er die Symbole für die vier Evangelisten ein: einen Löwen für den heiligen Markus, einen Ochsen für Lukas, einen Engel für Matthäus und einen Adler für Johannes. Dieses Stück, das nicht ganz so filigran war wie der eigentliche Kelchhalter, kam ebenfalls gelungen aus der Form, er feilte und polierte es, und dann setzte er alles zusammen. Den goldenen Halter, den alten grünlichen Glaskelch und den neuen perlenbesetzten Deckel. «Sagt dem Kardinal», trug er Charles Bessières auf, als das kostbare Stück, in Tuch eingeschlagen und auf Stroh gebettet in einer Holzkiste verpackt war, «die Perlen stehen für die Tränen der Mutter Gottes.»

Charles Bessières scherte es nicht, wofür sie standen, aber er musste widerstrebend zugeben, dass der Kelch prachtvoll geworden war. «Wenn er meinem Bruder zusagt, wirst du deinen Lohn und die Freiheit bekommen.»

«Können wir dann zurück nach Paris?», fragte Gaspard voller Eifer.

«Ihr könnt gehen, wohin ihr wollt», log Charles. «Aber erst wenn ich es euch sage.» Er gab seinen Männern Anweisung, Gaspard und Yvette sorgsam zu bewachen, während er fort war, dann brachte er den Kelch zu seinem Bruder nach Paris.

Als das kostbare Stück ausgepackt und zusammengesetzt vor ihm stand, faltete der Kardinal die Hände vor der Brust und starrte es lange an. Schließlich beugte er sich vor und musterte das alte Glas genauer. «Scheint es dir nicht auch so, als hätte der Glaskelch selbst einen leichten Goldschimmer?», fragte er seinen Bruder.

«Hab ihn mir nicht angeschaut», lautete die mürrische Antwort.

Vorsichtig nahm der Kardinal den Deckel ab, hob den alten Glaskelch aus der goldenen Halterung und hielt ihn ans Licht. Offenbar hatte Gaspard in einem Augenblick ahnungsloser Genialität eine fast unsichtbare, hauchfeine Schicht Blattgold darumgelegt und dem schlichten Glas dadurch einen nahezu überirdischen Schimmer verliehen. «Der echte Gral», erklärte er seinem Bruder, «soll sich angeblich in Gold verwandeln, wenn das Blut Christi hineingefüllt wird. Das hier könnte dafür durchgehen.»

«Er gefällt dir also?»

Der Kardinal setzte den Kelch wieder zusammen. «Er ist prachtvoll», sagte er staunend. «Ein Wunder.» Er konnte den Blick nicht davon abwenden. Niemals hätte er damit gerechnet, auch nur etwas halb so Schönes zu bekommen. Er war so hingerissen, dass er für einen kurzen Moment sogar sein Streben nach dem Papstthron vergaß. «Wer weiß, Charles» – in seiner Stimme lag ehrfürchtige Scheu –, «vielleicht ist er ja echt! Vielleicht war das Glas, das ich gekauft habe, wirklich der Gral. Vielleicht hat Gott mich zu ihm geführt!»

«Heißt das, ich kann Gaspard umbringen?», fragte Charles, ungerührt von der Schönheit des Kelchs.

«Und dieses Weib», sagte der Kardinal, ohne den Blick von dem prachtvollen Objekt zu lösen. «Ja, tu es. Und dann geh nach Süden. Nach Berat, südlich von Toulouse.»

«Berat?» Von dem Ort hatte Charles noch nie gehört.

Der Kardinal lächelte. «Der englische Bogenschütze ist aufgetaucht. Ich wusste, dass er kommen würde! Der elende Kerl hat mit einer kleinen Truppe Castillon d’Arbizon eingenommen, das, wie man mir gesagt hat, in der Nähe von Berat liegt. Er ist wie ein reifer Apfel, der nur noch gepflückt werden muss, Charles, deshalb schicke ich Guy Vexille zum Ernten. Und ich will, dass du Vexille begleitest.»

«Du traust ihm nicht?»

«Natürlich nicht.» Der Kardinal hob den Kelch erneut hoch und betrachtete ihn noch einmal ehrfürchtig, dann legte er ihn zurück in die mit Stroh gefüllte Kiste. «Und das hier nimmst du mit.»

«Den Kelch?» Charles starrte ihn entgeistert an. «Was in Gottes Namen soll ich denn damit?»

«Ich weiß, es ist eine schwere Verantwortung», erwiderte der Kardinal und drückte seinem Bruder die Kiste in die Hand, «aber den Legenden zufolge war der Gral im Besitz der Katharer, wo sonst also sollte er gefunden werden, wenn nicht in der Nähe der letzten Ketzerburg?»

Charles war verwirrt. «Du willst, dass ich ihn finde?»

Der Kardinal ging zu einem Betstuhl und kniete sich darauf. «Der Heilige Vater ist kein junger Mann mehr», sagte er fromm. Tatsächlich war Clemens erst sechsundfünfzig, lediglich acht Jahre älter als der Kardinal, aber Louis Bessières quälte die Vorstellung, Papst Clemens könne sterben und sein Nachfolger würde gewählt, bevor er Gelegenheit hatte, den Gral zu präsentieren und damit seine Ansprüche anzumelden. «Wir haben nicht die Zeit, in Ruhe abzuwarten. Ich brauche den Gral, und zwar jetzt!» Er schwieg einen Moment. «Aber falls Vexille von Gaspards Kelch erfährt, wird er versuchen, ihn dir wegzunehmen, deshalb musst du ihn töten, sobald er seine Pflicht erfüllt hat. Und seine Pflicht besteht darin, den englischen Bogenschützen zu finden. Also töte Vexille und bring diesen

Bogenschützen zum Reden, Charles. Zieh ihm die Haut Zoll für Zoll ab und streu Salz auf sein Fleisch. Er wird reden, und wenn er dir alles über den Gral gesagt hat, was er weiß, dann töte ihn ebenfalls.»

«Aber wir haben doch einen Gral», sagte Charles und hielt die Kiste hoch.

«Wenn es einen echten gibt, Charles», erklärte der Kardinal geduldig, «und wenn der Engländer uns verrät, wo er ist, dann brauchen wir den hier nicht. Aber wenn aus dem Engländer nichts herauszuholen ist, wirst du verkünden, er habe dir diesen Gral gegeben. Du bringst ihn nach Paris, wir singen ein *Te Deum*, und in ein oder zwei Jahren gehe ich nach Avignon. Nach einer gewissen Zeit werden wir den Papstsitz nach Paris verlegen, und dann wird die ganze Welt ihren bewundernden Blick auf uns richten.»

Charles dachte über den Plan nach und fand ihn unnötig kompliziert. «Warum präsentieren wir den Gral nicht einfach hier?»

«Weil niemand mir glauben wird, wenn ich ihn in Paris finde», erwiderte der Kardinal, den Blick auf ein elfenbeinernes Kruzifix an der Wand geheftet. «Nein, er muss von weit her kommen, und Gerüchte über seine Entdeckung müssen ihm vorauseilen, damit die Leute auf den Straßen bei seiner Ankunft niederknien.»

Das verstand Charles. «Und warum bringen wir Vexille nicht sofort um?»

«Weil er besessen genug ist, den echten Gral zu finden, und wenn er tatsächlich existiert, dann will ich ihn haben. Die Leute wissen, dass er ein Vexille ist und dass seine Familie einst im Besitz des Grals war, wenn er also an der Entdeckung beteiligt ist, wirkt das Ganze umso überzeugender. Außerdem ist er von adliger Geburt. Er kann Truppen anführen, und er wird seine ganze Kraft und Gerissenheit brauchen, um diesen Engländer aus seinem

Schlupfloch zu holen. Glaubst du vielleicht, siebenundvierzig Ritter und Soldaten würden dir folgen?» Der Kardinal hatte die Truppe aus Untergebenen seiner Vögte zusammengestellt, den Adligen, die die Ländereien verwalteten, die der Kirche von Fürsten übertragen worden waren, in der Hoffnung auf Vergebung ihrer Sünden. Diese Männer würden den Kardinal teuer zu stehen kommen, denn im Gegenzug brauchten die Vögte ein Jahr lang keine Steuern zu entrichten. «Du und ich stammen aus der Gosse, Charles», sagte der Kardinal, «und Soldaten würden dich verachten.»

«Es muss doch Hunderte von Rittern geben, die mit Freuden bereit wären, den Gral zu suchen», sagte Charles.

«Sogar Tausende», bestätigte der Kardinal, «aber sobald sie ihn gefunden hätten, würden sie ihn dem König bringen, und dieser Trottel würde ihn sich von den Engländern abnehmen lassen. Vexille ist mir ergeben, soweit er sich überhaupt jemandem unterordnet, aber ich weiß, was er tun wird, wenn er den Gral hat: Er wird ihn stehlen. Und deshalb musst du ihn töten, bevor er dazu Gelegenheit hat.»

Charles runzelte die Stirn. «Das wird nicht einfach sein.»

«Darum schicke ich ja dich, Charles. Dich und deine mörderische Bande. Enttäusche mich nicht.»

In dieser Nacht fertigte Charles einen neuen Behälter für den falschen Gral. Er nahm einen Zylinder aus Leder, wie ihn die Armbrustschützen für ihre Bolzen verwendeten, schob den kostbaren Kelch hinein, geschützt durch ein Leintuch und Sägespäne, und versiegelte den Deckel des Zylinders mit Wachs.

Am nächsten Tag erhielt Gaspard seine Freiheit. Ein Messer schlitzte ihm den Bauch bis zur Kehle auf, sodass er langsam in einer Blutlache verendete. Yvette schrie so laut, dass ihre Stimme versagte und sie nur noch nach Luft ringen konnte, und sie leistete keinerlei Widerstand, als

Charles ihr das Hemd vom Körper schnitt. Zehn Minuten später, als Zeichen der Dankbarkeit für den Genuss, den sie ihm bereitet hatte, verhalf er ihr zu einem schnellen Tod.

Dann wurde der Turm verschlossen.

Und Charles Bessières, den ledernen Köcher sorgsam an seinem Gürtel befestigt, führte seine Männer nach Süden.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.» Thomas murmelte die Worte halblaut und bekreuzigte sich. Doch irgendwie erschien ihm das Gebet nicht ausreichend, und so zog er sein Schwert, stellte es auf, sodass der Griff wie ein Kreuz aussah, und beugte das Knie. Er wiederholte die Worte auf Lateinisch. *«In nomine patris et filii et spiritus sancti, amen.»* Möge Gott mich verschonen, dachte er und versuchte sich zu erinnern, wann er zuletzt gebeichtet hatte.

Guillaume d'Evecque amüsierte sich über seine Frömmigkeit. «Hattest du nicht gesagt, es wären nur ein paar?»

«Sind es auch.» Thomas stand auf und schob das Schwert zurück in die Scheide. «Aber es kann nicht schaden, vor einem Kampf zu beten.»

D'Evecque schlug ein recht oberflächliches Kreuz und spuckte aus. «Wenn es nur ein paar sind, bringen wir die Bastarde um.»

Sofern die Bastarde überhaupt kamen. Thomas fragte sich, ob die Reiter kehrtgemacht und sich wieder nach Astarac gewandt hatten. Er wusste nicht, wer sie waren, und somit auch nicht, ob sie Feinde waren. Aus Berat kamen sie nicht, denn das lag nördlich, und die Reiter waren von Osten gekommen. Aber eines wusste er immerhin mit tröstlicher Sicherheit: Seine Männer waren in der Überzahl. Er und d'Evecque befehligten zwanzig Bogenschützen und zweiundvierzig Soldaten, und nach Thomas' Schätzung waren die herannahenden Reiter nicht einmal halb so viele gewesen. Etliche von Thomas' neuen Soldaten waren *routiers*, die sich der Garnison von Castillon d'Arbizon angeschlossen hatten, weil sie ihnen Gelegenheit zu Plünderungen verschaffte, und sie freuten sich über die Aussicht auf ein Gefecht, bei dem sie Pferde, Waffen,

Rüstungen und vielleicht sogar ein paar einträgliche Gefangene erbeuten konnten.

«Bist du sicher, dass es keine *coredors* waren?», fragte d'Evecque.

«Absolut sicher», sagte Thomas entschieden. Die Männer auf dem Hügel waren zu gut bewaffnet und ausgerüstet für eine Räuberbande. «Sie trugen sogar ein Banner», fügte er hinzu.

«Oder vielleicht *routiers*?»

Thomas schüttelte den Kopf. Er konnte sich nicht vorstellen, warum eine Bande von *routiers* in dieser verlassenen Gegend unterwegs sein sollte, und Banner trugen sie gewöhnlich auch nicht. Nein, die Männer hatten eher wie Soldaten auf Patrouille ausgesehen, und bevor er umgekehrt und zum Dorf zurückgaloppiert war, hatte er deutlich die Lanzenbündel auf den Packpferden gesehen. *Routiers* hätten nicht nur Lanzen auf den Packpferden, sondern auch Bündel mit Kleidern und sonstigem Hab und Gut. «Ich vermute, Berat hat Männer nach Astarac geschickt, nachdem wir dort waren», sagte er. «Vielleicht dachten sie, wir würden noch mal zurückkommen?»

«Es sind also Feinde?», fragte d'Evecque.

«Haben wir in dieser Gegend Freunde?», konterte Thomas. D'Evecque grinste. «Stimmt. Und du sagst, es sind zwanzig?»

«Vielleicht ein paar mehr, aber höchstens dreißig.»

«Vielleicht waren noch welche im Wald?»

«Wir werden es herausfinden», sagte Thomas. «Falls sie kommen.»

«Armbrustschützen?»

«Hab keine gesehen.»

«Na, dann hoffen wir mal, dass sie kommen.» D'Evecque rieb sich die Hände. Er war genauso erpicht darauf, seine Börse zu füllen, wie alle anderen. Er brauchte Geld, und

zwar eine ganze Menge, um zu bestechen und zu kämpfen und so sein Lehen in der Normandie zurückzuerobern. «Vielleicht ist es dein Vetter?»

«Süßer Jesus», sagte Thomas, «daran hatte ich gar nicht gedacht.» Instinktiv streckte er die Hand aus und berührte seinen Eibenbogen, denn der Name seines Vetters beschwor das Böse herauf. Dann packte ihn Erregung bei dem Gedanken, dass es Guy Vexille war, der da ahnungslos in den Kampf ritt.

«Wenn es Vexille ist», knurrte d'Evecque und strich über die furchtbare Narbe auf seinem Gesicht, «dann gehört er mir. Ich bringe ihn um.»

«Ich will ihn lebend», entgegnete Thomas. «Lebend!»

«Dann solltest du Robbie Bescheid sagen, der hat nämlich auch geschworen, ihn zu töten.»

«Vielleicht ist er es gar nicht», sagte Thomas, obwohl er sich wünschte, dass es Vexille war, vor allem weil der bevorstehende Kampf ihnen einen Sieg versprach. Die Reiter konnten das Dorf nur über die Furt erreichen, es sei denn, sie entschlossen sich, weiter am Fluss entlangzureiten, um sich eine andere Stelle zum Überqueren zu suchen. Doch ein Mann aus dem Dorf, den sie zum Sprechen brachten, indem sie seiner kleinen Tochter die Schwertspitze ans Gesicht hielten, versicherte ihnen, dass es im Umkreis von fünf Meilen keine andere Furt gab. Die Reiter mussten also direkt von der Furt auf das Dorf zukommen, und auf den Wiesen dazwischen würden sie sterben.

Fünfzehn Soldaten waren an der Dorfstraße postiert. Jetzt waren sie noch im Hof eines großen Bauernhauses verborgen, doch sobald die Feinde vom Fluss nahten, würden sie herauskommen, um ihnen den Weg zu versperren. D'Evecque hatte einen Heukarren beschlagnahmt, mit dem sie die Straße blockieren sollten. Allerdings rechnete Thomas nicht damit, dass diese Männer

überhaupt kämpfen mussten, denn er hatte hinter den Hecken entlang der Straße seine Bogenschützen aufgestellt. Sie würden die ersten Todessalven losschicken, und so bereiteten sie in aller Ruhe ihre Pfeile vor, indem sie sie mit der Spitze nach unten in den Boden steckten. Zuvorderst kamen die mit der breiten Spitze, die mit langen Widerhaken versehen waren, damit sie sich tief ins Fleisch gruben und nicht herausgezogen werden konnten. Die Bogenschützen fuhren noch einmal mit ihren Wetzsteinen darüber, damit sie scharf wie Rasiermesser waren. «Wartet, bis sie bei dem Feldstein sind», wies Thomas sie an. Am Straßenrand war ein weiß gekalkter Stein, der anzeigte, wo die Wiese des einen Bauern aufhörte und die des nächsten begann. Sobald die ersten Reiter bei diesem Stein ankamen, würden sich die breitspitzigen Pfeile ins Fleisch der Pferde bohren und tiefe Wunden reißen, sodass die Tiere sich vor Schmerz aufbäumten. Einige Hengste würden direkt zu Boden gehen, doch die übrigen würden den gestürzten Leibern ausweichen und den Angriff fortführen, und in dem Augenblick würden die Schützen zu den Pfeilen mit der schmalen, langen Spitze wechseln.

Diese Pfeile waren dazu geschaffen, Rüstungen zu durchdringen, und die besten von ihnen besaßen einen Schaft, der aus zwei verschiedenen Hölzern bestand. Die vorderen sechs Zoll bestanden aus schwerer Eiche, der Rest aus dem leichteren Eschen- oder Pappelholz; beides wurde schräg angeschnitten und mit Hufleim verbunden. An das Eichenstück kam die Stahlspitze, die so lang war wie der Mittelfinger eines Mannes, so schlank wie der kleine Finger einer Frau und spitz wie eine Nadel. Diese nadelähnliche Spitze, verstärkt durch das schwere Eichenholz, hatte keine Widerhaken; es war einfach ein scharfes, glattes Stück Stahl, das sich durch Kettenpanzer bohrte und sogar Plattenpanzer durchdrang, wenn es

senkrecht darauf traf. Mit den breiten Spitzen wurden Pferde getötet, mit den schmalen Männer, und in der kurzen Zeit, die die Reiter für den Weg vom Feldstein ins Dorf brauchten, konnten Thomas' zwanzig Bogenschützen mindestens dreihundert Pfeile abschießen, und dann hätten sie immer noch zweimal so viele in Reserve.

Thomas hatte dies alles schon viele Male gemacht. In der Bretagne, wo er in das Handwerk der Bogenschützen eingeführt worden war, hatte er hinter Hecken gestanden und mitgeholfen, zahllose Feinde zu vernichten. Die Franzosen waren durch schlechte Erfahrungen klug geworden und schickten Armbrustschützen vor, aber die fielen den Pfeilen zum Opfer, während sie ihre schwerfälligen Waffen luden, und so blieb den Reitern nichts anderes übrig, als anzugreifen oder zu fliehen. Wie sie sich auch entschieden, der englische Bogenschütze war der König des Schlachtfelds, denn kein anderes Land hatte gelernt, den Eibenbogen zu beherrschen.

Die Bogenschützen hatten sich, genau wie die Soldaten von d'Evecque, verborgen, aber Robbie bildete mit den restlichen Männern einen Locktrupp. Die meisten von ihnen befanden sich auf dem Grabhügel, der ein kleines Stück nördlich der Dorfstraße lag. Ein paar gruben, die übrigen saßen einfach herum, als hielten sie gerade Rast. Zwei weitere sorgten dafür, dass das Signalfeuer kräftig brannte, das den Feind anlocken sollte. Thomas und Geneviève gingen zu dem Grabhügel. Geneviève wartete unten, während Thomas hinaufkletterte und in das große Loch spähte, das d'Evecque gegraben hatte. «Leer?»

«Jede Menge Kiesel», sagte Robbie. «Aber kein Gold.»

«Du weißt, was du zu tun hast?»

Robbie nickte fröhlich. «Warten, bis sie aufgemischt sind, und dann angreifen.»

«Reitet nicht zu früh los, Robbie.»

«Machen wir nicht», erwiderte ein Engländer namens John Faircloth. Er war Soldat und wesentlich älter und erfahrener als Robbie, und obgleich dessen Rang ihn berechtigte, die kleine Truppe zu befehligen, war Robbie klug genug, auf den Rat des älteren Mannes zu hören.

«Wir werden dich nicht enttäuschen», sagte der Schotte. Die Pferde seiner Männer waren direkt hinter dem Grabhügel angebunden. Sobald der Feind auftauchte, würden sie hinunterlaufen und aufsitzen, und wenn der Pfeilhagel den feindlichen Angriff aufgebrochen hatte, würde Robbie mit seinem Trupp einen Bogen schlagen und die Feinde von hinten einkesseln.

«Möglicherweise ist es mein Vetter, der da kommt», sagte Thomas. «Ich weiß es nicht, aber es könnte sein.»

«Mit dem habe ich noch eine Rechnung offen», erwiderte Robbie. Guy Vexille hatte seinen Bruder auf dem Gewissen.

«Ich will ihn lebend, Robbie. Er hat Antworten.»

«Aber wenn du deine Antworten hast, nehme ich ihn mir vor.»

«Erst die Antworten», mahnte Thomas, dann drehte er sich um, da Geneviève ihn von unten gerufen hatte.

«Ich habe etwas gesehen», sagte sie. «Da drüben zwischen den Kastanien.»

«Nicht hinsehen!», zischte Thomas Robbies Männern zu. Er setzte eine gelangweilte Miene auf, reckte und streckte sich demonstrativ, wandte sich dann gemächlich um und ließ den Blick über den Fluss schweifen. Im ersten Moment sah er nur zwei Bauern, die Astbündel über die Furt trugen, und dachte, Geneviève hätte sie gemeint, doch dann bemerkte er jenseits des Flusses drei Reiter, halb hinter den Bäumen verborgen. Die drei dachten vermutlich, sie wären nicht zu sehen, doch in der Bretagne hatte Thomas gelernt, im Walddickicht Gefahren aufzuspüren.

«Sie beschnuppern uns», sagte er zu Robbie. «Jetzt dauert’s nicht mehr lange.»

Robbie kniff die Augen zusammen. «Einer von ihnen sieht aus wie ein Priester.»

Thomas spähte noch einmal hinüber. «Vielleicht ist es nur ein dunkler Umhang», erwiderte er. Die drei Männer hatten kehrtgemacht und ritten davon. Bald waren sie hinter den Bäumen verschwunden.

«Und wenn es der Graf von Berat ist?», sagte Robbie.

«Was dann?»

«Wenn wir ihn gefangen nehmen, gibt es ein dickes Lösegeld.»

«Stimmt.»

«Hättest du was dagegen, wenn ich noch so lange bleibe, bis es ausgezahlt ist?»

Die Frage traf Thomas unvorbereitet. Er hatte sich darauf eingestellt, dass Robbie fortreiten und damit ihn und seine Männer von der Unruhe befreien würde, die der junge Schotte mit seiner Eifersucht verbreitet hatte. «Du willst bleiben?»

«Um meinen Anteil an dem Lösegeld zu bekommen», erwiderte Robbie gereizt. «Ist dagegen irgendwas einzuwenden?»

«Nein, nein.» Thomas beeilte sich, seinen Freund zu besänftigen. «Du bekommst deinen Anteil, Robbie.» Er überlegte, ob seine Münzvorräte ausreichten, um Robbie seinen Anteil sofort auszuzahlen und ihn damit schneller loszuwerden, doch jetzt war nicht der richtige Augenblick, davon anzufangen. «Reitet nicht zu früh los», ermahnte er Robbie noch einmal. «Gott schütze euch.»

«Wird auch Zeit, dass wir mal wieder richtig kämpfen.» Robbies gute Laune war wiederhergestellt. «Pass auf, dass deine Bogenschützen nicht die ganzen Reichen abschießen. Lass uns noch ein paar übrig.»

Thomas grinste und stieg von dem Grabhügel. Er schnürte seinen und Genevièves Bogen, dann gingen die beiden zu dem Hof, wo Guillaume d’Evecque und seine Männer versteckt waren. Er kletterte auf den Heuwagen, um über die Mauer hinwegsehen zu können. «Dauert nicht mehr lange», rief er seinen Bogenschützen zu, die hinter der Hecke des Obstgartens verborgen waren, die Bogen geschnürt und bereits den ersten Pfeil auf der Sehne.

Er begab sich zu ihnen und wartete. Und wartete. Die Zeit zog sich, kroch dahin, schien stehenzubleiben. Thomas wartete so lange, dass er sich fragte, ob der Feind überhaupt noch kommen würde oder ob die Reiter gar seinen Hinterhalt durchschaut hatten und den Fluss in einem weiten Bogen überquerten, um ihn ihrerseits aus einem Hinterhalt zu überfallen. Überdies sorgte er sich, dass die Stadt Masseube, die nicht sehr weit entfernt war, Soldaten losschickte, um nachzusehen, weshalb die Dorfleute das Signalfeuer entzündet hatten.

D’Evecque war genauso unruhig wie er. «Wo zum Henker bleiben die?», fragte er, als Thomas in den Hof zurückkehrte, um noch einmal vom Heuwagen Ausschau zu halten.

«Weiß der Himmel.» Thomas spähte zum Wald hinüber, sah jedoch nichts Ungewöhnliches. Die Blätter begannen sich zu verfärben, und zwischen den Stämmen wühlten zwei Schweine herum.

Guillaume d’Evecque trug ein langes Kettenhemd, das bis zum Fußknöchel reichte, dazu einen verschrammten, verbeulten Brustpanzer, mit Seil zusammengehalten, eine Unterarmröhre, die er um seinen rechten Arm schnallte, und eine einfache Beckenhaube. Die Beckenhaube hatte hinten einen breiten, nach außen geschwungenen Rand, um gegen Schwertschläge von oben zu schützen, aber es war ein billiges Blechding und längst nicht so solide wie ein guter Helm. Thomas’ Männer waren ähnlich ausgestattet,

mit lauter Einzelstücken, die sie auf vielen Schlachtfeldern zusammengeklaubt hatten. Keiner besaß einen richtigen Plattenpanzer, und ihre Kettenhemden waren alle ausgebessert, einige mit gehärtetem Leder. Einige trugen Schilde. D'Evecques Schild bestand aus Weidenholz, das mit Leder bezogen war, und er war schon so alt, dass man das Wappen darauf – drei gelbe Falken auf blauem Grund – kaum noch erkennen konnte. Er holte einen halben Laib dunkles Brot unter seiner Brustplatte hervor, brach ein Stück ab und fluchte laut, nachdem er den ersten Bissen genommen hatte. Er spuckte ein Stückchen Granit aus, das wohl beim Mahlen des Korns abgesplittert war, und betastete unter weiteren Flüchen seinen abgebrochenen Zahn. Thomas blickte auf und sah, dass die Sonne schon tief am Himmel stand. «Wir werden im Dunkeln zurückreiten müssen», grummelte er.

«Immer geradeaus über die Hügel», sagte d'Evecque mit schmerzverzerrtem Gesicht. «Verflucht, ich hasse Zähne.»

«Nelken», riet einer der Soldaten. «Schiebt Euch Nelken in den Mund. Hilft gegen die Schmerzen.»

Die beiden Schweine reckten plötzlich den Kopf, standen einen Moment reglos da und trotteten dann in linkischer Hast davon. Etwas hatte sie aufgeschreckt, und Thomas hob warnend die Hand, um seine Gefährten zum Schweigen zu bringen. In dem Augenblick blitzte zwischen den Bäumen jenseits des Flusses etwas Metallisches auf. «Wir bekommen Gesellschaft», verkündete er, sprang vom Heuwagen und lief hinüber zu den Bogenschützen. «Aufwachen», rief er seinen Männern zu. «Die kleinen Lämmer kommen zur Schlachtbank.»

Er ging hinter der Hecke in Stellung, und Geneviève postierte sich neben ihm, einen Pfeil auf der Sehne. Thomas bezweifelte, dass sie irgendjemanden treffen würde, aber er lächelte ihr zu. «Versteck dich, bis sie bei dem Feldstein ankommen», wies er sie an und spähte über die Hecke.

Und da kamen sie, die feindlichen Reiter. Sobald sie den Wald verließen, sah Thomas, dass sein Vetter nicht darunter war, denn das Banner, das nun im Wind spielte, zeigte nicht den Greif der Vexilles, sondern den Leoparden von Berat. «Bleibt in Deckung!», warnte Thomas seine Männer, während er versuchte, die Feinde zu zählen. Zwanzig? Fünfundzwanzig? Jedenfalls nicht viele, und nur die ersten zehn trugen Lanzen. Die Schilde der Reiter, die ebenfalls den orangefarbenen Leoparden auf weißem Grund zeigten, bestätigten, dass es die Männer des Grafen von Berat waren. Nur ein Mann, auf einem mächtigen schwarzen Hengst mit schwerer Rüstung, trug einen gelben Schild mit einer roten, gepanzerten Faust, ein Wappen, das Thomas nicht kannte. Der Reiter war mit einem vollständigen Plattenharnisch ausgestattet, und sein Helm war mit einem rot-gelben Federbusch geschmückt. Thomas zählte einunddreißig Reiter. Das würde kein Kampf werden, sondern ein Massaker.

Und dann kam ihm plötzlich alles unwirklich vor. Er hatte damit gerechnet, Erregung und auch ein wenig Furcht zu verspüren, doch er blieb vollkommen unbeteiligt, während er die Reiter beobachtete. Ihre Linie löste sich auf. Als sie den Wald verlassen hatten, waren sie Stiefel an Stiefel geritten, wie es sein sollte, doch nun scherten sie zusehends aus. Die Lanzen ragten in die Luft und würden sich erst in die Angriffsstellung senken, wenn die Reiter sich dem Feind näherten. An einer Lanze flatterte eine zerfetzte schwarze Fahne. Die Schabracken der Pferde blähten sich im Wind. Hufgetrappel mischte sich mit dem Klirren der Rüstungen, und Erdklumpen flogen auf. Das Visier eines Reiters klappte mit jedem Galoppsprung auf und zu. Dann verjüngte sich die Angriffslinie, als die Reiter sich der Furt näherten. Wasser spritzte auf bis zu den Sätteln.

Sie hatten das andere Ufer erreicht. Robbie und seine Männer waren verschwunden, und die Reiter gaben ihren Pferden die Sporen, da sie glaubten, der Feind sei in Panik geflohen. Die mächtigen Hengste donnerten in ungeordneter Linie die Straße hinauf, und die ersten näherten sich dem Feldstein. Thomas hörte es rumpeln, als der Heukarren aus dem Hof geschoben wurde, um die Straße zu versperren.

Er erhob sich und wählte instinktiv einen spitzen Pfeil statt eines breiten. Das Pferd des Reiters mit dem gelb-roten Schild war durch einen mit Leder unterlegten Kettenpanzer geschützt, und den würde ein Pfeil mit breiter Spitze niemals durchdringen. Thomas spannte die Sehne, bis seine Hand hinter dem Ohr lag, und ließ den ersten Pfeil los. Der Pfeil zitterte, als er vom Bogen schoss, dann stabilisierte er sich dank der Federn und bohrte sich mit Wucht in die Brust des Rappen. Noch während er flog, hatte Thomas bereits den zweiten Pfeil auf der Sehne, dann einen dritten. Auch seine Männer schossen in schnellem, gleichmäßigem Rhythmus. Er sah den Pfeilhagel und wunderte sich jedes Mal von neuem, wie wenig Schaden die ersten Pfeile anzurichten schienen. Kein Pferd war gestürzt, keines lief auch nur langsamer, obwohl gefiederte Schäfte aus Schabracken und Rüstungen ragten. Er spannte den Bogen erneut, ließ los und spürte, wie die Sehne über den Lederschutz an seinem linken Unterarm peitschte. Als er zum nächsten Pfeil griff, sah er, wie die ersten Pferde zu Boden gingen. Ein dumpfer Aufprall war zu hören, gefolgt von metallischem Klirren. Wieder zielte er auf den schwarzen Hengst, wieder bohrte sich der Pfeil durch Leder und Kettenpanzer, und diesmal warf das Tier den Kopf hoch, und der Schaum vor seinem Maul färbte sich rot. Nun nahm Thomas sich den Reiter vor, schoss und sah, wie der Pfeil sich mit solcher Wucht in den Schild grub,

dass der Mann gegen den Hinterzwiesel seines Sattels geworfen wurde.

Zwei Pferde lagen im Todeskampf, sodass die übrigen Reiter ihnen ausweichen mussten. Unerbittlich prasselten die Pfeile auf sie nieder. Eine Lanze fiel und schlitterte über den Boden. Ein Toter mit drei Pfeilen in der Brust hing noch im Sattel, und sein Pferd galoppierte verstört quer durch die Linie, was für zusätzliche Verwirrung sorgte. Thomas schoss erneut, diesmal mit einem breiten Pfeil, um einen Hengst am Ende des Trupps zu treffen. Einer von Genevièves Pfeilen sprang schief vom Bogen. Sie grinste, und ihre Augen funkelten. Sams Sehne riss, und er trat fluchend zurück, um seinen Bogen neu zu schnüren. Der große Rappe war in Schritt gefallen, und Thomas jagte ihm einen weiteren spitzen Pfeil in die Flanke, direkt vor dem linken Knie des Reiters.

«Zu den Pferden!», brüllte d’Evecque seinen Männern zu. Offenbar nahm der Normanne an, dass der Feind seine Barriere gar nicht erreichen würde, und hatte beschlossen, zum Angriff überzugehen. Wo blieb Robbie? Einige der feindlichen Reiter machten kehrt und flohen zurück zum Fluss. Thomas schickte diesen Feiglingen vier Pfeile hinterher, dann zielte er auf den Reiter des schwarzen Hengstes. Der Pfeil prallte an dessen Brustpanzer ab, doch in diesem Moment gaben die Beine des Hengstes nach, und er ging zu Boden. Ein Knappe, der Träger der Flagge des Grafen von Berat, eilte herbei, um dem Reiter zu helfen. Thomas jagte ihm einen Pfeil in den Hals, sodass der Knappe rücklings über seinen Sattel geworfen wurde und tot dort liegen blieb, den Pfeil gen Himmel gereckt. Die Flagge glitt aus seiner Hand und fiel zu Boden.

D’Evecques Männer schwangen sich in den Sattel, zogen ihr Schwert und stellten sich in dichter Gefechtslinie auf. Genau in diesem Augenblick kam Robbie mit seinem Trupp von Norden. Der Zeitpunkt für den Angriff war gut gewählt,

denn er überraschte den Feind in höchster Verwirrung, und obendrein war Robbie so klug, vom Fluss her anzugreifen, sodass der Fluchtweg abgeschnitten war. «Bogen runter!», rief Thomas. «Bogen runter!» Er wollte nicht, dass seine Pfeile Robbies Männer trafen. Er legte seinen Bogen an den Fuß der Hecke und zog das Schwert. Das Gemetzel konnte beginnen.

Robbies Männer attackierten die Reiter des Grafen mit erbarmungsloser Wucht. Sie ritten Knie an Knie, und der Zusammenprall war so heftig, dass drei feindliche Pferde zu Boden gingen. Schwerter hieben auf sie ein, dann wählte jeder von Robbies Männern einen Gegner. Robbie selbst trieb sein Pferd unter lauten Schlachtrufen auf Joscelyn zu.

«Douglas! Douglas!», brüllte er und stürzte sich auf den Neffen des Grafen, der sich abmühte, nicht aus dem Sattel seines sterbenden Hengstes zu stürzen. Als Joscelyn den Kriegsschrei hinter sich hörte, fuhr er mit einem wilden Schwertstoß herum, doch Robbie wehrte die Klinge ab und schlug Joscelyn im gleichen Schwung den Schild mit dem roten Herzen der Douglas’ gegen den Helm. Joscelyn hatte den Helm nicht festgeschnallt, da er wusste, dass es am Ende eines Gefechts meist hilfreich war, den Helm abzunehmen, um den bereits halb geschlagenen Gegner besser sehen zu können, und so drehte sich der große Stahlhelm auf seinem Kopf, die Sehschlitze verschwanden, und Joscelyn hockte im Dunkeln. Blindlings fuchtelte er mit seinem Schwert durch die Luft, verlor das Gleichgewicht und ging unter ohrenbetäubendem Scheppern zu Boden, während Robbie seinen Helm weiter mit Schlägen traktierte.

Berats Soldaten warfen die Schwerter nieder und boten ihren Gegnern den Handschuh als Zeichen ihrer Kapitulation. Die Bogenschützen liefen herbei und zerrten die feindlichen Reiter aus ihren Sätteln, während d’Evecques Männer hinter den Feiglingen hergaloppierten,

die versuchten, durch den Fluss zu entkommen. D’Evecque überholte einen von ihnen und schlug ihm mit einem Schwertstreich den Helm vom Kopf. Der Reiter hinter d’Evecque setzte mit einem zweiten Hieb nach, und unter einer Blutfontäne fiel der Kopf des Mannes in den Fluss, während der restliche Körper weiterritt.

«Ich ergebe mich, ich ergebe mich!», rief Joscelyn in panischem Entsetzen. «Ich bringe Lösegeld ein!» Das waren die Worte, die einem reichen Mann auf dem Schlachtfeld das Leben retteten, und er wiederholte sie, noch lauter und drängender. «Ich bringe Lösegeld ein!» Sein rechtes Bein war unter dem Pferd begraben, der verdrehte Helm tauchte ihn in tiefste Dunkelheit, und alles, was er hörte, waren donnernde Hufe, Kriegsgebrüll und die Schreie der Verwundeten, die von den Bogenschützen getötet wurden. Dann umgab ihn plötzlich blendende Helligkeit, als jemand ihm den verbeulten Helm vom Kopf zog, und er sah einen Mann mit gezücktem Schwert über sich stehen. «Ich ergebe mich», sagte Joscelyn hastig, dann entsann er sich seiner Stellung. «Seid Ihr von Adel?»

«Ich bin Robert Douglas aus dem Hause Douglas», erwiderte der Mann in gebrochenem Französisch, «und so adlig, wie man es in Schottland nur sein kann.»

«Dann ergebe ich mich Euch», wiederholte Joscelyn voller Verzweiflung. Ihm war nach Weinen zumute, denn alle seine Träume waren in einem einzigen Augenblick wüsten Gemetzels vernichtet worden.

«Wer seid Ihr?», fragte Robbie.

«Ich bin der Herr von Merville», sagte Joscelyn, «und Erbe des Grafen von Berat.»

Robbie stieß einen Freudenschrei aus.

Er war reich.

Der Graf von Berat fragte sich, ob er nicht besser daran getan hätte, drei oder vier Soldaten bei sich zu behalten. Er rechnete zwar nicht damit, dass er Schutz benötigen würde, aber er war es seinem Rang schuldig, Gefolge um sich zu haben, und nachdem Joscelyn mit Vater Roubert und den Soldaten fortgeritten war, blieben ihm lediglich sein Knappe, ein weiterer Diener und die Leibeigenen aus Astarac. Letztere scharrten eifrig die Erde beiseite, um die geheimnisvolle Mauer freizulegen, hinter der sich – so vermutete jedenfalls der Graf – ein Kellergewölbe befinden musste, direkt unterhalb der Stelle, wo einst der Altar der Kapelle gestanden hatte.

Er musste erneut niesen, dann wurde ihm schwindlig, und er ließ sich auf einen umgestürzten Steinblock sinken.

«Kommt ans Feuer, Herr», sagte der Knappe. Er hieß Michel und war der Sohn eines Pächters aus dem nördlichen Teil der Grafschaft, ein tumber, phantasieloser Siebzehnjähriger, der keinerlei Neigung gezeigt hatte, mit Joscelyn dem Triumph entgegenzureiten.

«Feuer?» Aus tränenden Augen blickte der Graf zu dem jungen hoch.

«Da drüben, Herr», sagte Michel und deutete zum anderen Ende der Gruft, wo jemand aus Stücken der zersplitterten Sargdeckel ein kleines Feuer gemacht hatte.

«Aha.» Der Graf hatte Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen. Wieder nieste er und rang nach Luft.

«Es ist kalt, Herr», sagte der Knappe, «und am Feuer fühlt Ihr Euch gewiss wohler.»

«Feuer», wiederholte der Graf verwirrt. Dann lichtete sich der Nebel in seinem Kopf für einen Moment. «Natürlich! Ein Feuer! Gut gemacht, Michel. Geh und hol mir eine Fackel.»

Michel trat ans Feuer und fischte vorsichtig ein langes Stück Ulmenholz, das nur an der Spitze brannte, aus den

Flammen. Er brachte es zu der Mauer, wo der Graf wie im Fieber die Leibeigenen beiseitestieß. An der Oberkante der Mauer befand sich eine kleine Lücke, gerade groß genug für einen Spatzen. Der Graf hatte bereits versucht hindurchzuspähen, doch abgesehen davon, dass sich hinter der Mauer offenbar ein Hohlraum befand, hatte er nichts erkennen können. Ungeduldig drehte der Graf sich zu Michel um. «Gib schon her!» Er schnappte sich das brennende Scheit und schwenkte es hin und her, um die Flammen zu verstärken. Als das Holz kräftig loderte, schob er es durch den Spalt, bis es auf der anderen Seite zu Boden fiel, dann bückte er sich und spähte durch die Lücke.

In der abgestandenen Luft des Hohlraums wurden die Flammen schnell schwächer, aber sie gaben noch genug Licht, um zu enthüllen, was sich hinter der Mauer befand. Der Graf schnappte hörbar nach Luft. «Michel!», sagte er. «Michel! Da ist …» In dem Moment verlosch das Licht.

Und der Graf sank ohnmächtig zu Boden.

Bleich und mit offenem Mund glitt er von der aufgehäuften Erde, und einen Augenblick dachte Michel, sein Herr sei gestorben. Doch dann stieß der Graf einen Seufzer aus, ohne jedoch aus seiner Bewusstlosigkeit aufzuwachen. Die Leibeigenen starrten erschrocken den Knappen an, der seinerseits den Grafen anstarrte. Schließlich raffte Michel sein bisschen Verstand zusammen und befahl den Männern, den Grafen aus der Gruft zu tragen. Sobald er oben war, holten sie einen Handkarren aus dem Dorf und zogen den Grafen darin zum Kloster St. Sévère. Der Weg dorthin dauerte fast eine Stunde, und der Graf stöhnte mehrmals und schien zu zittern, doch er lebte noch, als die Mönche ihn in den Krankentrakt trugen. Sie legten ihn in einen kleinen weiß gekalkten Raum, in dessen Kamin ein kräftiges Feuer brannte.

Bruder Ramón, Spanier und der Arzt des Klosters, begab sich zum Abt, um Bericht zu erstatten. «Der Graf hat

Fieber», sagte er, «und einen Überschuss an Galle im Körper.»

«Wird er sterben?», fragte Abbé Planchard.

«Nur wenn es Gottes Wille ist», erwiderte Bruder Ramón. Das sagte er stets, wenn ihm diese Frage gestellt wurde. «Wir werden ihn schröpfen und dann versuchen, das Fieber durch Schwitzen zu vertreiben.»

«Und du wirst für ihn beten», erinnerte der Abbé Bruder Ramón. Dann begab er sich zu Michel, der ihm mitteilte, dass die Soldaten des Grafen fortgeritten waren, um die Engländer anzugreifen. «Reite ihnen nach», wies Planchard den Knappen an, «und sag ihnen, dass ihr Herr krank ist. Sieur Joscelyn soll eine Nachricht nach Berat schicken.»

«Ja, Herr.» Michel zog eine sorgenvolle Miene ob dieser schweren Verantwortung.

«Was hat der Graf gemacht, als er ohnmächtig wurde?», fragte Planchard, und so erfuhr er von der seltsamen Mauer unterhalb der Burgkapelle.

«Vielleicht sollte ich dorthin zurückkehren», sagte Michel nervös, «und nachsehen, was hinter der Mauer ist?»

«Das überlässt du besser mir, Michel», sagte Planchard streng. «Du hast deinem Herrn und seinem Neffen zu dienen. Jetzt geh und sieh zu, dass du Sieur Joscelyn findest.»

Michel ritt los, Joscelyn entgegen, und Planchard machte sich auf die Suche nach den Leibeigenen, die den Grafen ins Kloster gebracht hatten. Sie warteten am Tor, in der Hoffnung auf eine Belohnung, und fielen auf die Knie, als Planchard zu ihnen kam. Der Abbé wandte sich zunächst an den ältesten der Männer. «Veric, wie geht es deiner Frau?»

«Sie leidet, Herr, sie leidet.»

«Sag ihr, sie ist in meinen Gebeten», sagte Planchard wahrheitsgemäß. «Hört mir gut zu, ihr Männer.» Er wartete, bis alle Blicke auf ihn gerichtet waren. «Ihr werdet

jetzt zu der Burg zurückkehren und die Mauer wieder verdecken. Schaufelt die Erde davor. Verschließt sie! Grabt nicht weiter. Veric, weißt du, was eine *encantada* ist?»

«Natürlich, Herr», erwiderte Veric und bekreuzigte sich. Der Abbé beugte sich zu dem Leibeigenen. «Wenn ihr die Mauer nicht verdeckt, Veric, dann wird eine Horde von *encantadas* aus den Eingeweiden der Burg aufsteigen und eure Kinder wegnehmen, alle eure Kinder.» Er ließ den Blick über die Reihe der knienden Männer schweifen. «Sie werden aus der Erde aufsteigen, eure Kinder schnappen und mit ihnen zur Hölle hinabtanzen. Also verdeckt die Mauer. Und wenn ihr damit fertig seid, kommt wieder zu mir, ich gebe euch eine Belohnung.» Im Opferstock des Klosters lagen ein paar Münzen, die würde Planchard den Leibeigenen in die Hand drücken. «Ich vertraue auf dich, Veric!», schloss er.

Eilends machten die Leibeigenen sich auf den Weg. Planchard sah ihnen nach und bat Gott im Stillen um Vergebung, weil er die Unwahrheit gesagt hatte. Er glaubte nicht daran, dass unter der alten Kapelle von Astarac Geister hausten, aber das, was der Graf entdeckt hatte – was immer es war –, blieb besser verborgen, und die Furcht vor den *encantadas* würde dafür sorgen, dass die Männer sich an seine Anweisungen hielten.

Nachdem dieses Problem aus der Welt geschafft war, kehrte Planchard in seine Kammer zurück. Bevor die Ankunft des Grafen das Kloster in Unruhe versetzt hatte, war der Abt in die Lektüre eines Briefes vertieft gewesen, der eine Stunde zuvor von einem Boten gebracht worden war. Der Brief kam aus einem Zisterzienserkloster in der Lombardei. Planchard las ihn erneut und überlegte, ob er den Brüdern von seinem beunruhigenden Inhalt berichten sollte. Er beschloss, es nicht zu tun, und sank auf die Knie, um zu beten.

Er lebte wahrlich in einer bösen Welt.

Und Gott hatte eine Geißel geschickt, um die Menschheit zu bestrafen. Das war die Botschaft des Briefes, und Planchard konnte kaum etwas anderes tun, als zu beten. *«Fiat voluntas tua»*, sagte er wieder und wieder. «Dein Wille geschehe.» Und das Schreckliche war, dachte Planchard, dass Gottes Wille bereits geschah.

Das Wichtigste war erst einmal, so viele Pfeile wie nur möglich zurückzuholen. In der Gascogne waren Pfeile so schwer zu finden wie Hennen, die goldene Eier legten. In England oder in den englisch besetzten Gebieten in Frankreich bekam man jederzeit neue Pfeile. Sie wurden in den Grafschaften angefertigt, in Bündel zu jeweils vierundzwanzig Stück zusammengefasst und überall dorthin geschickt, wo Engländer kämpften. Doch hier, weit entfernt von der nächsten englischen Garnison, mussten Thomas und seine Männer sich ihre Geschosse sorgsam einteilen, und so gingen sie von Leichnam zu Leichnam und sammelten die kostbaren Pfeile wieder ein. Die mit den Widerhaken steckten so tief im Fleisch der Pferde, dass die Spitzen verloren waren, aber zumindest die Schäfte ließen sich herausziehen, und alle Bogenschützen hatten Ersatzspitzen in ihren Pfeiltaschen. Einige Männer schnitten mit dem Messer in das Fleisch, um die Spitzen herauszuholen. Manche Pfeile hatten ihr Ziel verfehlt und lagen einfach auf der Erde. Die Bogenschützen zogen sich gegenseitig damit auf. «Das ist einer von deinen, Sam!», rief Jake. «Mindestens eine Meile am Ziel vorbei!»

«Ach was, der ist nicht von mir. Ist bestimmt einer von Genevièves.»

«Tom!» Jake hatte die beiden Schweine am anderen Flussufer gesehen. «Kann ich unser Abendessen holen?»

«Erst die Pfeile, Jake», sagte Thomas. «Dann das Abendessen.» Er beugte sich über ein totes Pferd und versuchte, einen der breitköpfigen Pfeile herauszuholen.

Guillaume d’Evecque suchte nach brauchbaren Rüstungsteilen und nahm den Gefallenen Beinschienen, Schulterstücke und Eisenschuhe ab. Ein Soldat zerrte einem Toten das Kettenhemd vom Körper. Bogenschützen schleppten Dutzende von Schwertern herbei. Zehn der feindlichen Pferde waren unverletzt oder nur so leicht verwundet, dass es sich lohnte, sie zu behalten. Die übrigen waren tot oder so übel zugerichtet, dass Sam sie mit einem Schlag seiner Streitaxt von ihrer Qual erlöste.

Es war ein Sieg, wie Thomas ihn sich nicht besser hätte wünschen können, und obendrein hatte Robbie den Mann gefangen genommen, der vermutlich der Anführer des feindlichen Trupps war – ein großer Mann mit einem runden, wütenden Gesicht, das vor Schweiß glänzte. «Er ist der Erbe des Grafen von Berat», rief Robbie, als Thomas näher kam. «Sein Onkel war nicht dabei.»

Joscelyn warf einen Blick auf Thomas, hielt ihn jedoch wegen des Bogens und der blutbeschmierten Hände für einen Untergebenen und wandte sich an d’Evecque. «Seid Ihr der Anführer hier?»

D’Evecque deutete auf Thomas. «Nein, er.»

Joscelyn schien nicht zu wissen, was er sagen sollte. Fassungslos sah er zu, wie seine verwundeten Soldaten ausgeraubt wurden. Immerhin waren seine beiden persönlichen Begleiter, Villesisle und sein Kumpan, noch am Leben, aber sie hatten nicht mit ihrer sonstigen Wildheit kämpfen können, da die Pfeile ihre Pferde getötet hatten. Einer von den Soldaten seines Onkels hatte die rechte Hand verloren, ein anderer starb qualvoll mit einem Pfeil im Bauch. Joscelyn versuchte, die Lebenden und die Toten zu zählen. Wie es aussah, war es nur sechs oder sieben von seinen Männern gelungen, über den Fluss zu entkommen.

Unter den Plünderern war auch eine Frau. Joscelyn spuckte aus, als er begriff, wer sie war, dann bekreuzigte er sich, doch er konnte den Blick nicht von der Begine in

ihrem silbrigen Kettenhemd wenden. Sie war das Schönste, was er je gesehen hatte.

«Sie ist schon vergeben», sagte d'Evecque trocken. Ihm war nicht entgangen, wohin der Gascogner starrte.

«Wie viel seid Ihr denn wert?», fragte Thomas Joscelyn.

«Mein Onkel wird eine große Summe zahlen», erwiderte Joscelyn steif. Er war noch immer nicht überzeugt, dass Thomas wirklich der Anführer war. Und noch viel weniger glaubte er, dass sein Onkel Lösegeld für ihn zahlen würde, aber das musste er diesen Engländern ja nicht auf die Nase binden, ebenso wenig wie die Tatsache, dass der Herr von Merville kaum eine Handvoll Écus sein Eigen nannte. Merville war eine Ansammlung armseliger Hütten in der Picardie, die froh sein konnte, wenn sie das Lösegeld für eine gefangene Ziege zusammenbrachte. Er wandte den Blick wieder zu Geneviève, fasziniert von ihren langen Beinen und dem blonden Haar. «Der Teufel hat euch zum Sieg verholfen», sagte er bitter.

«In der Schlacht ist es hilfreich, mächtige Freunde zu haben», erwiderte Thomas. Er drehte sich zu der von Toten übersäten Wiese um. «Beeilt euch!», rief er den Bogenschützen und Soldaten zu. «Wir wollen vor Mitternacht zurück sein!»

Seine Männer waren bester Laune. Jeder von ihnen würde einen Anteil von dem Lösegeld bekommen, auch wenn Robbie der größte Teil des Geldes zustand. Außerdem hatten sie Helme, Schilde, Schwerter und Pferde erbeutet, und abgesehen von zwei Soldaten hatte niemand auch nur einen Kratzer abbekommen. Es war ein einträglicher Nachmittag gewesen, und sie lachten, als sie ihre Pferde holten, die Tiere mit der Beute beluden und sich zum Aufbruch bereit machten.

Da kam ein einzelner Reiter durch die Furt.

D’Evecque bemerkte ihn als Erster und warnte Thomas. Der drehte sich um und sah, dass es ein Priester war, ein Dominikaner. «Nicht schießen!», rief Thomas seinen Schützen zu. «Runter mit den Bogen!» Er ging dem Geistlichen entgegen, der auf einer zierlichen Stute ritt. Geneviève, die bereits im Sattel gesessen hatte, sprang vom Pferd und lief zu Thomas.

«Das ist Vater Roubert», sagte sie leise zu ihm. Sie war blass, und ihre Stimme klang hart.

«Der Mann, der dich gefoltert hat?», fragte Thomas.

«Dieser Bastard», stieß sie aus, und es klang, als kämpfe sie mit den Tränen.

Vater Roubert zügelte sein Pferd, als er etwa zwanzig Schritt von Thomas entfernt war, und blickte auf die vielen Toten. «Haben sie die Sterbesakramente erhalten?», fragte er.

«Nein», sagte Thomas, «aber wenn Ihr wollt, könnt Ihr sie ihnen noch erteilen. Und danach reitet zurück nach Berat und richtet dem Grafen aus, wir haben seinen Neffen und werden um ein Lösegeld verhandeln.» Mehr hatte er dem Geistlichen nicht zu sagen, und so nahm er Genevièves Arm und wandte sich zum Gehen.

«Bist du Thomas von Hookton?», fragte Vater Roubert.

Thomas drehte sich wieder um. «Was geht Euch das an?»

«Du hast die Hölle um eine Seele betrogen», erwiderte der Prior. «Und wenn du sie nicht freigibst, werde ich deine ebenfalls verlangen.»

Geneviève nahm den Bogen von der Schulter. «Ihr werdet vor mir in der Hölle sein», rief sie Roubert zu.

Der Dominikaner beachtete sie nicht, sondern sprach weiter mit Thomas. «Sie ist eine Kreatur des Teufels, Engländer, und sie hat dich verhext.» Die Stute tänzelte nervös, und er schlug ihr gereizt auf den Hals. «Die Kirche hat ihr Urteil gefällt, und du musst dich ihm beugen.»

«Ich habe mein eigenes Urteil gefällt», entgegnete Thomas.

Vater Roubert erhob die Stimme, damit die Männer hinter Thomas ihn hören konnten. «Sie ist eine Begine!», rief er. «Eine Ketzerin! Sie ist exkommuniziert, ausgestoßen aus Gottes geweihter Gemeinschaft, und damit dem Untergang geweiht! Sie ist verloren, und ebenso jeder, der ihr hilft! Habt ihr gehört? Gottes Vertreter auf Erden spricht zu euch, und eure unsterblichen Seelen sind ihretwegen in höchster Gefahr.» Er sah Geneviève an und konnte sich ein hämisches Lächeln nicht verkneifen. «Du wirst sterben, du Teufelsbrut. Die irdischen Flammen werden dich in die ewigen Feuer der Hölle führen.»

Geneviève hob ihren Bogen und spannte die Sehne. «Nicht», sagte Thomas zu ihr.

«Er hat mich gefoltert.» Tränen liefen ihr über die Wangen.

Verächtlich sah Vater Roubert auf ihren Bogen hinunter. «Du bist eine Hure des Teufels», sagte er. «Würmer werden in deinem Leib hausen, aus deinen Brüsten wird Eiter fließen, und die Dämonen werden sich an dir vergnügen.»

Da ließ Geneviève die Sehne los.

Es war ein unkontrollierter, ungezielter Schuss. Bebend vor Zorn hatte sie die Sehne gespannt, und ihre Augen waren so mit Tränen gefüllt, dass sie Vater Roubert kaum sah. Beim Üben waren ihre Pfeile meist weit am Ziel vorbeigeflogen, doch im letzten Moment, gerade als sie losließ, versuchte Thomas, ihren Arm wegzustoßen, und der Pfeil zuckte, als er von der Sehne sprang. Vater Roubert holte Luft, um sich über ihren Spielzeugbogen lustig zu machen, doch bevor er einen Ton sagen konnte, fraß sich der breite, mit Widerhaken versehene Pfeil in seinen Hals. Das hervorspritzende Blut färbte die weißen Federn rot und tropfte am Schaft herunter. Einen Herzschlag lang blieb der Dominikaner im Sattel sitzen, einen Ausdruck

fassungslosen Staunens im Gesicht, dann spritzte eine zweite Blutfontäne aus seinem Hals, und er fiel mit einem gurgelnden Laut zu Boden.

Als Thomas bei Roubert ankam, war er bereits tot.

«Ich hab doch gesagt, er wird vor mir in der Hölle sein», stieß Geneviève aus und spuckte auf den Toten.

Thomas bekreuzigte sich.

Nach dem leichten Sieg hätte eigentlich Freude herrschen müssen, doch alsbald lastete wieder die alte, düstere Stimmung über der Garnison von Castillon d'Arbizon. Das Gefecht war gut verlaufen, aber der Tod des Dominikaners hatte in Thomas' Männern Furcht gesät. Die meisten von ihnen waren unverbesserliche Sünder, manche hatten auch Geistliche getötet, aber sie waren abergläubisch und hielten den Tod des Mönchs für ein böses Omen. Vater Roubert war unbewaffnet zu ihnen gekommen, um zu verhandeln, und abgeschossen worden wie ein Hund. Ein paar Männer zollten Geneviève Beifall. Sie war eine richtige Frau, sagten sie, eine Soldatenfrau, und soweit es sie betraf, konnte die Kirche zur Hölle fahren. Aber diese Männer waren eine kleine Minderheit. Fast allen klangen noch die letzten Worte des Dominikaners im Ohr. Er hatte ihnen mit ewiger Verdammnis gedroht, weil sie eine Ketzerin beschützten, und das verstärkte noch die Ängste, die sie plagten, seitdem Thomas Geneviève vor dem Scheiterhaufen bewahrt hatte. Robbie fing immer wieder von diesem Thema an, und als Thomas ihn schließlich gereizt fragte, wann er nach Bologna zu reiten gedenke, wich Robbie einer Antwort aus. «Ich bleibe hier», sagte er, «bis ich mein Lösegeld habe. Ich verzichte doch nicht auf unser goldenes Kalb.» Er deutete mit dem Daumen auf Joscelyn. Dem jungen Gascogner war die Missstimmung in der Garnison nicht entgangen, und er bemühte sich nach Kräften, sie zu verstärken, indem er Übles prophezeite für

den Fall, dass die Begine nicht verbrannt wurde, und sich weigerte, am gleichen Tisch zu essen wie Geneviève. Als Edelmann stand ihm die beste Behandlung zu, die die Umstände ermöglichten, und er schlief in einer eigenen Kammer oben im Turm, aber statt in dem großen Saal zu essen, zog er es vor, seine Mahlzeiten gemeinsam mit Robbie und den Soldaten einzunehmen. Er unterhielt sie mit Geschichten von seinen großen Turnieren und erschreckte sie mit düsteren Schilderungen, was geschehen konnte, wenn man Feinde der Kirche beschützte.

Thomas bot Robbie fast seine gesamten erbeuteten Münzen als Anteil an Joscelyns Lösegeld, mit der zusätzlichen Versicherung, den Betrag anzugleichen, sobald die endgültige Summe ausgehandelt wäre, doch Robbie ging nicht darauf ein. «Was ist, wenn das Lösegeld viel höher ausfällt?», wandte er ein. «Woher weiß ich, dass du mir meinen Anteil wirklich gibst? Und wie willst du mich dann finden?»

«Ich schicke es an deine Familie», versprach Thomas. «Du vertraust mir doch, oder?»

«Die Kirche tut es nicht», erwiderte Robbie sarkastisch. «Warum also sollte ich es tun?»

Guillaume d’Evecque versuchte, die Anspannung zu mildern, doch er wusste, die Garnison stand kurz vor dem endgültigen Zerwürfnis. Eines Abends brach im unteren Saal ein Kampf aus zwischen Robbies Anhängern und den Männern, die hinter Geneviève standen, und am Ende war ein Engländer tot, und ein Gascogner hatte ein Auge verloren. D’Evecque griff drakonisch durch, aber ihm war klar, dass es nicht bei dieser einen Auseinandersetzung bleiben würde.

«Was willst du tun?», fragte er Thomas eine Woche nach dem Gefecht am Ufer des Gers. Ein kalter Nordwind blies, der die Männer mürrisch und gereizt machte. D’Evecque

und Thomas standen auf der Brustwehr des Turms unter dem verblichenen Banner des Earl of Northampton. Geneviève war auch dort oben, doch da sie spürte, dass d'Evecque etwas zu sagen hatte, das ihr nicht behagen würde, zog sie sich in die hinterste Ecke des Wehrgangs zurück.

«Ich bleibe und warte», sagte Thomas.

«Weil du hoffst, dass dein Vetter kommt?»

«Deshalb bin ich hier.»

«Und was machst du, wenn dir die Soldaten weglaufen?»

Thomas schwieg eine Weile. «Ihr auch?», fragte er schließlich.

«Ich bin auf deiner Seite, obwohl du ein Dummkopf bist», sagte d'Evecque. «Aber wenn dein Vetter kommt, Thomas, wird er nicht allein kommen.»

«Ich weiß.»

«Und er wird nicht so dumm sein wie Joscelyn. Er wird dir den Sieg nicht schenken.»

«Ich weiß.» Thomas' Stimme klang gedrückt.

«Du brauchst mehr Männer», sagte d'Evecque. «Unsere kleine Garnison reicht nicht aus.»

«Das wäre in der Tat nicht schlecht.»

«Aber solange sie hier ist» – d'Evecque warf einen Blick zu Geneviève –, «wird niemand kommen. Und gestern sind drei von den Gascognern gegangen.» Die drei Soldaten hatten nicht einmal auf ihren Anteil an Joscelyns Lösegeld gewartet, sondern waren einfach nach Westen davongeritten, auf der Suche nach einer neuen Anstellung.

«Feiglinge will ich hier nicht haben», entgegnete Thomas.

«Ach, sei doch nicht so ein verdammter Narr!», schimpfte d'Evecque. «Deine Männer kämpfen gegen andere Männer, Thomas, aber nicht gegen die Kirche. Sie werden nicht gegen Gott kämpfen.» Er brach ab, da ihm das, was er zu

sagen hatte, nicht leichtfiel. Dann holte er tief Luft. «Du musst sie fortschicken, Thomas. Sie muss gehen.»

Thomas starrte auf die Hügel im Süden. Er schwieg.

«Sie muss gehen», wiederholte d’Evecque. «Schick sie nach Pau. Oder Bordeaux. Irgendwohin, nur weg.»

«Wenn ich das tue, stirbt sie. Die Kirche wird sie finden und verbrennen.»

D’Evecque sah ihn an. «Du liebst sie, stimmt’s?»

«Ja.»

«Himmelherrgott noch mal», fluchte d’Evecque. «Liebe! Die bringt doch nur Scherereien.»

«Sie ist so unausweichlich», sagte Thomas, «wie Funken bei einem Feuer.»

«Mag sein», erwiderte d’Evecque grimmig, «aber es sind die Frauen, die das Ganze überhaupt erst entzünden.»

Da erklang plötzlich Genevièves Stimme. «Reiter!», rief sie. Thomas lief zu ihr und blickte nach unten. Auf der Straße Richtung Osten kamen sechzig oder siebzig Reiter aus dem Wald. Es waren Soldaten in den Waffenröcken des Grafen von Berat, und im ersten Moment dachte Thomas, sie kämen, um über das Lösegeld für Joscelyn zu verhandeln. Doch dann sah er, dass sie eine merkwürdige Flagge zeigten, nicht die mit dem orangefarbenen Leoparden, sondern ein Kirchenbanner, wie sie bei Feiertagsprozessionen getragen wurden; es hing an einem Kreuzstab und zeigte den blauen Mantel der Jungfrau Maria. Und vor den Soldaten ritten etwa zwanzig Geistliche auf zierlicheren Pferden.

D’Evecque bekreuzigte sich. «Das gibt Ärger», sagte er knapp. Dann funkelte er Geneviève an. «Keine Pfeile! Hast du gehört, Mädchen? Keine verdammten Pfeile!»

Er stürmte die Treppe hinunter, und Geneviève sah Thomas bedrückt an. «Es tut mir leid.»

«Dass du den Mönch getötet hast? Der Kerl soll in der Hölle schmoren.»

«Ich fürchte, das werden wir auch bald, jedenfalls wenn es nach denen da unten geht.» Die beiden gingen zur anderen Seite der Brustwehr, die auf die Hauptstraße von Castillon d'Arbizon, das Westtor und die Brücke über den Fluss hinausging. Die bewaffneten Reiter warteten draußen vor der Stadt, während die Geistlichen absaßen und die Straße zur Burg hinaufgingen. Die meisten der Kirchenmänner waren schwarz gekleidet, doch einer trug ein weißes Gewand, eine Mitra und einen goldenen Krummstab. Ein leibhaftiger Bischof. Er war korpulent, und unter dem goldenen Rand der Mitra hing langes weißes Haar. Ohne die Stadtbewohner zu beachten, die am Straßenrand knieten, wandte er sich hinauf zur Burg. «Thomas!», rief er. «Thomas!»

«Was wirst du tun?», fragte Geneviève.

«Ihn anhören», erwiderte Thomas.

Er ging mit ihr zu dem schmaleren Wehrgang über dem Tor, auf dem sich bereits die Bogenschützen und Soldaten drängten. Auch Robbie war dort, und als er Thomas erblickte, zeigte er mit dem Finger auf ihn und rief dem Bischof zu: «Das da ist Thomas!»

Der Bischof schlug seinen Stab auf den Boden. «Im Namen Gottes, des allmächtigen Vaters», donnerte er, «und im Namen des Sohnes und des Heiligen Geistes und im Namen aller Heiligen und im Namen unseres Heiligen Vaters Clemens und kraft der Macht, die uns verliehen wurde, zu lösen und zu binden, im Himmel wie auf Erden, rufe ich dich auf, Thomas, meine Worte zu hören!»

Der Bischof hatte eine kraftvolle Stimme, und außer dem Wind und dem leisen Gemurmel, mit dem ein paar von Thomas' Männern für die anderen übersetzten, war kein Geräusch zu hören. Thomas hatte angenommen, der Bischof würde auf Lateinisch mit ihm sprechen, damit nur

er die Worte verstand, doch offensichtlich wollte der Bischof, dass alle mitbekamen, was gesagt wurde.

«Uns ist bekannt», fuhr der Bischof fort, und seine Stimme hallte von der Burgmauer wider, «dass du, Thomas, einst getauft im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, dich gegen die Gemeinschaft der Christen versündigt hast, indem du einer zum Scheiterhaufen verurteilten Ketzerin und Mörderin Zuflucht gewährst. Daher schließen wir dich, Thomas, und all deine Gefährten und Anhänger vom heiligen Sakrament des Abendmahls aus.» Erneut schlug er seinen Stab auf den Boden, und einer der Geistlichen ließ eine kleine Glocke erklingen. «Wir verbannen dich aus der Gemeinschaft aller Christen und verwehren dir den Zutritt zu sämtlichen geweihten Orten.» Wieder schlug der Stab auf das Pflaster, und die Glocke erklang. «Wir verstoßen dich aus dem Schoß unserer heiligen Mutter Kirche, im Himmel wie auf Erden.» Erneuter Glockenklang. «Wir erklären dich, Thomas, für exkommuniziert, und durch unseren Urteilsspruch bist du verdammt, mit Satan und seinen Dämonen und allen Sündern im ewigen Feuer der Hölle zu schmoren. Wir verkünden hiermit, dass du als verflucht giltst für deine Taten, und fordern alle, die unserem Herrn Jesus Christus in treuer Liebe ergeben sind, auf, dich deiner gerechten Strafe zuzuführen.» Er schlug seinen Stab ein letztes Mal auf den Boden, warf Thomas einen verächtlichen Blick zu und wandte sich zum Gehen, gefolgt von den übrigen Geistlichen und ihrer Flagge.

Thomas fühlte sich wie erstarrt. Kalt und erstarrt. Leer. Als hätten die Fundamente der Erde sich aufgelöst und nur ein schmerzliches Nichts über den flammenden Toren der Hölle hinterlassen. Alle Gewissheiten des Lebens, alle Hoffnung auf Erlösung und Ewigkeit waren verschwunden, fortgeweht wie die verdorrten Blätter in den Rinnsteinen

der Stadt. Nun war er wirklich ein *hellequin*, ein Ausgestoßener, verbannt aus der Gnade und Liebe Gottes.

«Ihr habt die Worte des Bischofs gehört!», rief Robbie von der Brustwehr in das Schweigen hinein. «Wir müssen Thomas einsperren, sonst sind wir ebenso verflucht wie er.» Er packte seinen Schwertgriff und hätte die Waffe gezogen, wäre d'Evecque nicht dazwischengetreten.

«Genug!», brüllte der Normanne. «Genug! Ich bin zweiter Kommandant dieser Garnison. Oder stellt irgendjemand das in Frage?» Die Bogenschützen und Soldaten waren von Thomas und Geneviève zurückgewichen, aber keiner unterstützte Robbies Ansinnen. D'Evecques vernarbtes Gesicht war grimmig wie der Tod. «Die Wachen zurück auf ihre Posten», befahl er, «der Rest runter in die Quartiere. Sofort!»

«Aber wir haben die Pflicht ...», setzte Robbie an, doch er wich unwillkürlich zurück, als d'Evecque wütend auf ihn zutrat. Robbie war kein Feigling, aber in diesem Moment hätte es niemand gewagt, sich d'Evecques Zorn entgegenzustellen.

Widerstrebend verschwanden die Männer, und d'Evecque knallte sein halbgezogenes Schwert zurück in die Scheide. «Er hat natürlich recht», brummte er, als Robbie die Treppe hinunterging.

«Er war mein Freund!», protestierte Thomas in dem verzweifelten Bemühen, wenigstens eine Gewissheit in dieser Welt zu bewahren, die plötzlich aus den Fugen geraten war.

«Er will Geneviève», sagte d'Evecque, «und weil er sie nicht haben kann, hat er sich eingeredet, seine Seele sei verdammt. Was glaubst du, weshalb der Bischof uns nicht allesamt exkommuniziert hat? Weil wir dann alle in derselben Hölle schmoren würden und nichts mehr zu verlieren hätten. Er hat uns getrennt, in die Gesegneten

und die Verdammten, und Robbie will seine Seele retten. Kannst du ihm das verübeln?»

«Was ist mit Euch?», fragte Geneviève.

«Meine Seele ist schon vor Jahren verdorrt», erwiderte d'Evecque grimmig. Er blickte hinunter auf die Hauptstraße. «Sie werden Soldaten vor dem Tor postieren, um euch zu verhaften, sobald ihr die Stadt verlasst. Aber ihr könnt die kleine Pforte hinter dem Haus von Vater Medous nehmen. Die werden sie nicht bewachen, und an der Mühle könnt ihr den Fluss überqueren. Im Wald seid ihr einigermaßen sicher.»

Im ersten Moment verstand Thomas nicht, was d'Evecque sagte, doch dann traf es ihn wie ein Faustschlag: Er sollte verschwinden. Fliehen. Sich verstecken. Seine erste eigene Truppe, den erworbenen Reichtum und alles andere zurücklassen. Fassungslos starrte er d'Evecque an, doch der zuckte nur die Achseln. «Du kannst nicht bleiben, Thomas», sagte er ruhig. «Robbie oder einer seiner Freunde würde dich töten. Ich vermute, dass etwa zwanzig von den Männern hinter dir stehen, aber wenn du bleibst, wird es zum Kampf kommen, und den gewinnen die anderen.»

«Ihr bleibt hier?»

D'Evecque schaute unbehaglich drein, nickte jedoch. «Ich weiß, warum du hergekommen bist», sagte er. «Ich glaube nicht daran, dass das verfluchte Ding existiert, und selbst wenn, hätten wir keine Chance, es zu finden. Aber hier kann man Geld verdienen, und ich brauche Geld, also bleibe ich hier. Geh nach Westen, Thomas. Such dir eine englische Garnison und dann kehr nach Hause zurück.» Er sah das Widerstreben in Thomas' Blick. «Was um alles in der Welt willst du sonst tun?» D'Evecque blickte zu den Soldaten, die hinter dem Stadttor warteten. «Du könntest ihnen die Ketzerin aushändigen, damit sie verbrannt wird. Dann würde der Bischof die Exkommunikation aufheben.»

«Niemals», erwiderte Thomas aufgebracht.

«Bring sie zu den Soldaten», mahnte d'Evecque, «und bitte den Bischof um Vergebung.»

«Nein!»

«Warum nicht?»

«Das wisst Ihr genau.»

«Weil du sie liebst?»

«Ja», sagte Thomas, und Geneviève nahm seinen Arm. Sie wusste, dass er litt, so wie sie gelitten hatte, als ihr Gottes Liebe entzogen worden war, aber sie hatte sich schließlich damit abgefunden. Thomas war noch nicht so weit, und es würde eine Weile dauern.

«Wir werden es schon schaffen», sagte sie.

«Aber ihr müsst euch beeilen», drängte d'Evecque.

«Ich weiß.» Es gelang Thomas nicht, seinen Schmerz zu verbergen.

«Ich werde euch morgen alles Nötige bringen», versprach d'Evecque. «Pferde, Mäntel, Proviant. Was braucht ihr sonst noch?»

«Pfeile», erwiderte Geneviève prompt, dann sah sie Thomas fragend an, ob er noch etwas hinzufügen wollte, doch er war zu bestürzt, um klar denken zu können. «Du möchtest doch sicher die Aufzeichnungen deines Vaters mitnehmen, oder?», sagte sie sanft.

Thomas nickte. «Schlagt sie für mich ein», bat er d'Evecque. «In Leder.»

«Gut, dann also morgen früh», sagte d'Evecque. «Bei der hohlen Kastanie drüben auf dem Hügel.»

D'Evecque begleitete sie aus der Burg und durch die engen Gassen zur Rückseite des Pfarrhauses, wo eine kleine Pforte in die Stadtmauer eingelassen war, von der ein Pfad zur Mühle am Fluss führte. Vorsichtig schob d'Evecque den Riegel zurück und öffnete die Pforte, doch

draußen waren keine Soldaten zu sehen. Zu dritt gingen sie hinunter zur Mühle, und d’Evecque sah Thomas und Geneviève nach, wie sie über das steinerne Wehr balancierten und im Wald verschwanden.

Thomas war gescheitert. Und er war verdammt.

TEIL 2

AUF DER FLUCHT

Es regnete die ganze Nacht. Es war ein peitschender Regen, getrieben von einem kalten Wind, der die Blätter von den Eichen und Kastanien riss und gehässig um den alten Baum wirbelte, der vom Blitz getroffen und von den Jahren ausgehöhlt war. Thomas und Geneviève, die in dem mächtigen Stamm Schutz gesucht hatten, zuckten zusammen, als ein Donnerschlag über den Himmel krachte. Ein Blitz war nicht zu sehen, aber der Regen wurde noch stärker. «Es ist alles meine Schuld», sagte Geneviève.

«Ach was.»

«Ich habe diesen Mönch so sehr gehasst. Ich weiß, ich hätte nicht schießen sollen, aber ich musste an all das denken, was er mir angetan hat.» Sie verbarg das Gesicht an seiner Schulter, sodass Thomas ihre Worte kaum verstehen konnte. «Er hat mich gestreichelt, wenn er mich nicht gequält hat.»

«Gestreichelt?»

«Ja», sagte sie bitter, «wie ein Liebhaber. Und wenn er mit dem glühenden Eisen kam, betete er für mich und sagte, ich sei ihm teuer. Ich hasste ihn.»

«Ich auch», sagte Thomas und schloss die Arme fester um sie. «Für das, was er dir angetan hat. Und ich bin froh, dass er tot ist.» Dann wurde ihm wieder bewusst, dass er selbst so gut wie tot war. Er war verdammt, ausgestoßen, unrettbar verloren.

«Was hast du jetzt vor?», fragte Geneviève zitternd.

«Nach Hause gehe ich jedenfalls nicht.»

«Wohin dann?»

«Ich werde bei dir bleiben. Wenn du willst.» Thomas überlegte, ob er hinzufügen sollte, es stehe ihr frei zu gehen, wohin sie wollte, doch er wusste, dass sie ihr Schicksal in seine Hände gelegt hatte. Außerdem wollte er auch gar nicht, dass sie ging. «Ich möchte noch mal nach Astarac», sagte er stattdessen. Er wusste nicht, wozu das gut sein sollte, aber er konnte nicht als geschlagener Mann nach England zurückkehren. Und als Verdammter hatte er schließlich nichts mehr zu verlieren. Vielleicht würde er nun, da seine Seele dem Untergang geweiht war, den Gral finden und durch ihn erlöst werden.

D'Evecque kam kurz nach Tagesanbruch, begleitet von einem Dutzend Männer, die Thomas nicht verraten würden. Unter ihnen waren auch Jake und Sam. Die beiden wollten Thomas begleiten, doch er lehnte ab. «Bleibt bei der Garnison», sagte er zu ihnen, «oder geht nach Westen und sucht euch eine andere englische Festung.» Es war nicht so, dass er ihre Gesellschaft nicht wollte, aber es würde schon schwierig genug werden, Nahrung für sich selbst und Geneviève zu finden. Davon abgesehen konnte er ihnen nichts versprechen außer Gefahr, Hunger und der Gewissheit, im gesamten Süden der Gascogne gejagt zu werden.

D'Evecque hatte zwei Pferde, Proviant, Mäntel, Genevièves Bogen, vier Pfeilbündel und eine gutgefüllte Geldbörse mitgebracht. «Aber die Aufzeichnungen deines Vaters habe ich nicht dabei», gestand er. «Robbie hat sie an sich genommen.»

«Er hat sie gestohlen?», fragte Thomas entrüstet.

D'Evecque zuckte die Achseln, als sei das Schicksal des Manuskripts unwesentlich. «Die Soldaten des Grafen sind

fort», sagte er. «Die Straße nach Westen ist also sicher, und ich habe Robbie vorhin fortgeschickt, Vieh zu suchen. Reite nach Westen, Thomas, und geh zurück nach England.»

«Glaubt Ihr, Robbie will mich töten?», fragte Thomas erschrocken.

«Eher gefangen nehmen und der Kirche ausliefern», sagte d'Evecque. «Vor allem aber will er Gott wohlgefällig stimmen, weil er hofft, dass er dann den Gral findet und seine Schwierigkeiten ein Ende haben.» Bei der Erwähnung des Grals sahen seine Männer überrascht auf, und einer von ihnen, John Faircloth, setzte zu einer Frage an, doch d'Evecque schnitt ihm das Wort ab. «Robbie hält dich neuerdings für einen Sünder», sagte er zu Thomas. «Süßer Jesus, es gibt nichts Schlimmeres als einen jungen Mann, der plötzlich Gott für sich entdeckt. Unerträglich, diese Frömmler.»

«Der Gral?», hakte John Faircloth nach. Wilde Gerüchte waren im Umlauf, weshalb der Earl of Northampton Thomas und seine Truppe nach Castillon d'Arbizon geschickt hatte, doch d'Evecques unachtsame Bemerkung schien sie zu bestätigen.

«Eine Spinnerei, die Robbie sich in den Kopf gesetzt hat», sagte d'Evecque energisch. «Also kümmert euch nicht weiter darum.»

«Wir sollten bei Thomas bleiben», meldete Jake sich zu Wort. «Wir alle. Und von vorn beginnen.»

D'Evecque schüttelte den Kopf. «Wenn wir bei Thomas bleiben, müssen wir gegen Robbie kämpfen. Und genau darauf hofft unser Feind. Er will uns gegeneinander aufbringen.»

«Was machen wir dann?», fragte Jake.

«Thomas kehrt nach England zurück», wiederholte d'Evecque geduldig, «und wir bleiben so lange hier, bis wir reich sind, dann machen wir uns ebenfalls auf den

Heimweg.» Er warf Thomas die Zügel der beiden Pferde und den ledernen Münzbeutel zu. «Hör auf meinen Rat, Thomas, und geh nach Hause. In der Börse ist genug Geld, um die Überfahrt zu bezahlen, und wahrscheinlich auch genug, um einen Bischof dazu zu überreden, den Bannspruch wieder aufzuheben. Für Geld tut die Kirche alles. Und in ein oder zwei Jahren kommst du zu mir in die Normandie.»

«Und Robbie?», fragte Thomas. «Was wird aus ihm?»

D'Evecque zuckte die Achseln. «Er wird früher oder später nach Schottland zurückkehren. Das, was er sucht, wird er nicht finden, Thomas, das weißt du so gut wie ich.»

«Da bin ich mir nicht so sicher.»

«Dann bist du genauso verrückt wie er.» D'Evecque zog den Handschuh aus. «Du bist mir doch nicht böse, dass ich noch bleibe?»

«Natürlich nicht», sagte Thomas. «Werdet reich, mein Freund. Ihr seid jetzt der Anführer?»

«Sicher.»

«Dann wird Robbie Euch ein Drittel von Joscelyns Lösegeld auszahlen müssen.»

«Ich hebe einen Teil davon für dich auf», versprach d'Evecque. Dann gab er Thomas die Hand, wendete sein Pferd und ritt mit den Soldaten davon. Jake und Sam warfen ihm als Abschiedsgeschenk noch zwei von ihren Pfeilbündeln zu, dann verschwanden die Reiter.

In Thomas loderte der Zorn, während er mit Geneviève durch einen stetigen Regen, der bald ihre neuen Mäntel durchweicht hatte, nach Osten ritt. Er war wütend auf sich, weil er gescheitert war, obwohl er den Lauf der Dinge nur dadurch hätte abwenden können, dass er Geneviève dem Scheiterhaufen übergab, und das hätte er niemals getan. Er war auch wütend auf Robbie, weil dieser sich gegen ihn gestellt hatte, doch gleichzeitig verstand er die Gründe des

jungen Schotten und konnte sie sogar nachvollziehen. Es war schließlich nicht Robbies Schuld, dass er sich zu Geneviève hingezogen fühlte, und man konnte es auch keinem Mann verübeln, dass er sich um sein Seelenheil sorgte. So war Thomas vor allem wütend auf das Leben, und dieser Zorn lenkte ihn von der Kälte und dem stärker werdenden Regen ab. Sie wandten sich in südöstliche Richtung und ritten, wo immer es ging, durch den Wald, obwohl es mühsam war und sie sich ständig unter tiefhängenden Ästen ducken mussten. Wenn sie in offenes Gelände kamen, hielten sie sich möglichst auf den Anhöhen, um Ausschau nach bewaffneten Reitern zu halten. Doch sie sahen keine.

Sie machten einen Bogen um Bauernhöfe und Dörfer. Das war nicht schwierig, da die Gegend nur dünn besiedelt war und das höher gelegene Gelände nicht beackert, sondern als Weideland genutzt wurde. Am Nachmittag begegneten sie einem Schäfer, der erschrocken hinter einem Felsen aufsprang und eine Steinschleuder aus der Tasche zog. Doch dann bemerkte er das Schwert an Thomas' Gürtel, steckte die Schleuder hastig wieder ein und verneigte sich demütig. Thomas hielt an und fragte den Mann mit Genevièves Hilfe, ob er Soldaten gesehen hatte, doch dem Schäfer war niemand aufgefallen. Eine Meile weiter erlegte Thomas eine Ziege. Er zog den Pfeil aus dem Fleisch, häutete das Tier, nahm es aus und zerteilte es. Abends schlugen sie ihr Lager in einem alten, halb zerfallenen Bauernhaus am Eingang eines bewaldeten Tals auf, entzündeten ein Feuer und brieten das Fleisch in den Flammen. Mit dem Schwert schnitt Thomas Zweige von einer Lärche, baute daraus eine Art Hütte, die sie während der Nacht vor dem Regen schützen würde, und bereitete ihnen ein Lager aus Farnen.

Der Regen ließ nach. Ihre Pferde waren auf einer mageren Wiese angebunden, am Ufer des Baches, der an

dem verfallenen Haus vorbeiplätscherte. Ab und zu schaute der Mond zwischen den Wolken hindurch und tauchte die steilen, bewaldeten Hügel rechts und links des Tals in silbriges Licht. Thomas ging eine halbe Meile flussabwärts, um zu lauschen und Ausschau zu halten, doch er hörte und sah nichts Ungewöhnliches. Offenbar waren sie in Sicherheit – zumindest vor den Menschen, wenn auch nicht vor Gott. Er kehrte zu Geneviève zurück, die versuchte, ihre Mäntel am Feuer zu trocknen. Thomas half ihr, die schwere Wolle über ein Gerüst aus Lärchenzweigen zu breiten. Dann setzte er sich hin, starrte in die Glut und dachte über sein düsteres Schicksal nach. Er erinnerte sich gut an die Bilder, die er an Kirchenwänden gesehen hatte: verzweifelte Seelen, die, begleitet von den hämischen Fratzen der Dämonen, in die lodernden Flammen stürzten.

«Du denkst an die Hölle», sagte Geneviève ruhig.

Er verzog das Gesicht. «Stimmt», erwiderte er und fragte sich, woher sie es wusste.

«Glaubst du wirklich, dass die Kirche die Macht besitzt, dich dorthin zu verbannen?» Als er nicht antwortete, schüttelte sie den Kopf. «Die Exkommunikation bedeutet gar nichts.»

«O doch», sagte Thomas düster. «Sie bedeutet: kein Himmel und kein Gott, keine Erlösung und keine Hoffnung.»

«Gott ist hier», widersprach Geneviève eindringlich. «Er ist in diesem Feuer, im Himmel, in der Luft. Kein Bischof kann dir Gott wegnehmen. Er kann nicht die Luft aus dem Himmel saugen!»

Thomas schwieg. Er dachte daran, wie der Stab des Bischofs auf das Pflaster geschlagen war, an den Klang der kleinen Glocke, der von den Burgwänden widergehallt hatte.

«Er hat nur Worte benutzt», fuhr Geneviève fort. «Und Worte sind billig. Mir haben sie das Gleiche gesagt, und in jener Nacht in der Zelle ist Gott zu mir gekommen.» Sie legte ein Stück Holz in das Feuer. «Ich habe nie geglaubt, dass ich sterben würde. Selbst als der Tag näherrückte, habe ich nicht daran geglaubt. Irgendetwas in mir wusste, dass es nicht so weit kommen würde. Dieses Etwas war Gott, Thomas. Gott ist überall. Er ist kein Hund an der Leine der Kirche.»

«Wir kennen Gott nur durch Seine Kirche», wandte Thomas ein. Der Mond und die wenigen Sterne waren hinter Wolken verschwunden, es begann wieder zu regnen, und vom anderen Ende des Tals grollte Donner herüber. «Und Gottes Kirche hat mich verurteilt.»

Geneviève nahm die Mäntel vom Gerüst und rollte sie zusammen, damit sie nicht wieder nass wurden. «Die meisten Menschen kennen Gott nicht durch die Kirche», sagte sie. «Sie gehen dorthin und lauschen einer Sprache, die sie nicht verstehen, sie sprechen ihre Beichte, nehmen an den Sakramenten teil und wollen, dass der Priester kommt, wenn sie im Sterben liegen. Aber wenn sie wirklich in Schwierigkeiten sind, suchen sie Schreine auf, von denen die Kirche nichts weiß. Sie verehren heilige Quellen, tief verborgen in den Wäldern. Sie gehen zu weisen Frauen oder Wahrsagern. Sie tragen Amulette. Sie beten zu ihrem eigenen Gott, ohne dass die Kirche je davon erfährt. Aber Gott weiß es, denn Er ist überall. Wozu brauchen die Menschen einen Priester, wenn Gott überall ist?»

«Um uns von Fehlern abzuhalten», sagte Thomas.

«Und wer entscheidet, was ein Fehler ist?», gab Geneviève zurück. «Die Priester! Glaubst du, dass du ein schlechter Mensch bist, Thomas?»

Thomas dachte über die Frage nach. Die oberflächliche Antwort lautete ja, denn die Kirche hatte ihn ausgestoßen und seine Seele den Dämonen überlassen, doch im Grunde

fand er nicht, dass er schlecht war, und so schüttelte er den Kopf. «Nein.»

«Trotzdem verurteilt die Kirche dich! Ein Bischof spricht seine Formeln. Aber wer weiß, welche Sünden der Bischof begeht?»

Thomas musste lächeln. «Du bist eine Ketzerin», sagte er leise.

«Ja, das bin ich», erwiderte sie nüchtern. «Ich bin zwar keine Begine, obwohl ich mir das durchaus vorstellen könnte, aber ich bin eine Ketzerin, und mir bleibt auch gar nichts anderes übrig. Die Kirche hat mich ausgestoßen, wenn ich also Gott lieben will, muss ich es ohne die Kirche tun. Dasselbe gilt für dich jetzt auch, und du wirst feststellen, dass Gott dich noch immer liebt, wie sehr die Kirche dich auch hassen mag.»

Der Regen löschte die letzten Flammen, und sie zogen sich in ihre Hütte zurück, deckten sich mit ihren Mänteln und Kettenhemden zu und versuchten zu schlafen.

Thomas schlief unruhig. Er träumte von einer Schlacht, in der er von einem Riesen angegriffen wurde, der ein mächtiges Gebrüll ausstieß. Als er hochfuhr, stellte er fest, dass Geneviève fort und das Gebrüll in Wirklichkeit Donner war. Der Regen prasselte auf die Lärchenzweige und tropfte hinunter auf die Farne. Ein Blitz zuckte über den Himmel, gut sichtbar durch die Lücken in dem improvisierten Zweigdach. Thomas kroch aus der Hütte und tastete sich in der Finsternis zum Ausgang des verfallenen Hauses vor, um Geneviève zu suchen. Gerade als er ihren Namen rufen wollte, krachte der Donner erneut, so nah und so ohrenbetäubend, dass Thomas zur Seite fuhr, als hätte ihn ein Streitkolben getroffen. Er war barfuß und trug nichts außer einem langen Leinenhemd, das bereits vollkommen durchnässt war. Im Osten zerrissen Blitze den Himmel, und in der kurzen Helligkeit bemerkte er, dass die Pferde vor Angst zitterten. Er ging zu ihnen,

strich ihnen beruhigend über die Nüstern und vergewisserte sich, dass die Tiere noch fest angebunden waren. «Geneviève!», rief er. «Geneviève!»

Dann sah er sie.

Oder vielmehr eine Vision. Er sah eine Frau, groß und schmal und nackt, die die Hände zum weißen Feuer des Himmels erhoben hatte. Der Blitz verlosch, doch das Bild der Frau hatte sich Thomas eingebrannt, und als der nächste Blitz über die Hügel zuckte, hatte Geneviève den Kopf zurückgelegt, und das Wasser tropfte aus ihrem offenen Haar wie flüssiges Silber.

Sie tanzte nackt unter den Blitzen.

Sie zeigte sich ihm nicht gerne nackt. Sie verabscheute die Narben, die Vater Roubert ihr in Arme und Beine und Rücken gesengt hatte, doch nun war sie nackt, und sie tanzte, langsam, das Gesicht in den Regen erhoben. Thomas beobachtete sie im Flackern der Blitze und dachte: Sie ist wirklich eine *draga*. Sie war die wilde, silbrige Kreatur der Nacht, die schimmernde Frau, schön und fremd und gefährlich. Thomas konnte den Blick nicht von ihr wenden, und gleichzeitig fürchtete er noch mehr um seine Seele, denn Vater Medous hatte gesagt, die *dragas* wären Kreaturen des Teufels. Dennoch liebte er sie. Thomas kauerte sich hin und kniff die Augen zu. Er wusste, er war verflucht, und dieses Wissen erfüllte ihn mit tiefer Hoffnungslosigkeit.

«Thomas.» Geneviève stand vor ihm, beugte sich hinunter und umfasste sein Gesicht. «Thomas.»

«Du bist eine *draga*», sagte er, ohne die Augen zu öffnen.

«Ich wünschte, es wäre so», erwiderte sie. «Dann würden Blumen wachsen, wo ich gehe. Aber ich bin keine *draga*. Ich habe nur unter den Blitzen getanzt, und der Donner hat zu mir gesprochen.»

Er erschauerte. «Was hat er gesagt?»

Sie legte tröstend die Arme um ihn. «Dass alles gut wird.»

Thomas schwieg.

«Alles wird gut», wiederholte Geneviève. «Der Donner lügt nicht, wenn man für ihn tanzt. Es ist ein Versprechen, mein Liebster. Alles wird gut.»

Guillaume d'Evecque hatte einen der feindlichen Soldaten nach Berat geschickt, um dem Grafen mitzuteilen, dass Joscelyn und dreizehn weitere Männer seine Gefangenen seien und über Lösegelder verhandelt werden müsse. Joscelyn hatte ihm zwar gesagt, sein Onkel sei nach Astarac geritten, doch d'Evecque nahm an, dass der alte Graf mittlerweile wieder in seiner Festung sein musste.

Doch das war er anscheinend nicht, denn vier Tage nachdem Thomas und Geneviève geflohen waren, kam ein Straßenhändler nach Castillon d'Arbizon und berichtete, der Graf von Berat liege vom Fieber geschüttelt, möglicherweise sogar sterbenskrank im Kloster St. Sévère. Der Soldat, der nach Berat entsandt worden war, kehrte am nächsten Tag mit derselben Botschaft zurück und fügte hinzu, dass niemand sonst in Berat ermächtigt war, über Joscelyns Freilassung zu verhandeln. Das Einzige, was Henri Courtois, der Kommandant der Garnison, für Joscelyn tun könne, sei, eine Nachricht nach Astarac zu schicken und zu hoffen, dass der Graf noch kräftig genug war, um die notwendigen Schritte einzuleiten.

«Und was machen wir jetzt?», fragte Robbie. Er war verärgert, denn er wollte so schnell wie möglich seinen Anteil am Lösegeld bekommen. Er saß mit Joscelyn im großen Saal. Es war spät am Abend, und sie waren allein. Im Kamin brannte ein Feuer.

Joscelyn schwieg.

Robbie zog die Stirn kraus. «Ich könnte Euch weiterverkaufen», überlegte er laut. Das war durchaus keine Seltenheit. Jemand machte einen Gefangenen, der ein

beachtliches Lösegeld einbringen würde, doch statt auf das Geld zu warten, verkaufte er den Gefangenen an einen reichen Mann, der ihm eine geringere Summe auszahlte und dafür die langen Verhandlungen in Kauf nahm, bevor er seinen Gewinn kassierte.

Joscelyn nickte. «Das könntet Ihr tun, aber Ihr würdet nicht viel für mich bekommen.»

«Für den Erben des Grafen von Berat und den Herrn von Merville?» Robbie sah ihn ungläubig an. «Ihr seid einen Haufen Geld wert.»

«Merville ist eine Schweinesuhle», erwiderte Joscelyn verächtlich, «und für den Erben des Grafen gibt Euch niemand auch nur einen Pfifferling, aber Berat ist ein Vermögen wert. Ein Vermögen.» Er musterte Robbie eine Weile schweigend. «Mein Onkel ist ein Trottel», fuhr er fort, «aber ein sehr reicher. Er hat Fässer voller Münzen in seinem Keller, bis obenhin gefüllt, und zwei von diesen Fässern sind vollgestopft mit Genovinos.»

Robbie schwelgte in der Vorstellung, wie dieser Reichtum in der Dunkelheit lagerte – zwei Fässer, bis zum Rand gefüllt mit den kostbaren Münzen aus Genua, Münzen aus purem Gold, von denen jede einzelne ausreichte, um einen Mann ein Jahr lang mit Essen, Kleidung und Waffen zu versorgen. Zwei Fässer!

«Aber mein Onkel ist auch ein Geizkragen», sagte Joscelyn. «Wenn er Geld ausgibt, dann ausschließlich für die Kirche. Vor die Wahl gestellt, würde er lieber mich sterben lassen und einen meiner Brüder als Erben einsetzen, als seine Münzen herauszurücken. Manchmal geht er nachts mit einer Laterne in den Keller hinunter und betrachtet sein Geld. Steht einfach da und starrt es an.»

«Wollt Ihr mir damit sagen», fragte Robbie misstrauisch, «dass ich kein Lösegeld für Euch bekomme?»

«Ich will damit sagen, solange mein Onkel der Graf ist, werde ich Euer Gefangener sein. Aber was, wenn ich der Graf wäre?»

«Ihr?» Robbie verstand nicht so recht, worauf Joscelyn hinauswollte.

«Mein Onkel ist krank. Möglicherweise stirbt er bald.»

Allmählich begann es Robbie zu dämmern. «Und wenn Ihr der Graf wärt», sagte er langsam, «könntet Ihr selbst Euer Lösegeld aushandeln.»

«Wenn ich der Graf wäre», sagte Joscelyn, «würde ich mich und meine Männer freikaufen. Jeden einzelnen. Und ich würde es umgehend tun.»

Robbie dachte nach. «Wie groß sind die Fässer?», fragte er schließlich.

Joscelyn hielt die Hand einige Fuß über den Boden. «Es ist der größte Goldvorrat in der ganzen Gascogne», sagte er. «Dukaten und Écus, Florins, Déniers und Genovinos, Pfund und Moutons.»

«Moutons?»

«Dicke, schwere Goldmünzen», erklärte Joscelyn. «Mehr als genug für ein Lösegeld.»

«Aber vielleicht bleibt Euer Onkel am Leben», wandte Robbie ein.

«Das ist natürlich zu hoffen», sagte Joscelyn in gespielter Frömmigkeit. «Aber wenn Ihr mir gestattet, zwei meiner Männer nach Astarac zu schicken, könnten wir in Erfahrung bringen, wie es um seine Gesundheit steht, und ihn vielleicht dazu bewegen, ein Lösegeld anzubieten.»

«Ihr habt doch gesagt, er würde keinesfalls zahlen.» Robbie gab vor, nicht zu verstehen, was Joscelyn plante. Vielleicht wollte er es auch nicht verstehen.

«Möglicherweise lässt er sich dazu überreden, aus reiner Zuneigung zu mir. Aber dafür muss ich jemanden zu ihm schicken.»

«Zwei Männer?»

«Und falls sie nichts erreichen», fuhr Joscelyn fort, «werden sie als Gefangene hierher zurückkehren. Ihr habt nichts zu verlieren. Aber Ihr könnt sie nicht unbewaffnet reisen lassen. Nicht in einer Gegend, wo überall *coredors* lauern.»

Robbie starrte Joscelyn an, versuchte, im Schein des Feuers in seinem Gesicht zu lesen. Dann fiel ihm etwas ein. «Was wollte Euer Onkel überhaupt in Astarac?»

Joscelyn lachte. «Der alte Narr wollte den Heiligen Gral suchen. Er denkt, ich wüsste nichts davon, aber einer der Mönche hat es mir erzählt. Den gottverdammten Heiligen Gral! Er ist verrückt. Aber er glaubt, wenn er ihn findet, würde Gott ihm einen Sohn schenken.»

«Er sucht den Gral?»

«Weiß der Himmel, wie er auf den Gedanken gekommen ist. Das ewige Beten muss ihm wohl den Verstand aufgeweicht haben.»

Der Gral, dachte Robbie. Er hatte eigentlich nie so recht an die Existenz dieser Reliquie geglaubt, hatte Thomas' Suche danach als Spinnerei abgetan, aber offenbar teilten andere Männer diese Spinnerei. Vielleicht gab es den Gral ja doch. Und wenn es ihn gab, dann durfte er nicht nach England gelangen. Ganz gleich wohin, aber keinesfalls nach England.

Joscelyn schien nicht zu bemerken, wie seine Worte Robbie beschäftigten. «Ihr und ich, wir sollten nicht auf verschiedenen Seiten stehen. Die Engländer sind unsere Feinde, Eure wie meine. Sie sind schuld an dem ganzen Ärger.» Er schlug mit der Faust auf den Tisch, um seine Worte zu unterstreichen. «Schließlich sind sie hier einmarschiert, sie haben mit dem Töten angefangen – und weshalb?»

Wegen des Grals, dachte Robbie, und er stellte sich vor, wie er die heilige Reliquie nach Schottland brachte. Wie die schottischen Truppen, dank der Macht des Grals unbesiegbar, in blutigem Triumph über England hinwegfegten.

«Wir beide sollten Freunde sein», sagte Joscelyn, «und Ihr könnt mir gleich jetzt einen Freundschaftsdienst erweisen.» Er blickte zu seinem Schild, der verkehrt herum an der Wand hing, sodass die rote Faust nach unten zeigte. Thomas hatte ihn dort aufgehängt, als Zeichen dafür, dass sein Träger in Gefangenschaft war. «Nehmt ihn ab», bat Joscelyn mit bitterer Stimme.

Robbie warf Joscelyn einen Blick zu, dann stand er auf und löste den Schild mit Hilfe seines Schwertes vom Haken. Er fiel polternd zu Boden. Robbie hob ihn auf und lehnte ihn richtig herum an die Wand.

«Ich danke Euch», sagte Joscelyn. «Und vergesst nicht, Robbie, wenn ich Graf von Berat bin, brauche ich gute Männer. Ihr seid doch niemandem unterstellt, oder?»

«Nein.»

«Auch nicht dem Earl of Northampton?»

«Dem schon gar nicht.» Robbie hatte die Unfreundlichkeit des Earls keineswegs vergessen.

«Dann überlegt, ob Ihr nicht mir dienen wollt. Ich kann sehr großzügig sein, Robbie. Zum Beispiel werde ich gleich als Erstes einen Priester nach England schicken.»

Robbie sah ihn verständnislos an. «Einen Priester? Nach England? Wozu?»

«Um das Lösegeld für Euch zu übergeben», erwiderte Joscelyn lächelnd. «Ihr werdet ein freier Mann sein, Robbie.» Er musterte den jungen Schotten eingehend. «Wenn ich Graf von Berat bin, kann ich das tun.»

«*Wenn* Ihr Graf von Berat seid», wandte Robbie ein.

«Ich kann alle Gefangenen freikaufen», sagte Joscelyn überschwänglich. «Ich kann das Lösegeld für Euch zahlen und jeden von Euren Soldaten einstellen, der hierbleiben möchte. Ihr müsst mir nur gestatten, meine beiden Männer nach Astarac zu schicken.»

Am nächsten Morgen sprach Robbie mit d’Evecque, und der Normanne hatte nichts dagegen einzuwenden, dass zwei Soldaten zu dem Grafen nach Astarac ritten, solange sie schworen, anschließend in ihre Gefangenschaft zurückzukehren. «Ich hoffe nur, er ist nicht zu krank, um die beiden anzuhören», sagte d’Evecque.

So schickte Joscelyn Villesisle und dessen Gefährten los, seine beiden eingeschworenen Männer. Sie ritten mit Rüstung und Schwert und mit genauen Anweisungen.

Und Robbie wartete darauf, reich zu werden.

Der Regen hörte auf. Die dunklen Wolken zerfaserten in lange Streifen, die am Abend in zauberhaftem Rot leuchteten, und in der Nacht war der Himmel sternenklar. Der Wind drehte auf Süd und wurde wärmer.

Thomas und Geneviève blieben zwei Tage in dem zerfallenen Bauernhaus. Sie trockneten ihre Kleider, ließen die Pferde das letzte Gras des Jahres fressen und ruhten sich aus. Thomas genoss es, dass sie beide zum ersten Mal allein waren. In der Burg waren sie nie ungestört gewesen, denn selbst wenn sie sich in den Alkoven zurückzogen, war ihnen doch stets bewusst, dass unmittelbar neben ihnen im Saal noch andere schliefen. Und bis zu diesem Moment war Thomas auch nicht klar gewesen, welch eine Bürde die Verantwortung für ihn bedeutet hatte. Die vielen Entscheidungen – wen sollte er auf Beutezug schicken, wen in der Burg lassen, wen musste er im Auge behalten, wem konnte er vertrauen, wer musste auseinandergehalten werden, wessen Treue musste er mit ein paar Münzen erkaufen – und dazu die ständige Sorge, dass er etwas

vergessen hatte, dass seine Feinde etwas ausheckten, worauf er nicht gefasst war. Und die ganze Zeit über war der größte Feind direkt an seiner Seite gewesen: Robbie, brodelnd vor selbstgerechter Empörung und unerfülltem Verlangen.

Jetzt konnte Thomas das alles beiseiteschieben, doch dafür gab es neue Schwierigkeiten, denn die Nächte waren kalt, der Winter nahte, und am zweiten Tag in ihrem Schlupfwinkel entdeckte er Reiter auf den Hügeln im Süden – sechs zerlumpte Männer, zwei davon mit Armbrüsten über der Schulter. Sie schauten nicht hinunter ins Tal, doch Thomas wusste, er und Geneviève würden nicht mehr lange ungestört bleiben, denn mit der Kälte kamen die Wölfe und die *coredors* aus den Bergen herunter, um sich unten in den Hügeln leichtere Beute zu suchen. Es war Zeit zu gehen.

Geneviève hatte Thomas nach dem Gral gefragt, und er hatte ihr erzählt, dass sein Vater ihn möglicherweise seinem eigenen Vater, dem einstigen Grafen von Astarac, gestohlen hatte; Vater Ralph hatte jedoch weder den Diebstahl noch überhaupt den Besitz der Reliquie jemals zugegeben, sondern lediglich ein Buch mit wirren Aufzeichnungen hinterlassen, die das Ganze nur noch mysteriöser machten. «Aber dein Vater», sagte Geneviève an dem Morgen, als sie aufbrachen, «hätte ihn doch sicher nicht nach Astarac zurückgebracht, oder?»

«Nein.»

«Dann ist er also gar nicht dort?»

«Ich weiß nicht mal, ob er überhaupt existiert», erwiderte Thomas. Sie saßen am Ufer des Baches. Die Pferde waren gesattelt, die Pfeilbündel an die Zwiesel gebunden. «Ich glaube, der Heilige Gral ist ein Traum der Menschen, ein Traum, dass die Welt vollkommen gemacht werden kann. Und wenn es den Gral wirklich gäbe, dann wüssten wir, dass der Traum nicht wahr werden kann.» Er zuckte die

Achseln und kratzte an einem Rostfleck auf seinem Kettenhemd herum.

«Du glaubst nicht, dass es ihn gibt, und trotzdem suchst du danach?» Geneviève sah ihn verständnislos an.

Thomas schüttelte den Kopf. «Ich suche meinen Vetter. Ich will wissen, was er weiß.»

«Also glaubst du doch daran?»

«Ich würde gerne daran glauben. Aber falls mein Vater den Gral wirklich hatte, dann müsste er in England sein, und dort habe ich schon alles auf den Kopf gestellt.» Er überlegte einen Moment. «Aber wenn ich ihn finde, muss die Kirche uns wieder aufnehmen.»

Geneviève lachte. «Du bist wie ein Wolf, Thomas, der nur davon träumt, sich unter die Schafe zu mischen.»

Thomas ging nicht darauf ein, sondern starrte zum östlichen Horizont. «Der Gral ist alles, was mir geblieben ist. Als Soldat habe ich versagt.»

«Unsinn», entgegnete sie scharf. «Du bekommst deine Männer zurück. Du wirst siegen, Thomas, weil du ein Wolf bist. Und ich bin überzeugt, dass du auch den Gral finden wirst.»

Er lächelte ihr zu. «Hast du das unter den Blitzen gesehen?»

«Ich habe Finsternis gesehen», sagte sie ernst. «Große Finsternis. Wie ein Schatten, der die ganze Welt bedeckt. Aber du warst am Leben, Thomas, und über dir leuchtete ein helles Licht.» Sie blickte auf das Wasser, einen feierlichen Ausdruck auf ihrem schmalen Gesicht. «Warum sollte es den Gral nicht geben? Vielleicht ist es das, was die Welt braucht. Vielleicht wird er all die Verderbtheit hinwegfegen. All die Priester.» Sie spuckte aus. «Ich glaube auch nicht, dass dein Gral in Astarac ist, aber vielleicht bekommen wir dort Antworten auf einige Fragen.»

«Oder neue Fragen.»

«Je eher wir uns auf den Weg machen, desto eher finden wir es heraus.»

Sie ritten weiter gen Osten, durch den Wald hinauf über die kahlen Anhöhen, stets in sorgsamem Abstand zu Höfen und Siedlungen. Am späten Vormittag jedoch kamen sie in das Tal des Gers, wo sie gegen Joscelyn und seine Männer gekämpft hatten, und um den Fluss zu überqueren, mussten sie durch das Dorf reiten. Die Bewohner hatten Geneviève gewiss erkannt, doch mit bewaffneten Reitern legte sich niemand freiwillig an, es sei denn, er war selbst Soldat. Neben einem der Obstgärten sah Thomas ein Stück frisch umgegrabene Erde, und er nahm an, dass dort die Toten des Gefechts begraben waren. Beide schwiegen, als sie an der Stelle vorbeikamen, wo Vater Roubert gestorben war. Thomas bekreuzigte sich, doch falls Geneviève es gesehen hatte, ließ sie sich nichts anmerken.

Sie ritten durch die Furt und den bewaldeten Hang hinauf, bis sie zu der breiten Hochebene gelangten, von der man auf Astarac hinabsehen konnte. Zur Rechten lag ein Waldgebiet, zur Linken erhoben sich steile, zerklüftete Felsen. Thomas wandte sich dem Wald zu, da er Deckung bot, doch Geneviève bremste ihn. «Da hat jemand Feuer gemacht», sagte sie und zeigte auf eine schmale Rauchfahne, die zwischen den Bäumen aufstieg.

«Kohlenbrenner?», meinte Thomas.

«Oder *coredors*», entgegnete sie und lenkte ihr Pferd nach links. Thomas folgte ihr, warf jedoch noch einen letzten zögernden Blick auf den Wald. Da nahm er eine Bewegung wahr, ganz flüchtig nur, doch er hatte gelernt, auf so etwas zu achten, und er zog instinktiv den Bogen aus der Hülle.

Dann kam der Pfeil.

Es war ein Armbrustbolzen, kurz, gedrungen und schwarz, und seine gezackten Lederflügel machten ein sirrendes Geräusch. Thomas trieb sein Pferd mit einem

energischen Hieb an und versuchte noch, Geneviève zu warnen, doch der Bolzen zischte an ihm vorbei und bohrte sich ihrer Stute in die Flanke. Das Tier bäumte sich auf, Blut auf dem weißen Fell, den Schaft tief im Fleisch.

Irgendwie gelang es Geneviève, sich im Sattel zu halten, während die Stute davongaloppierte. Zwei weitere Bolzen flogen an Thomas vorbei, und als er sich umdrehte, sah er vier Reiter und mindestens ein Dutzend weitere Männer aus dem Wald stürmen. «Zu den Felsen!», rief er Geneviève nach. «Reite zu den Felsen!» Er glaubte nicht, dass sie den *coredors* entkommen konnten, denn die Stute verlor eine Menge Blut

Er hörte die Verfolger näher kommen, hörte das Donnern der Hufe auf dem kargen Boden, doch dann hatte Geneviève die Felsen erreicht, sprang aus dem Sattel und kletterte, so schnell sie konnte, hinauf. Thomas hielt ebenfalls an und stieg ab, doch statt ihr zu folgen, schnürte er seinen Bogen und zog einen Pfeil aus der Tasche. Er schoss ihn ab, dann den zweiten sofort hinterher. Einer der Reiter stürzte rücklings vom Pferd, der zweite hing mit einem Pfeil zwischen den Augen im Sattel, und die beiden anderen wendeten so abrupt, dass eines der Pferde wegrutschte und seinen Reiter verlor. Thomas zielte auf den Letzten, der noch im Sattel saß, verfehlte ihn jedoch. Mit dem vierten Pfeil traf er den Gestürzten in den Rücken.

Die unberittenen Männer stürmten heran, so schnell sie konnten, doch sie waren noch ein gutes Stück entfernt, sodass Thomas Zeit genug blieb, sämtliche Pfeilbündel und die Geldbörse vom Sattel seines Pferdes loszumachen. Er nahm Genevièves Tasche vom Rücken der Stute, band die Zügel der beiden Pferde zusammen und schlang sie über einen Felsvorsprung. Dann stieg er ebenfalls die Felsen hinauf. Zwei Armbrustbolzen prallten dicht neben ihm gegen den Stein, aber er kletterte schnell, und er wusste nur zu gut, wie schwer es war, ein bewegliches Ziel zu

treffen. Geneviève kauerte in einer Kuhle knapp unterhalb des Gipfels. «Du hast drei von ihnen getötet!», sagte sie staunend.

«Zwei», korrigierte er. «Der andere ist nur verwundet.» In der Ferne sah er den Mann, den er in den Rücken getroffen hatte, auf den Wald zukriechen. Er blickte sich prüfend um, doch Geneviève hatte den bestmöglichen Zufluchtsort gewählt. Die Kuhle war seitlich von zwei großen Felsen eingerahmt, die sich hinten trafen, und nach vorne hin bildete ein dritter Felsen eine Art Brustwehr. Es war an der Zeit, diese Bastarde die Macht des Eibenbogens zu lehren, dachte Thomas, richtete sich auf und spannte die Sehne.

Er schoss seine Pfeile mit kalter Wut und tödlicher Genauigkeit. Die Männer näherten sich in einer Gruppe, sodass die ersten sechs Pfeile gar nicht danebengehen konnten, sondern sich einer nach dem anderen in die zerlumpten *coredors* bohrten. Nach dem ersten Schreck stoben die Männer auseinander, wobei die meisten kehrtmachten und davonrannten, um außer Reichweite zu gelangen. Drei von ihnen lagen auf dem Boden, zwei weitere humpelten. Thomas schoss einen letzten Pfeil auf einen der Fliehenden, verfehlte den Mann jedoch um eine Daumenbreite.

Dann kamen die Armbrüste wieder zum Einsatz, und Thomas duckte sich neben Geneviève, als die eisernen Bolzen gegen die Felsen knallten. Er nahm an, dass es vier oder fünf Armbrüste waren, und ihre Reichweite lag ein wenig über der seines Bogens, sodass er nichts anderes tun konnte, als durch einen kleinen Spalt zu spähen, der kaum eine Handbreit maß. Wenige Atemzüge später sah er drei Männer auf die Felsen zulaufen. Er schoss einen Pfeil durch den Spalt, dann stand er auf und jagte zwei weitere nach unten, bevor er wieder vor den Bolzen in Deckung gehen musste, die über ihnen gegen die Felsen schlugen und klirrend in die Kuhle fielen. Die Pfeile hatten die drei

Männer in die Flucht geschlagen, aber keinen von ihnen getroffen. «Die werden bald wieder verschwinden», sagte Thomas. Ihre Verfolger waren alles in allem höchstens zwanzig Mann gewesen, und fast die Hälfte davon hatte er getötet oder verwundet. Das würde die Übrigen zweifellos wütend machen, aber auch vorsichtig. «Das sind nur Wegelagerer, und sie wollen einen Bogenschützen fangen, um die Belohnung zu kassieren.» Joscelyn hatte ihm bestätigt, dass der Graf eine solche Belohnung ausgeschrieben hatte, und Thomas war sicher, dass es den *coredors* vor allem um dieses Kopfgeld ging.

«Sie werden Hilfe holen», sagte Geneviève verbittert.

«Vielleicht sind es gar nicht mehr», erwiderte Thomas optimistisch. Doch dann hörte er eines der Pferde wiehern, und er vermutete, dass ein *coredor*, den er nicht bemerkt hatte, sich zu den Tieren geschlichen hatte und sie losmachte. «Diese verfluchten Bastarde», knurrte er und sprang von Stein zu Stein an der Seite des Felshügels hinunter. Ein Armbrustbolzen prallte unmittelbar hinter ihm gegen den Stein, während ein zweiter vor ihm Funken schlug, dann sah er, wie der Mann die beiden Pferde wegführte, hielt inne und spannte den Bogen. Der Mann war halb hinter Genevièves Stute verborgen, doch Thomas schoss trotzdem. Der Pfeil sauste am Hals der Stute vorbei und bohrte sich in den Oberschenkel des Mannes. Der *coredor* stürzte, ohne jedoch die Zügel loszulassen. Thomas wandte sich um und sah, dass einer der Armbrustschützen auf Geneviève zielte. Im gleichen Moment, als der Mann den Abzug betätigte, schoss auch Thomas. Der Schütze befand sich an der Grenze der Reichweite seines Bogens, doch Thomas' Pfeil kam so nah an ihn heran, dass alle Armbrustschützen zurückwichen. Sie hatten Angst vor der Macht seines Bogens, und so lief Thomas, statt in den Ausguck zwischen den Felsen zurückzukehren, direkt auf sie zu. Er spannte die Sehne, bis seine Rückenmuskeln

brannten, und schoss zwei weitere Pfeile ab, und die weiß gefiederten Schäfte zischten in hohem Bogen durch die Luft und stürzten auf die Armbrustschützen nieder. Keiner von ihnen traf, aber die Männer wichen erneut zurück, und als sie weit genug entfernt waren, machte er kehrt, um die Pferde zu retten.

Der Verwundete war kein Mann, sondern ein Junge. Ein stupsnasiger Knabe, zehn oder elf Jahre alt, der mit schmerzverzerrtem Gesicht und Tränen in den Augen auf dem Boden lag. Er umklammerte die Zügel, als hinge sein Leben daran, und in der Linken hielt er ein Messer, mit dem er wenig überzeugend herumfuchtelte. Der Pfeil hatte sich durch den rechten Oberschenkel des Jungen gebohrt, kurz unterhalb der Hüfte, und so gepeinigt, wie sein Opfer aussah, hatte die Spitze vermutlich den Knochen gebrochen.

Thomas schlug dem Jungen mit dem Fuß das Messer aus der Hand. «Sprichst du Französisch?», fragte er ihn, erntete statt einer Antwort jedoch nur einen wütenden Klecks Spucke. Thomas grinste, nahm die Zügel an sich und hob den Jungen auf die Beine. Der Kleine schrie auf, als der Pfeil sich in der Wunde bewegte, und als Thomas zu den überlebenden *coredors* blickte, sah er, dass der Kampfgeist in ihnen erloschen war. Sie starrten den Jungen an.

Thomas nahm an, dass der Junge mit den drei Männern gekommen war, die auf die Felsen zugelaufen waren, während er oben in der Deckung gehockt hatte. Zweifellos hatten sie vorgehabt, die Pferde zu stehlen, damit ihr gescheiterter Beutezug wenigstens ein klein wenig Gewinn brachte. Seine Pfeile hatten die Männer zurückgedrängt, aber der Junge, der kleiner, wendiger und schneller war, hatte sich zu den Felsen durchgeschlagen und versucht, ein Held zu sein. Stattdessen war er nun offenbar eine Geisel, denn einer der *coredors*, ein hochgewachsener Mann in einem Ledermantel und mit einer verbeulten Beckenhaube

auf dem zerzausten Haar, kam langsam und mit demonstrativ erhobenen Händen auf sie zu.

Thomas drückte den Jungen wieder zu Boden, als der Mann nur noch dreißig Schritt entfernt war, und spannte halb den Bogen. «Bleib, wo du bist», rief er dem Mann zu.

«Ich heiße Philin», sagte der Mann. Er war breitschultrig und langbeinig, mit einem schmalen, traurigen Gesicht und einer Narbe auf der Stirn, vielleicht von einem Schwertschlag. An seinem Gürtel trug er ein Messer, sonst war er unbewaffnet. Er sah aus wie ein Straßenräuber, dachte Thomas, aber irgendetwas an Philins Augen sprach von besseren Zeiten, sogar von Rechtschaffenheit. «Er ist mein Sohn», sagte Philin und wies mit dem Kopf auf den Jungen.

Thomas zuckte die Achseln, als kümmere ihn das nicht.

Philin nahm den Helm ab und sah hinunter auf die Toten, die im Gras lagen. Es waren vier, allesamt von den langen Pfeilen niedergestreckt, und zwei weitere kauerten verwundet und stöhnend daneben. Dann hob er den Blick wieder zu Thomas. «Bist du Engländer?»

«Wofür hältst du das hier?», fragte Thomas und hielt seine Waffe hoch. Nur die Engländer kämpften mit dem langen Kriegsbogen.

«Ich habe von den Bogen gehört», sagte Philin. Er sprach Französisch mit starkem Akzent und musste bisweilen innehalten, um nach dem passenden Wort zu suchen. «Aber bis heute habe ich noch nie einen gesehen.»

«Nun, jetzt hast du ihn gesehen», gab Thomas schneidend zurück.

«Ich glaube, deine Frau ist verwundet», sagte Philin und deutete auf Genevièves Versteck.

«Du hältst mich wohl für einen Dummkopf», entgegnete Thomas. Philin wollte, dass er sich umdrehte, damit die Armbrustschützen wieder näher kriechen konnten.

«Nein. Ich will nur, dass mein Junge am Leben bleibt.»

«Was bietest du mir im Austausch dafür?»

«Dein Leben», sagte Philin. «Wenn du meinen Sohn behältst, werden wir zurückkommen, mit mehr Männern, und euch auflauern und umzingeln. Ihr werdet uns nicht entkommen. Und falls mein Sohn stirbt, Engländer, wirst du unter solchen Qualen verenden, dass die Feuer der Hölle danach die reinste Wohltat sein werden. Aber wenn du Galdric am Leben lässt, lassen wir euch auch am Leben. Dich und die Ketzerin.»

«Du weißt, wer sie ist?», fragte Thomas überrascht.

«Wir wissen alles, was zwischen Berat und den Bergen passiert.»

Thomas wandte sich um und blickte zu den Felsen hinauf, doch Geneviève war nicht zu sehen. Er trat von dem Jungen zurück «Soll ich den Pfeil herausziehen?», fragte er.

«Das werden die Mönche in St. Sévère tun», sagte Philin.

«Nehmen sie euch dort auf?»

«Abbé Planchard nimmt jeden Verwundeten auf.»

«Auch einen *coredor*?»

Philin musterte ihn verärgert. «Wir sind nur Landlose. Vertriebene. Für Verbrechen gejagt, die wir nicht begangen haben. Nun ja» – plötzlich lächelte er, und Thomas hätte das Lächeln beinahe erwidert –, «*einige* davon haben wir nicht begangen. Was hätten wir denn tun sollen? Auf die Galeeren gehen? Uns aufknüpfen lassen?»

Thomas kniete sich neben den Jungen, legte den Bogen weg und zog sein Messer. Galdric starrte ihn verängstigt an, und Philin stieß einen alarmierten Schrei aus, beruhigte sich jedoch wieder, als er sah, dass Thomas nichts Böses im Sinn hatte. Thomas schnitt die Pfeilspitze, die aus dem Bein ragte, ab und steckte das kostbare Stück Metall in seinen Beutel. Dann erhob er sich. «Schwöre auf das Leben deines Sohnes», befahl er Philin, «dass du dein Wort halten wirst.»

«Ich schwöre es.»

Thomas deutete auf den Felshügel, wo Geneviève sich versteckt hielt. «Sie ist eine *draga*. Wenn du deinen Eid brichst, Philin, wird sie deine Seele peinigen.»

«Ich werde euch nichts tun», versicherte ihm Philin. «Und die anderen auch nicht.» Er wies mit dem Kopf auf die übrigen *coredors*.

Thomas blieb kaum eine Wahl. Entweder er vertraute Philin, oder er musste wieder auf die Felsen klettern, wo es kein Wasser und keine Nahrung gab. Er trat von dem Jungen zurück. «Du kannst ihn haben.»

«Danke», sagte Philin aus tiefstem Herzen. «Aber sag mir, Engländer …» Thomas, der sich abgewandt hatte, um die Pferde zu den Felsen zurückzubringen, drehte sich noch einmal um. «Warum seid ihr hier? Ganz allein?»

«Ich dachte, du wüsstest alles, was zwischen Berat und den Bergen passiert?»

«Ich weiß es, weil ich Fragen stelle», erwiderte Philin und beugte sich zu seinem Sohn hinunter.

«Ich bin ein Besitzloser, Philin, ein Geflohener. Eines Verbrechens beschuldigt, das ich in der Tat begangen habe.»

«Und was für ein Verbrechen war das?»

«Ich habe einer Ketzerin Schutz gewährt.»

Philin zuckte nur die Achseln. Offenbar rangierte dieses Vergehen in der Rangordnung der Missetaten, die die *coredors* zu ihrem Außenseiterdasein gezwungen hatten, sehr weit unten. «Wenn du wirklich ein Geflohener bist, solltest du dir überlegen, ob du dich uns nicht anschließen willst. Aber erst mal kümmere dich um deine Frau. Ich habe nicht gelogen. Sie ist verwundet.»

Er hatte recht. Thomas brachte die Pferde zurück und rief Genevièves Namen. Als sie nicht antwortete, kletterte er zu der Felskuhle hinauf. Sie hatte einen Armbrustbolzen in die

linke Schulter bekommen. Er hatte sich durch das Kettenhemd gebohrt und eine Rippe oberhalb ihrer linken Brust zerschmettert, dicht neben der Achselhöhle. Sie lag auf dem Stein, umgeben von den hässlichen schwarzen Bolzen, und atmete ganz flach. Ihr Gesicht war blasser denn je, und als Thomas sie hochhob, schrie sie auf. «Ich sterbe», stöhnte sie. Doch in ihrem Mund war kein Blut, und Thomas hatte schon viele andere gesehen, die eine solche Wunde überlebt hatten. Allerdings hatte er auch welche gesehen, die daran gestorben waren.

Er fügte ihr große Schmerzen zu, als er sie hinuntertrug, doch sobald sie unten angekommen waren, fand sie genug Kraft, um sich von Thomas in den Sattel helfen zu lassen. Blut rann an ihrem Kettenhemd herunter, ihr Blick war trübe, und sie hatte Mühe, sich aufrecht zu halten. Die *coredors* rückten näher und starrten sie staunend an. Sie musterten auch Thomas und bekreuzigten sich, als sie den großen Bogen sahen. Alle waren dünn und ausgemergelt, Opfer der schlechten Ernte und der Schwierigkeit, als Gejagte genug zu essen zu finden, und nun, da Philin ihnen befohlen hatte, die Waffen zu senken, wirkten sie nicht länger bedrohlich, sondern bemitleidenswert. Philin sprach in der Sprache des Südens zu ihnen, dann setzte er seinen Sohn auf eines der mageren Pferde, mit denen die *coredors* Thomas und Geneviève verfolgt hatten, und machte sich auf den Weg hügelabwärts, nach Astarac.

Thomas ritt neben ihm, Genevièves Stute am Zügel. Das Blut an der Flanke des Tieres war geronnen, und obwohl es sich ein wenig steif bewegte, schien es nicht allzu große Schmerzen zu haben, also ließ Thomas den Bolzen im Fleisch. Er würde sich später darum kümmern. «Bist du der Anführer?», fragte er Philin.

«Nur von den Männern, die du gesehen hast. Und vielleicht auch das nicht mehr.»

«Warum?»

«Die *coredors* mögen Siege», sagte Philin. «Und sie mögen es nicht, ihre Toten zu begraben. Es gibt sicher welche, die glauben, sie könnten es besser als ich.»

«Was ist mit den anderen Verwundeten?», fragte Thomas und deutete mit dem Kopf nach oben zu der Anhöhe. «Warum kommen sie nicht mit zu dem Kloster?»

«Einer wollte lieber zurück zu seiner Frau. Und die anderen werden vermutlich sterben. Sie haben sich geweigert mitzukommen, weil sie Angst haben, dass man sie betrügt und gefangen nimmt. Aber Planchard wird mich nicht betrügen.»

Geneviève schwankte im Sattel, sodass Thomas dichter neben ihr reiten und sie stützen musste. Sie sagte nichts. Ihr Blick war noch immer trübe, das Gesicht bleich und der Atem kaum wahrnehmbar, aber sie hielt sich tapfer am Vorderzwiesel fest, sodass Thomas einigermaßen beruhigt war. «Was ist, wenn die Mönche sie nicht behandeln?»

«Planchard nimmt jeden», sagte Philin. «Sogar Ketzer.»

«Dieser Planchard ist der Abt dort?»

«Ja, und er ist ein guter Mann. Ich war früher einer seiner Mönche.»

«Du?» Thomas konnte seine Überraschung nicht verbergen.

«Ich war Novize, aber dann habe ich ein Mädchen kennengelernt. Wir legten damals einen neuen Weinberg an, und sie brachte die Weidenschösslinge, mit denen die Weinstöcke hochgebunden wurden, und dann … nun ja.» Philin zuckte die Achseln, als sei der Rest der Geschichte zu abgegriffen, um ihn noch einmal zu erzählen. «Ich war jung», sagte er stattdessen, «und sie auch.»

«Galdrics Mutter?»

Philin nickte. «Sie ist mittlerweile tot. Der Abbé war sehr verständnisvoll. Er meinte, ich wäre nicht berufen, und ließ mich gehen. Wir wurden Pächter des Klosters, bauten uns

einen kleinen Hof auf, aber die Leute im Dorf mochten mich nicht. Ihre Angehörigen wollten, dass sie einen anderen heiratet, sie meinten, ich sei ein Nichtsnutz, und nach ihrem Tod kamen sie, um mich auszuräuchern. Ich habe einen von ihnen mit einer Hacke getötet, sie behaupteten, ich hätte angefangen, und brandmarkten mich als Mörder. So bin ich *coredor* geworden. Wäre ich nicht geflohen, hätten sie mich in Berat gehängt.» Er führte das Pferd, auf dem sein Sohn saß, über einen kleinen Bach, der von den Hügeln herunterplätscherte. «So ist es nun mal mit dem Rad des Schicksals. Es dreht sich immer weiter, mal ist man oben, mal unten. Allerdings scheine ich öfter unten zu sein als oben. Und Destral wird mir die Schuld geben.»

«Destral?»

«Unser Anführer. Sein Name bedeutet ‹Axt›, denn damit tötet er.»

«Ist er nicht hier?»

«Er hat mich geschickt, nachzusehen, was in Astarac los ist», sagte Philin. «In der alten Burg waren Männer und haben gegraben. Destral glaubt, es gibt dort einen Schatz.»

Der Gral, dachte Thomas. Vielleicht war er schon gefunden? Doch das konnte nicht sein, denn eine solche Nachricht hätte sich wie ein Lauffeuer in der Gegend verbreitet.

«Aber wir sind noch gar nicht bis dorthin gekommen», fuhr Philin fort. «Wir hatten unser Lager im Wald aufgeschlagen und wollten gerade aufbrechen, als wir euch kommen sahen.»

«Und da habt ihr gedacht, ihr könntet reich werden?»

«Wir hätten vierzig Goldmünzen für dich bekommen.»

«Zehn mehr als Judas», erwiderte Thomas mit leisem Spott. «Und seine waren nur aus Silber.» Philin hatte den Anstand zu lächeln.

Sie erreichten das Kloster kurz nach Mittag. Der kalte Nordwind blies den Rauch des Küchenfeuers auf das Tor zu, wo zwei Mönche auf sie zutraten. Sie nickten Philin zu und gestatteten ihm, seinen Sohn in den Krankentrakt zu bringen, doch Thomas verwehrten sie den Zutritt. «Sie braucht Hilfe», protestierte Thomas wütend.

«Sie ist eine Frau», erwiderte einer der Mönche. «Sie kann hier nicht hinein.»

«Es gibt einen Ort an der Rückseite», sagte der andere Mönch. Er zog die Kapuze über den Kopf und führte Thomas um die Klostergebäude herum, durch einen Olivenhain und zu einer Ansammlung von Holzhütten, die von einem hohen Pfahlzaun umschlossen war. «Bruder Clément wird sich um euch kümmern», sagte der Mönch und eilte davon.

Thomas band die beiden Pferde an einen Olivenbaum und trug Geneviève zu der Pforte im Zaun. Er trat mit dem Fuß dagegen und wartete eine Weile, doch nichts geschah. Erst nach dem zweiten Tritt öffnete die Pforte sich knarzend, und ein kleiner Mönch mit faltigem Gesicht und dichtem, krausem Bart lächelte ihn an.

«Bruder Clément?»

Der Mönch nickte.

«Sie braucht Hilfe», sagte Thomas.

Clément bedeutete ihnen einzutreten, und Thomas trug Geneviève in den Innenhof. Zunächst dachte er, das Ganze sei ein Bauernhof, denn es roch nach Mist, obwohl er keinen Misthaufen sehen konnte, und die strohgedeckten Gebäude sahen aus wie kleine Scheunen und Ställe. Dann bemerkte er die Menschen, die in grauen Kutten in den Eingängen saßen. Sie starrten ihn hungrig an, und als die Nachricht von seiner Ankunft die Runde machte, tauchten noch mehr Gesichter hinter den Fenstern auf. Im ersten Moment hielt er die Leute für Mönche, doch dann sah er,

dass auch Frauen darunter waren. Er wandte sich um und blickte zu dem Tisch neben der Pforte, auf dem lauter hölzerne Klappern lagen. Sie bestanden aus zwei flachen Holzstücken, die mit einem Lederriemen an einen Griff gebunden waren, und wenn man den Griff schüttelte, klapperten die beiden Holzstücke laut. Er hatte sie schon bemerkt, als Bruder Clément ihn hineingewinkt hatte, doch erst jetzt begriff er, was sie bedeuteten. Die Klappern trugen Aussätzige bei sich, um die Leute rechtzeitig zu warnen, und der Tisch stand direkt neben der Pforte, damit jeder, der die Anlage verließ, eine mitnehmen konnte. Thomas erstarrte. «Ist das hier ein Spital für Aussätzige?», fragte er Bruder Clément.

Der Mönch nickte lächelnd und zupfte Thomas am Ellbogen, um ihn zum Weitergehen zu bewegen. Thomas zögerte, denn er fürchtete, sich mit der schrecklichen Krankheit anzustecken, doch Bruder Clément zog ihn energisch zu einer kleinen Hütte am Rand des Hofes. Abgesehen von einer Strohmatratze und einem Tisch mit verschiedenen Gefäßen, einem Mörser und einer Eisenwaage war die Hütte leer. Bruder Clément deutete auf die Matratze.

Thomas legte Geneviève ab. Ein Dutzend Leprakranke drängten sich am Eingang und starrten die Neuankömmlinge an, bis Bruder Clément sie verscheuchte. Geneviève schien nichts von dem Wirbel zu bemerken, den ihre Ankunft auslöste. Mit einem Seufzer sah sie zu Thomas auf. «Es tut weh», flüsterte sie.

«Ich weiß», sagte er, «aber du musst tapfer sein.»

Bruder Clément hatte die Ärmel seiner Kutte aufgerollt und bedeutete Thomas, dass sie Geneviève das Kettenhemd ausziehen mussten. Das würde nicht einfach werden, denn der Armbrustbolzen steckte noch in ihrer Brust. Doch der Mönch schien zu wissen, was er tat. Er schob Thomas beiseite, legte Genevièves Arme über ihren Kopf und

drückte mit der rechten Hand die Lederflügel des Bolzens flach an den Schaft. Geneviève stöhnte auf. Mit der Linken griff er unter das Kettenhemd und das Lederwams, das sie darunter trug, und hob beides ganz vorsichtig an, bis der Bolzen frei lag. Dann schob er auch die rechte Hand unter das Wams, hielt den Bolzen von unten fest, damit er sich nicht in der Wunde bewegen konnte, und schaute Thomas erwartungsvoll an. Da dieser nicht zu begreifen schien, bedeutete er ihm mit einer ruckartigen Kopfbewegung, dass Thomas Geneviève aus dem Kettenhemd ziehen solle. Der Mönch nickte aufmunternd, als Thomas ihre Fußgelenke umfasste.

Thomas schloss die Augen und zog. Geneviève stieß einen gellenden Schrei aus. Sofort hörte er auf, doch Bruder Clément gab ihm mit kehligen Lauten zu verstehen, er solle sich nicht so anstellen. Thomas holte tief Luft, zog erneut, und als er die Augen öffnete, sah er, dass zumindest ihr Oberkörper mitsamt dem Bolzen von Wams und Kettenhemd befreit war. Unter beruhigendem Gurren hob Bruder Clément ihr die Kleidungsstücke über den Kopf und warf sie beiseite.

Der Mönch trat an den Tisch, während Geneviève vor Schmerzen stöhnte und den Kopf hin und her rollte. Die Wunde hatte wieder angefangen zu bluten, und ihr Leinenhemd war bis zur Taille rot gefärbt.

Bruder Clément kniete sich neben sie. Er tupfte ihr die Stirn mit einem feuchten Tuch ab, tätschelte ihr die Wange und gab erneut beruhigende Laute von sich. Dann stützte er mit lächelndem Gesicht sein linkes Knie auf ihre Brust, umfasste den Bolzen mit beiden Händen und zog.

Sie schrie auf, doch der Bolzen kam heraus. Mit einem Messer schlitzte der Mönch das Leinenhemd auf, legte die Wunde frei und drückte das feuchte Tuch darauf. Er bedeutete Thomas, es dort festzuhalten, während er sich wieder am Tisch zu schaffen machte.

Kurz darauf kam er mit einem Stück verschimmeltem Brot zurück, das er in Wasser eingeweicht hatte. Er tauschte es gegen das feuchte Tuch, gab Thomas einen Streifen Sackleinen und bedeutete ihm, es Geneviève wie einen Verband um die Brust zu legen. Thomas setzte sie auf, was ihr erneut ein Stöhnen entriss, und sobald sie saß, trennte Bruder Clément ihr das restliche Hemd vom Körper, dann wickelte Thomas ihr das Sackleinen um Brust und Schulter, und erst als die schimmelige, blutgetränkte Kompresse fest auf die Wunde gebunden war, durfte sie sich ausruhen. Bruder Clément lächelte zufrieden und legte beide Hände an die Wange, um ihnen zu verstehen zu geben, dass Geneviève jetzt schlafen solle.

«Danke», sagte Thomas.

Bruder Clément öffnete den Mund zu einem breiten Strahlen, und Thomas sah, dass der Mönch keine Zunge hatte. Über ihren Köpfen raschelte etwas, vermutlich eine Ratte. Der kleine Mönch griff nach einem dreizackigen Aalspeer und stocherte wild im Stroh herum, riss damit jedoch nur Löcher ins Dach.

Geneviève schlief.

Bruder Clément kümmerte sich um seine Aussätzigen, dann kam er mit einem Tontopf zurück, in dem ein wenig Glut lag. Mit der Glut brachte er in einem Kohlenbecken ein Bündel Zunder zum Brennen, legte Holz dazu, und als das Feuer kräftig loderte, warf er den Bolzen, der Geneviève verletzt hatte, hinein. Die Lederflügel verschmorten und stanken. Bruder Clément nickte zufrieden, und Thomas begriff, dass der kleine Mönch Genevièves Wunde heilte, indem er das Ding bestrafte, das sie ihr zugefügt hatte. Dann trat Bruder Clément leise zu Geneviève, betrachtete sie prüfend und lächelte. Er zog zwei schmutzige Decken unter dem Tisch hervor, und Thomas breitete sie über seine Gefährtin.

Er ließ sie schlafen. Er musste die Pferde versorgen und sie in der Weinpresse des Klosters für die Nacht einstellen. Er hoffte, mit Abbé Planchard sprechen zu können, doch die Mönche waren in der Klosterkirche beim Gebet, und dort waren sie auch noch, nachdem Thomas es Bruder Clément gleichgetan und der Stute den Bolzen aus der Flanke gezogen hatte. Sie wieherte vor Schmerz, und Thomas musste aufpassen, dass er nicht von ihren auskeilenden Hufen getroffen wurde. Als sie sich beruhigt hatte, wusch er die Wunde aus, tätschelte ihr den Hals und trug Sättel und Zaumzeug, Pfeilbündel und Bogen sowie ihr übriges Gepäck in die Hütte. Geneviève war aufgewacht, saß gegen einen Strohsack gestützt, und Bruder Clément flößte ihr, begleitet von seinen Gurrlauten, eine Suppe aus Pilzen und Sauerampfer ein. Er lächelte Thomas zu und wies mit dem Kopf zum Hof, aus dem Gesang zu hören war. Es waren die Aussätzigen, und der Mönch summte leise mit.

Auch Thomas bekam Suppe und Brot. Nachdem er gegessen hatte und Bruder Clément gegangen war, legte er sich neben Geneviève. «Es tut immer noch weh», sagte sie, «aber nicht mehr so schlimm wie vorher.»

«Das ist gut.»

«Als der Bolzen traf, hat es überhaupt nicht wehgetan. Es war nur wie ein Stoß.»

«Du wirst schon wieder gesund», versicherte Thomas ihr.

«Weißt du, was sie da eben gesungen haben?», fragte sie.

«Nein.»

«Das Lied von Herric und Alloise. Sie waren ein Liebespaar. Vor langer, langer Zeit.» Sie strich mit dem Finger über sein unrasiertes Kinn. «Danke», sagte sie.

Nach einer Weile schlief sie wieder ein. Durch das löchrige Dach fielen schmale Streifen Mondlicht herein, und Thomas sah, dass sie Schweißperlen auf der Stirn

hatte. Doch immerhin atmete sie ruhig, und ein wenig später sank er ebenfalls in den Schlaf.

Er schlief unruhig. Irgendwann in der Nacht träumte er von Hufgetrappel und lauten Männerstimmen. Eine Glocke läutete Alarm. Schließlich wachte er auf und begriff, dass es kein Traum war. Er schlug die Decke beiseite, um nachzusehen, was passiert war, doch dann verstummte die Glocke, und Stille senkte sich über die Nacht.

Da legte er sich wieder hin und schlief weiter.

Thomas schrak hoch. Ein Mann stand vor ihm, eine große, dunkle Gestalt vor dem trüben Morgenlicht, das durch die offene Tür hereinfiel. Instinktiv griff er nach seinem Schwert, doch der Mann wich zurück und machte eine begütigende Geste. «Ich wollte dich nicht wecken», sagte er leise. Seine Stimme war dunkel und ohne jede Drohung.

Der Unbekannte war ein Mönch. Thomas konnte sein Gesicht nicht sehen, doch die weiße Kutte schimmerte in der Dunkelheit. Der Mönch trat wieder näher und betrachtete Geneviève prüfend. «Wie geht es deiner Gefährtin?», fragte er.

Geneviève schlief. Vor ihrem Mund lag eine blonde Haarsträhne, die sich bei jedem Atemzug bewegte. «Gestern Abend ging es ihr schon besser», sagte Thomas leise.

«Das ist gut.» Der Mönch bückte sich, hob Thomas' Bogen auf und ging damit zur Tür, wo er ihn in dem fahlen grauen Licht musterte. Wie immer verspürte Thomas Unbehagen, wenn ein Fremder seine Waffe in die Hand nahm, doch er sagte nichts, und nach einer Weile lehnte der Mönch den Bogen an Bruder Clément's Arzneitisch. «Ich würde gerne mit dir sprechen», sagte er. «Treffen wir uns im Kreuzgang, wenn du so weit bist?»

Es war ein kalter Morgen. Auf der Wiese zwischen den Olivenbäumen und dem Rasenstück im Innenhof des Klosters lag Tau. In einer Ecke des Kreuzgangs stand ein Wassertrog, an dem die Mönche, die gerade vom Frühgebet kamen, sich Gesicht und Hände wuschen. Thomas suchte den großen Mönch zunächst unter ihnen, entdeckte ihn dann jedoch auf einer niedrigen Mauer zwischen zwei Pfeilern an der Südseite des Kreuzgangs. Der Mönch winkte ihn zu sich, und Thomas sah, dass er sehr alt war. Sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen und strahlte Wärme und Freundlichkeit aus. «Deine Gefährtin ist in den

besten Händen», sagte er zu Thomas, als dieser sich zu ihm setzte. «Bruder Clément ist ein sehr erfahrener Heiler, aber er und Bruder Ramón vertreten unterschiedliche Ansichten, und deshalb muss ich die beiden getrennt halten. Ramón kümmert sich um den Krankentrakt, und Clément versorgt die Aussätzigen. Ramón ist ein richtiger Arzt, ausgebildet in Montpellier, daher müssen wir seinen Anweisungen natürlich folgen, aber er scheint keine anderen Heilmittel zu kennen als das Gebet und den Aderlass. Er setzt sie bei jedem Leiden ein, während Bruder Clément offenbar eine ganz eigene Art von Magie anwendet. Wahrscheinlich sollte ich das missbilligen, aber ich muss gestehen, wenn ich krank wäre, würde ich es vorziehen, von Bruder Clément behandelt zu werden.» Er lächelte Thomas an. «Mein Name ist übrigens Planchard.»

«Der Abt?»

«Ganz recht. Und ihr seid in unserem Haus herzlich willkommen. Es tut mir leid, dass ich euch gestern nicht begrüßen konnte. Bruder Clément hat mir erzählt, du machst dir Sorgen, weil ihr im Aussätzigenspital untergebracht seid? Das brauchst du nicht. Meiner Erfahrung nach wird das Leiden nicht durch Kontakt mit Erkrankten übertragen. Ich habe seit vierzig Jahren mit Aussätzigen zu tun, und wie du siehst, fehlt mir nicht einmal ein Finger, und Bruder Clément lebt und arbeitet bei ihnen, ohne sich je angesteckt zu haben.» Der Abt verstummte und bekreuzigte sich, und Thomas dachte zuerst, der alte Mann wolle das Böse in Form dieser unheilbaren Krankheit abwenden, doch dann sah er, dass Planchard zur anderen Seite des Kreuzgangs hinüberschaute. Thomas folgte seinem Blick. Zwei Mönche trugen einen Leichnam auf einer Bahre hinaus. Das Gesicht des Toten war mit einem weißen Tuch bedeckt, und auf seiner Brust lag ein Kruzifix, das nach wenigen Schritten hinunterfiel, sodass die Mönche anhalten und es aufheben

mussten. «Wir hatten hier letzte Nacht ein wenig Aufregung», sagte Planchard ruhig.

«Aufregung?»

«Du hast doch sicher die Glocke gehört, oder? Leider wurde sie zu spät geläutet. Nach Einbruch der Dunkelheit sind zwei Männer in das Kloster gekommen. Da unser Tor nie verschlossen ist, hatten sie keine Schwierigkeiten, bei uns einzudringen. Sie haben den Torwächter an Händen und Füßen gefesselt und sind in den Krankentrakt gegangen. Dort lag der Graf von Berat, umgeben von seinem Knappen und drei Soldaten, die ein schreckliches Gefecht im benachbarten Tal überlebt hatten.» Planchard deutete mit der Hand nach Westen, ließ jedoch nicht erkennen, ob er ahnte oder wusste, dass Thomas an dem Kampf beteiligt gewesen war. «Einer der Soldaten schlief im Zimmer des Grafen. Er wachte auf, als die Eindringlinge hereinkamen. Sie töteten ihn, dann schnitten sie dem Grafen die Kehle durch und flohen, so schnell sie konnten.» Der alte Abt schilderte die Ereignisse mit gleichmütiger Stimme, als kämen solche finsteren Morde in St. Sévère häufiger vor.

«Der Graf von Berat?», fragte Thomas.

«Ein trauriger Mann», sagte Planchard. «Ich mochte ihn, aber ich fürchte, er war einer von Gottes Narren. Er war erstaunlich gelehrt, besaß jedoch keinerlei gesunden Menschenverstand. Seinen Pächtern war er ein strenger, erbarmungsloser Herr, aber der Kirche hat er immer großzügig gespendet. Früher dachte ich, er wolle sich den Weg in den Himmel erkaufen, doch dann erfuhr ich, dass er sich sehnsüchtig einen Sohn wünschte, und Gott hat ihm diesen Wunsch nie erfüllt. Armer Mann.» Der Abbé blickte dem toten Grafen nach, der zum Tor des Klosters getragen wurde, dann lächelte er Thomas warmherzig an. «Einige von meinen Mönchen meinten, du wärst der Mörder.»

«Ich?», rief Thomas entgeistert.

«Ich weiß, dass du es nicht warst», sagte Planchard. «Die wirklichen Mörder wurden ja gesehen, als sie davongaloppierten.» Er schüttelte den Kopf. «Aber die Brüder steigern sich leicht in etwas hinein, und unser Haus hat in letzter Zeit leider einige Aufregungen erlebt. Verzeih mir, ich habe dich noch gar nicht nach deinem Namen gefragt.»

«Thomas.»

«Ein guter Name. Nur Thomas?»

«Thomas von Hookton.»

«Das klingt sehr englisch», sagte Planchard. «Und du bist Soldat?»

«Bogenschütze.»

«Kein Mönch?», fragte Planchard mit leisem Schmunzeln.

Thomas musste lächeln. «Ihr wisst davon?»

«Ich weiß, dass ein englischer Bogenschütze namens Thomas als Mönch verkleidet nach Castillon d'Arbizon gegangen ist. Ich weiß, dass er sehr gut Lateinisch sprach, dass er die Burg eingenommen und dann Elend im Land verbreitet hat. Ich weiß, dass er viele Tränen ausgelöst hat, Thomas, viele Tränen. Menschen, die sich ihr ganzes Leben abgemüht haben, um etwas für ihre Kinder aufzubauen, mussten zusehen, wie es innerhalb von wenigen Augenblicken niederbrannte.»

Thomas wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Er starrte auf den Boden. «Ihr wisst doch bestimmt noch mehr», sagte er nach einer Weile.

«Ich weiß, dass ihr beide, du und deine Gefährtin, exkommuniziert seid.»

«Dann sollte ich nicht hier sein», sagte Thomas und deutete auf den Kreuzgang. «Ich bin aus allen geweihten Orten verbannt», fügte er verbittert hinzu.

«Du bist auf meine Einladung hier», erwiderte Planchard freundlich, «und falls Gott diese Einladung missbilligt, wird

Er bald genug Gelegenheit haben, mich zur Rede zu stellen.»

Thomas betrachtete den Abbé, der die Musterung geduldig über sich ergehen ließ. Da war etwas an Planchard, das Thomas an seinen Vater erinnerte, wenngleich ohne dessen Wahnsinn. In dem vom Alter gezeichneten Gesicht lagen Mitgefühl, Weisheit und Autorität, und Thomas stellte fest, dass er den Mann mochte. Sehr sogar. Er wandte den Blick ab. «Ich habe nur Geneviève beschützt», murmelte er als Erklärung für die Exkommunikation.

«Die Begine?»

«Sie ist keine Begine.»

«Das hätte mich auch überrascht», sagte Planchard, «denn ich bezweifle, dass es in dieser Gegend Beginen gibt. Diese Ketzer sind eher im Norden angesiedelt. Sie nennen sich die Brüder und Schwestern des Freien Geistes, und sie glauben, dass alles von Gott kommt und daher alles gut ist. Ein verlockender Gedanke, nicht wahr? Nur dass sie tatsächlich alles meinen – auch jede Sünde und jede Untat.»

«Geneviève ist keine Begine», wiederholte Thomas, doch sein energischer Tonfall konnte einen leisen Zweifel nicht verhehlen.

«Ich bin sicher, sie ist eine Ketzerin», sagte Planchard gutmütig. «Wer von uns ist das nicht? Aber» – sein Tonfall wurde strenger – «sie ist auch eine Mörderin.»

«Wer von uns ist das nicht?», erwiderte Thomas.

Planchard runzelte die Stirn. «Sie hat Vater Roubert getötet.»

«Weil er sie gefoltert hat.» Thomas zog den Ärmel hoch und zeigte dem Abt die Brandmale auf seinem Arm. «Ich habe meinen Folterer auch getötet, und er war ebenfalls Dominikaner.»

Der Abt blickte zum Himmel, der sich zusehends bewölkte. Thomas’ Mordgeständnis schien ihn nicht zu beunruhigen, ja, er nahm es offenbar gar nicht zur Kenntnis, denn er wechselte das Thema. «Neulich musste ich an einen der Psalmen Davids denken», sagte er. *«‹Dominus pascit me nihil mihi deerit.›»*

«‹In pascuis herbarum adclinavit me›», führte Thomas das Zitat fort.

«Ich verstehe, weshalb sie dich für einen Mönch gehalten haben», bemerkte Planchard amüsiert. «Ist dieser Psalm nicht so zu verstehen, dass wir Schafe sind und der Herr unser Hirte? Warum sollte er uns sonst auf die Weide führen und mit einem Stab beschützen? Aber was ich nie so recht begriffen habe, ist, warum der Hirte den Schafen die Schuld gibt, wenn sie krank werden.»

«Gott gibt uns die Schuld?»

«Ich kann nicht für Gott sprechen», sagte Planchard, «nur für die Kirche. Wie sagte Jesus? *‹Ego sum pastor bonus, bonus pastor animam suam dat pro ovibus suis.›* Ich bin der gute Hirte, und der gute Hirte gibt sein Leben für die Schafe. Die Kirche führt das Werk Jesu fort oder sollte es zumindest, doch manche Geistliche sind allzu erpicht darauf, die vermeintlich schwachen Mitglieder ihrer Herde auszumerzen.»

«Und Ihr gehört nicht dazu?»

«Nein, aber lass dich von dieser Schwäche nicht zu dem Irrglauben verleiten, ich würde deine Tat billigen. Ich billige weder deine Tat, Thomas, noch die deiner Gefährtin, aber ebenso wenig kann ich eine Kirche gutheißen, die den Schmerz als Mittel einsetzt, um die Liebe Gottes in eine sündige Welt zu bringen. Böses zeugt Böses, es breitet sich aus wie Unkraut. Gute Taten hingegen sind zarte Schösslinge, die sorgfältige Pflege brauchen.» Er hing eine Weile seinen Gedanken nach, dann lächelte er Thomas an. «Aber meine Pflicht liegt auf der Hand, nicht wahr? Ich

sollte euch beide dem Bischof von Berat übergeben, auf dass seine Scheiterhaufen Gottes Werk verrichten.»

«Und Ihr seid gewiss ein Mann, der seine Pflicht erfüllt», erwiderte Thomas sarkastisch.

«Ich bin ein Mann, der – Gott stehe mir bei – versucht, gut zu sein. So zu sein, wie Jesus es wollte. Manchmal wird uns eine Pflicht von anderen aufgetragen, und wir müssen prüfen, ob sie uns hilft, gut zu sein. Ich billige eure Taten nicht, aber ich sehe ebenso wenig, welchen Sinn es haben sollte, euch zu verbrennen. Also werde ich meinem Gewissen folgen, das mich anweist, euch nicht dem Scheiterhaufen des Bischofs zu übergeben. Im Übrigen» – er lächelte erneut – «wäre es eine schreckliche Verschwendung von Bruder Cléments Heilkräften, euch zu verbrennen. Er hat mir gesagt, er will eine Knocheneinrenkerin aus dem Dorf kommen lassen, die versuchen soll, die Rippe deiner Gefährtin zu richten. Allerdings hat er mich gleich gewarnt, dass Rippen sich nur sehr schlecht richten lassen.»

«Bruder Clément hat mit Euch gesprochen?»

«Du lieber Himmel, nein! Der arme Bruder Clément kann überhaupt nicht sprechen. Er war einst Galeerensklave. Die Mohammedaner haben ihn bei einem Überfall auf Livorno gefangen genommen – oder war es Palermo? Sie haben ihm die Zunge herausgerissen, vermutlich weil er sie beleidigt hat, und noch etwas anderes abgeschnitten, was wohl der Grund dafür war, dass er Mönch wurde, nachdem eine venezianische Galeere ihn gerettet hatte. Jetzt kümmert er sich um die Bienenstöcke und pflegt unsere Aussätzigen. Wenn er mir etwas mitteilen will, zeigt und gestikuliert er oder malt etwas in den Staub, und irgendwie schaffen wir es, uns zu verständigen.»

«Was werdet Ihr denn mit uns tun?», fragte Thomas.

«Tun? Ich? Gar nichts! Ich werde höchstens für euch beten und euch alles Gute wünschen, wenn ihr aufbrecht.

Aber ich wüsste gern, weshalb ihr hier seid.»

«Weil wir exkommuniziert worden sind und meine Leute nichts mehr mit mir zu tun haben wollten.»

«Ich meine, warum ihr überhaupt in die Gascogne gekommen seid», sagte Planchard geduldig.

«Der Earl of Northampton hat mich geschickt.»

«Ich verstehe.» Planchards Tonfall ließ erkennen, dass er Thomas' Ausweichmanöver durchschaute. «Aber der Earl hatte doch gewiss seine Gründe, oder?»

Thomas schwieg. Auf der gegenüberliegenden Seite des Kreuzgangs erblickte er Philin; er hob die Hand zum Gruß, und der *coredor* lächelte ihm zu. Offenbar ging es seinem Sohn schon wieder besser.

Planchard ließ nicht locker. «Warum hat der Earl dich geschickt, Thomas?»

«Castillon d'Arbizon gehörte einst zu seinem Besitz. Er wollte es zurückhaben.»

«Es war nur sehr kurze Zeit in seinem Besitz», entgegnete Planchard scharf, «und ich kann mir nicht vorstellen, dass der Earl so arm an Ländereien ist, dass er Männer losschicken muss, eine unbedeutende Stadt in der Gascogne zu erobern, noch dazu nachdem in Calais eine Waffenruhe vereinbart worden ist. Er muss einen sehr guten Grund gehabt haben, um gegen diese Waffenruhe zu verstoßen, meinst du nicht?» Er wartete einen Moment, dann lächelte er über Thomas' Sturheit. «Weißt du noch mehr von diesem Psalm, der mit den Worten *‹Dominus reget me›* beginnt?»

«Ein wenig», sagte Thomas vorsichtig.

«Dann kennst du vielleicht auch die Worte *‹calix meus inebrians›*?»

«‹Mein Becher macht mich trunken›», übersetzte Thomas.

«Ich habe mir nämlich heute Morgen deinen Bogen angesehen, aus reiner Neugier, weil ich schon so viel über

den englischen Kriegsbogen gehört, aber seit langer Zeit keinen mehr zu Gesicht bekommen habe. Dabei ist mir aufgefallen, dass dein Bogen etwas hat, das die meisten anderen Bogen sicher nicht haben: ein silbernes Abzeichen. Und auf dem Abzeichen, junger Mann, war das Wappen der Vexilles.»

«Mein Vater war ein Vexille», sagte Thomas.

«Dann bist du also von edler Geburt?»

«Nein, ein Bastard. Mein Vater war Pfarrer.»

«Pfarrer?» Planchard sah ihn überrascht an.

«Ja», sagte Thomas. «In England.»

«Ich habe gehört, dass einige der Vexilles nach England geflohen sind, aber das war vor vielen Jahren. Noch vor meiner Geburt. Warum kehrt ein Vexille nach Astarac zurück?»

Wieder schwieg Thomas. Die Mönche gingen zum Tor hinaus, Hacken und Pflöcke über der Schulter. «Wohin haben sie den toten Grafen gebracht?», fragte er, um dem Abt nicht antworten zu müssen.

«Er muss natürlich zurück nach Berat, um bei seinen Vorfahren bestattet zu werden», sagte Planchard, «und sein Leichnam wird stinken, bis er in der Kathedrale ankommt. Ich weiß noch, wie sein Vater zu Grabe getragen wurde. Der Gestank war so furchtbar, dass der größte Teil der Trauergemeinde nach draußen floh. Was hatte ich noch gleich gefragt? Ach ja, warum kehrt ein Vexille nach Astarac zurück?»

«Warum nicht?», entgegnete Thomas.

Planchard erhob sich. «Komm, Thomas, ich möchte dir etwas zeigen.» Er führte Thomas in die Klosterkirche. Beim Eintreten tauchte der Abt den Finger in das Gefäß mit Weihwasser, beugte, zum Hochaltar gewandt, das Knie und bekreuzigte sich. Beinahe zum ersten Mal in seinem Leben führte Thomas diese Demutsgeste nicht aus. Er war

exkommuniziert. Die alten Rituale hatten für ihn keine Wirkung mehr, weil er von ihnen ausgeschlossen war. Er folgte dem Abt durch das weite, verlassene Mittelschiff zu einer Nische neben einem Seitenaltar, wo Planchard einen Schlüssel aus der Kutte nahm und damit eine kleine Tür aufschloss. «Dort unten ist es dunkel», warnte der alte Mann, «und ich habe keine Laterne, also pass auf, wohin du trittst.»

Aus dem Kirchenschiff fiel dämmriges Licht auf die Treppe, und als Thomas unten ankam, hob Planchard die Hand. «Warte hier», sagte er. «Ich werde es holen. In der Schatzkammer kann man ohne Licht nichts erkennen.»

Thomas wartete. Als seine Augen sich an das Zwielicht gewöhnt hatten, sah er, dass das Kellergewölbe acht rundbogenförmige Öffnungen aufwies. Dann erkannte er, dass es kein normales Gewölbe, sondern ein Beinhaus war, und wich entsetzt zurück. In den Nischen waren Knochen gestapelt. Totenschädel starrten ihn an. Einer der Rundbogen war nur zur Hälfte gefüllt; der freie Raum wartete auf die Brüder, die täglich oben in der Kirche beteten. Dies war der Keller der Toten, das Vorzimmer zum Himmel.

Er hörte das Klacken eines Schlosses, dann näherten sich Schritte, und Planchard erschien mit einer kleinen Holzkiste in der Hand. «Halte sie ins Licht und sieh sie dir an», sagte er. «Der Graf hat versucht, sie mir zu stehlen, aber als er mit dem Fieber hierhergebracht wurde, habe ich sie mir zurückgeholt. Kannst du sie gut sehen?»

Thomas hielt die Kiste in den schwachen Lichtschein, der von oben herabschien. Die Kiste war alt, das Holz spröde und die Bemalung außen und innen so verblasst, dass sie kaum noch zu erkennen war. Doch dann sah er auf der Vorderseite die Überreste jener Worte, die ihm so vertraut waren, die ihm seit dem Tod seines Vaters keine Ruhe mehr gelassen hatten: *Calix Meus Inebrians.*

Der Abt nahm Thomas die Kiste wieder ab. «Es heißt, sie wurde in einem kostbaren Reliquiar auf dem Altar der Burgkapelle gefunden. Aber sie war leer, als man sie fand, Thomas. Hast du verstanden?»

«Sie war leer», wiederholte Thomas.

«Ich glaube, ich weiß, was einen Vexille nach Astarac lockt, aber hier ist nichts für dich, Thomas, gar nichts. Die Kiste war leer.» Er brachte die Kiste zurück in die Schatzkammer, stieg mit Thomas die Treppe hinauf und verschloss die kleine Tür wieder. Dann bedeutete er Thomas, sich gemeinsam mit ihm auf den steinernen Sims zu setzen, der sich rund um das ansonsten leere Mittelschiff zog. «Die Kiste war leer», wiederholte Planchard. «Ich weiß, du glaubst, dass sie einst gefüllt war, und ich vermute, du bist gekommen, um das zu finden, was dort hineingehört.»

Thomas nickte. Er sah zu, wie zwei Novizen die Kirche fegten. Ihre Besen aus Birkenreisig scharrten leise über die großen Steinplatten. «Ich bin auch gekommen, um den Mann zu finden, der meinen Vater ermordet hat.»

«Du weißt, wer es war?»

«Mein Vetter. Guy Vexille. Wie ich gehört habe, nennt er sich Graf von Astarac.»

«Und du glaubst, er ist hier?», fragte Planchard überrascht. «Ich habe noch nie von diesem Mann gehört.»

«Ich glaube, er wird kommen, wenn er erfährt, dass ich hier bin.»

«Und dann willst du ihn töten?»

«Vor allem will ich wissen, wie er auf den Gedanken gekommen ist, dass mein Vater im Besitz des Grals war», sagte Thomas.

«Stimmt es denn?»

«Ich weiß es nicht», erwiderte Thomas wahrheitsgemäß. «Ich vermute, er glaubte, dass es so war. Aber manchmal

war er auch einfach verrückt.»

«Verrückt?», hakte Planchard sanft nach.

«Er hat Gott nicht verehrt, sondern mit Ihm gerungen. Er wetterte gegen Gott, schrie, flehte und weinte. Die meisten Dinge sah er sehr deutlich, aber Gott verwirrte ihn.»

«Und wie ist es mit dir?»

«Ich bin Bogenschütze», sagte Thomas. «Ich muss die Dinge sehr deutlich sehen.»

«Dein Vater hat Gott die Tür geöffnet und war geblendet, während du es vorziehst, die Tür geschlossen zu halten?»

«Mag sein», sagte Thomas abwehrend.

«Was hoffst du denn mit dem Gral zu erreichen, wenn du ihn findest?»

«Frieden. Und Gerechtigkeit.» Es war keine wohlüberlegte Antwort, sondern eher ein Versuch, Planchards Frage abzuwimmeln.

«Ein Soldat, der den Frieden sucht», sagte der Abbé amüsiert. «Du bist voller Widersprüche. Du hast also getötet, gestohlen und gebrandschatzt, um Frieden zu schaffen.» Er hob die Hand, um Thomas' Protest abzuwehren. «Ich muss dir sagen, Thomas, meiner Ansicht nach wäre es besser, wenn der Gral nicht gefunden würde. Falls ich ihn fände, würde ich ihn in die Tiefen des Meeres schleudern, dorthin, wo die Ungeheuer hausen, und niemandem etwas davon sagen. Doch falls jemand anders ihn findet, wird er nur zu einer weiteren Trophäe, um die machtgierige Männer Krieg führen werden. Könige werden darum kämpfen, Männer wie du werden dafür sterben, Kirchen werden sich daran bereichern, und es wird niemals Frieden geben. Aber wer weiß, vielleicht hast du ja recht? Vielleicht wird der Gral uns ein Zeitalter der Fülle und des Friedens bescheren, und ich bete dafür, dass es so kommt. Doch der Fund der Dornenkrone hat keine solchen Wohltaten gebracht, und warum sollte der Gral mächtiger

sein als die Dornenkrone unseres Herrn? In Flandern und England gibt es Schalen mit Seinem Blut, doch auch sie bringen keinen Frieden. Ist der Gral kostbarer als Sein Blut?»

«Manche Leute glauben das», gab Thomas zu.

«Und diese Leute werden töten, um in seinen Besitz zu kommen», sagte Planchard. «Sie werden ihre Gegner zerfleischen wie ein Wolf die Lämmer, und du erzählst mir, der Gral wird Frieden bringen?» Er seufzte. «Dennoch – vielleicht hast du recht. Vielleicht ist es an der Zeit, dass der Gral gefunden wird. Wir können ein Wunder gebrauchen.»

«Um Frieden zu erlangen?»

Planchard schüttelte den Kopf. Mit ernstem, traurigem Gesicht starrte er lange zu den beiden Novizen hinüber. «Ich habe es noch niemandem gesagt, Thomas», brach er schließlich sein Schweigen, «und es wäre klug, wenn du es nicht weitererzählen würdest. Bald werden es alle wissen, aber dann ist es ohnehin zu spät. Vor einigen Tagen habe ich einen Brief von einer Zisterze in der Lombardei bekommen. Unsere Welt wird sich von Grund auf verändern.»

«Wegen des Grals?»

«Ich wünschte, es wäre so. Nein, weil im Osten eine Seuche wütet. Eine furchtbare Seuche, eine Pestilenz, die sich ausbreitet wie Rauch, die jeden tötet, mit dem sie in Berührung kommt, und niemanden verschont. Es ist eine Plage, Thomas, die geschickt worden ist, uns zu peinigen.» Der Abbé betrachtete die Staubkörnchen, die in dem Streifen Sonnenlicht tanzten, der durch eines der hohen, schmucklosen Fenster hereinfiel. «So eine Seuche kann nur ein Werk des Teufels sein», fuhr Planchard fort und bekreuzigte sich. «Mein Bruder Abt berichtet, in einigen Städten in Umbrien sei die Hälfte der Bevölkerung daran gestorben, und er rät mir, das Tor zu verriegeln und keine

Besucher einzulassen, aber wie kann ich das tun? Wir sind hier, um den Menschen zu helfen, nicht um ihnen Gottes Tür zu versperren.» Er hob den Blick, als suche er zwischen den mächtigen Dachbalken göttliche Unterstützung. «Eine Finsternis wird kommen, Thomas, die größte Finsternis, die die Menschheit je gesehen hat. Falls du den Gral findest, wird er vielleicht ein wenig Licht in diese Finsternis bringen.»

Thomas musste an die Vision denken, die Geneviève unter den Blitzen gehabt hatte: eine große Finsternis und über ihm ein helles Licht.

«Für mich war die Suche nach dem Gral immer eine Besessenheit», fuhr Planchard fort, «die Jagd nach einer Schimäre, die nur Böses hervorbringt, doch jetzt weiß ich, dass nichts so bleiben wird, wie es war. Nichts. Vielleicht brauchen wir ein wundersames Symbol der Liebe Gottes.» Er seufzte. «Ich war sogar versucht, mich zu fragen, ob diese Pestilenz von Gott gesandt worden ist. Vielleicht will Er uns durch Sein Feuer reinigen, auf dass die, die verschont werden, Seinen Willen tun. Ich weiß es nicht.» Er schüttelte traurig den Kopf. «Was wirst du tun, wenn deine Gefährtin wieder wohlauf ist?»

«Ich bin hierhergekommen, um alles über Astarac zu erfahren», erwiderte Thomas.

«Die Mühsal des Menschen kennt weder Anfang noch Ende», sagte Planchard lächelnd. «Würdest du mir einen Rat verübeln?»

«Natürlich nicht.»

«Dann geh fort von hier, Thomas», sagte der Abbé mit Nachdruck. «Weit fort. Ich weiß nicht, wer den Grafen von Berat getötet hat, aber es ist nicht schwer zu erraten. Sein Neffe – der Ritter, den ihr gefangen genommen habt – ist ein törichter, aber starker und rücksichtsloser Mann. Ich bezweifle, dass der Graf Lösegeld für ihn gezahlt hätte, doch nun ist der Neffe seinerseits Graf und kann selbst

über das Lösegeld verhandeln. Und wenn er sucht, was auch sein Onkel suchte, wird er jeden Rivalen töten, in diesem Fall dich. Also sei vorsichtig. Und brich so bald wie möglich auf.»

«Bin ich hier nicht willkommen?»

«Ihr seid beide von Herzen willkommen», sagte Planchard, «aber heute Morgen ist der Knappe des Grafen losgeritten, um den Tod seines Herrn zu melden, und der Junge weiß, dass ihr hier seid, du und das Mädchen. Er kennt vielleicht eure Namen nicht, aber ihr beide seid – wie soll ich sagen – recht auffällig. Wenn jemand darauf aus ist, dich zu töten, Thomas, wird er wissen, wo er dich findet. Deshalb ist mir so daran gelegen, dass du gehst. In diesem Haus sind genug Morde geschehen, ich will nicht, dass noch einer dazukommt.» Er stand auf und legte Thomas sanft die Hand auf den Kopf. «Gott sei mit dir, mein Sohn», sagte er, dann verließ er die Kirche.

Und Thomas spürte, wie die Finsternis sich über ihn senkte.

Joscelyn war Graf von Berat.

Er sagte es sich immer wieder, und jedes Mal stieg eine Woge der Freude in ihm auf. Graf von Berat! Herr des Geldes. Villesisle und sein Kumpan waren mit der Nachricht aus Astarac zurückgekehrt, der alte Mann sei im Schlaf verschieden. «Bevor wir im Kloster angekommen waren», erklärte Villesisle in Anwesenheit von Robbie und d’Evecque. Später jedoch, als sie unter sich waren, gab er zu, dass die Sache nicht so glatt und unblutig verlaufen war.

«Du bist ein Idiot», herrschte Joscelyn ihn an. «Was hatte ich dir gesagt?»

«Ich sollte ihn ersticken.»

«Und stattdessen verteilst du sein Blut im ganzen Zimmer?»

«Wir hatten keine andere Wahl», erwiderte Villesisle missmutig. «Einer seiner Soldaten war im Raum und zog das Schwert. Aber was macht das schon? Der Alte ist tot, oder?»

Er war tot, mausetot, und das war das Einzige, was zählte. Der vierzehnte Graf von Berat war auf dem Weg zum Himmel oder zur Hölle, und damit gehörte die Grafschaft Berat mitsamt ihren Burgen, Lehen, Städten, Leibeigenen, Ländereien und Fässern voller Münzen Joscelyn.

Joscelyn strahlte eine neue Autorität aus, als er Robbie und d'Evecque gegenübertrat. Zuvor, als er noch im Zweifel gewesen war, ob sein Onkel ihn freikaufen würde, hatte er sich Mühe gegeben, höflich zu sein, da seine Zukunft vom guten Willen seiner Bewacher abhing. Nun jedoch verhielt er sich kühl und von oben herab, denn schließlich waren sie lediglich Abenteurer, während er einer der reichsten Edelmänner von ganz Südfrankreich war. «Mein Lösegeld», verkündete er ohne Umschweife, «beträgt zwanzigtausend Florin.»

«Vierzig», entgegnete d'Evecque sofort.

«Er ist mein Gefangener!», beschwerte sich Robbie.

«So? Und du würdest dich mit zwanzig zufriedengeben, obwohl er vierzig wert ist?»

«Mir genügen zwanzig», sagte Robbie, und es war in der Tat ein Vermögen, würdig eines königlichen Herzogs. Auf englische Währung umgerechnet, entsprach die Summe dreitausend Pfund, genug, um ein ganzes Leben lang dem Luxus zu frönen.

«Und dreitausend Florin zusätzlich für die gefangenen Pferde und meine Soldaten.»

«Einverstanden», sagte Robbie, bevor d'Evecque etwas einwenden konnte.

D’Evecque ärgerte sich über Robbies Eilfertigkeit. Zwanzigtausend Florin waren ein sehr gutes Lösegeld, mehr als er je zu hoffen gewagt hätte, als die Reiter durch die Furt gekommen und in den Hinterhalt gestürmt waren, aber er fand trotzdem, dass Robbie zu schnell eingewilligt hatte. Normalerweise dauerte es Monate, ein Lösegeld auszuhandeln, es wurde endlos gefeilscht, Angebote, Gegenangebote, Forderungen und Drohungen wurden hin- und hergesandt, doch Joscelyn und Robbie hatten die ganze Angelegenheit in wenigen Augenblicken geregelt. «Das heißt» – d’Evecque musterte Joscelyn misstrauisch –, «Ihr bleibt hier, bis das Geld da ist.»

«Dann werde ich auf ewig hierbleiben», erwiderte Joscelyn. «Ich muss erst mein Erbe antreten, bevor ich an das Geld herankomme.»

«Ich soll Euch also einfach gehen lassen?» D’Evecque schnaubte verächtlich.

«Ich begleite ihn», erbot sich Robbie.

D’Evecque blickte zwischen dem jungen Schotten und Joscelyn hin und her und begriff, dass die beiden sich verbündet hatten. Dann war wohl Robbie derjenige gewesen, der Joscelyns Schild von der Wand genommen hatte. Der Normanne hatte es durchaus bemerkt, aber beschlossen, nichts dazu zu sagen. «So, du begleitest ihn, und er ist dein Gefangener, ja?»

«Genau», sagte Robbie.

«Aber ich befehle hier», wandte d’Evecque ein, «und ein Teil des Lösegelds gehört mir. Uns.» Er machte eine Handbewegung, um die Garnison einzuschließen.

«Ihr werdet es bekommen», sagte Robbie.

D’Evecque sah Robbie unverwandt an, und der junge Schotte wich seinem Blick aus. Offensichtlich wusste Robbie nicht so recht, auf wessen Seite er stand, und d’Evecque vermutete, dass er nicht zurückkommen würde, wenn er

mit Joscelyn nach Berat ritt. Also ging der Normanne zu der Nische, in der das Kruzifix hing, das Thomas Geneviève vor die Augen gehalten hatte. Er nahm es von der Wand und legte es vor Robbie auf den Tisch. «Schwöre auf das Kreuz, dass wir unseren Anteil bekommen.»

«Ich schwöre es», sagte Robbie feierlich und legte die Hand auf das Kruzifix. «Bei Gott und beim Leben meiner Mutter.» Joscelyn, der das Ganze beobachtete, lächelte amüsiert.

D’Evecque gab nach. Er hätte darauf bestehen können, Joscelyn und die übrigen Gefangenen in Castillon d’Arbizon festzuhalten, und irgendwie hätte sich gewiss eine Möglichkeit gefunden, das Lösegeld überbringen zu lassen, doch das hätte zu wochenlanger Unruhe geführt. Robbies Anhänger – und das waren nicht wenige – hätten ihm vorgeworfen, durch das Warten riskiere er, dass das Geld überhaupt nicht gezahlt würde, oder sie hätten behauptet, er wolle das ganze Geld für sich allein, Robbie hätte den Unmut weiter geschürt, und letzten Endes wäre die ganze Garnison auseinandergebrochen. Vermutlich würde sie ohnehin zerfallen, denn ohne Thomas gab es keinen zwingenden Grund hierzubleiben. Die Männer hatten nie gewusst, dass sie auf der Suche nach dem Gral waren, aber sie hatten Thomas’ Zielstrebigkeit gespürt, waren überzeugt gewesen, dass ihr Tun eine Bedeutung hatte. Nun jedoch waren sie nur noch eine Bande herrenloser Soldaten, die das Glück hatten, eine Festung erobert zu haben. Keiner von ihnen würde lange bleiben, dachte d’Evecque. Selbst wenn Robbie ihm seinen Anteil nicht auszahlte, würde er sehr viel reicher davonreiten, als er gekommen war, aber wenn Robbie sich an seinen Schwur hielt, hätte er sogar genug Geld, um eine Truppe aufzustellen und sich an denen zu rächen, die ihm seine Ländereien in der Normandie weggenommen hatten.

«Ich erwarte, dass das Geld innerhalb einer Woche hier ist», sagte d'Evecque.

«Zwei», entgegnete Joscelyn.

«Eine Woche!»

«Ich werde es versuchen», sagte Joscelyn lässig.

D'Evecque schob das Kruzifix über den Tisch. «Eine Woche!»

Joscelyn musterte d'Evecque lange, dann legte er einen Finger auf den gekreuzigten Jesus. «Wenn Ihr darauf besteht», sagte er. «Eine Woche.»

Am nächsten Morgen machte Joscelyn sich auf den Weg. Er ritt in voller Rüstung, mitsamt Banner, Pferden und Soldaten, und an seiner Seite ritt Robbie Douglas, gefolgt von weiteren sechzehn Soldaten, allesamt Gascogner, die Thomas gedient hatten, es jetzt aber vorzogen, das Gold des Grafen von Berat zu nehmen. D'Evecque blieben nur die Männer, mit denen er nach Castillon d'Arbizon gekommen war, aber das waren die Bogenschützen. Er stand auf der Burgwehr des Turms und sah Joscelyn und Robbie nach, wie sie davonritten. John Faircloth, der englische Soldat, gesellte sich zu ihm. «Verlässt Robbie uns?», fragte er.

D'Evecque nickte. «Ja. Den sehen wir nicht wieder.»

«Und was machen wir jetzt?»

«Wir warten auf das Geld, dann verschwinden wir.»

«Verschwinden? Einfach so?»

«Was in Gottes Namen sollen wir denn sonst tun? Der Earl of Northampton will diese Stadt nicht, John. Er wird niemanden zur Verstärkung schicken. Wenn wir hierbleiben, sterben wir.»

«Und der Gral?», fragte Faircloth. «Hat der Earl uns deshalb hierhergeschickt? Wusste er davon?»

D’Evecque nickte. «Die Ritter der Tafelrunde», sagte er mit spöttischem Lachen. «Das sind wir.»

«Sollen wir nicht weitersuchen?»

«Der Gral ist nichts als ein gottverdammtes Hirngespinst», erwiderte d’Evecque heftig. «Thomas glaubte halb daran, und der Earl fand, es wäre einen Versuch wert. Aber das Ding existiert nicht. Die ganze Sucherei ist purer Schwachsinn. Und Robbie hat sich mittlerweile auch noch den Kopf verdrehen lassen, aber er wird ihn ebenso wenig finden, weil er nicht zu finden ist. Es gibt nur uns und einen Haufen Feinde, und deshalb nehmen wir unser Geld und gehen nach Hause.»

«Was ist, wenn sie das Lösegeld nicht schicken?», fragte Faircloth.

«Es gibt doch noch Ehre, oder etwa nicht?», empörte sich d’Evecque. «Ich meine, wir plündern, stehlen, vergewaltigen und töten, aber wir würden uns niemals gegenseitig übers Ohr hauen. Gütiger Jesus! Wenn es so weit käme, könnte man ja niemandem mehr vertrauen.» Er hielt inne und spähte zu Joscelyn und seinem Gefolge hinüber, die am Ende des Tals Halt gemacht hatten. «Sieh dir die Bastarde an», sagte er. «Stehen da, beobachten uns und fragen sich, wie sie uns hier rauskriegen.»

Die Reiter warfen tatsächlich einen letzten Blick auf den Turm von Castillon d’Arbizon. Joscelyn sah zu, wie die Flagge des Earl of Northampton dreist in der leichten Brise spielte, und spuckte verächtlich auf die Straße. «Wollt Ihr ihnen wirklich das Geld schicken?», fragte er Robbie.

Die Frage überraschte Robbie. «Selbstverständlich», sagte er. Sobald er die geforderte Summe ausbezahlt bekam, erforderte die Ehre, dass er Guillaume d’Evecque seinen Anteil zukommen ließ. Ihm wäre nie eingefallen, das nicht zu tun.

«Aber sie haben das Banner meines Feindes gehisst», wandte Joscelyn ein. «Wenn du ihnen das Geld schickst, was hindert mich daran, es mir zurückzuholen?» Abwartend sah er Robbie an.

Robbie versuchte, die Tragweite dieser Andeutung auszuloten, sie mit seinem Verständnis von Ehre zu vereinen, doch solange er das Geld schickte, fand er, war der Ehre Genüge getan. «Sie haben keine Waffenruhe gefordert», sagte er zögernd, und das war genau die Antwort, die Joscelyn hören wollte, denn sie bedeutete, dass er zum Angriff übergehen konnte, sobald das Geld bezahlt war. Lächelnd trieb er sein Pferd wieder an.

Sie erreichten Berat gegen Abend. Ein Soldat war vorausgeritten, um in der Stadt die Ankunft des neuen Herrn anzukündigen, und so empfing eine Delegation von Ratsherren und Geistlichen Joscelyn eine halbe Meile vor dem Osttor. Sie knieten nieder, um ihn willkommen zu heißen, und die Geistlichen boten dem Grafen einige wertvolle Reliquien der Kathedrale dar: eine Sprosse von Jakobs Leiter, das Gerippe eines der Fische von der Speisung der Fünftausend, die Sandale der heiligen Gudula und ein Nagel von der Kreuzigung eines der beiden Diebe, die zusammen mit Jesus gestorben waren. Sie alle waren Geschenke des alten Grafen an die Stadt, und man erwartete von dem neuen Grafen, dass er vom Pferd stieg und den Reliquien in ihren kostbaren Schreinen aus Silber, Gold und Kristall seine Verehrung erwies. Joscelyn wusste das sehr genau, doch er beugte sich nur im Sattel vor und fragte mit schneidender Stimme: «Wo ist der Bischof?»

«Er ist krank, Herr.»

«Zu krank, um mich zu begrüßen?»

«Er ist krank, Herr, sehr krank», sagte einer der Geistlichen. Joscelyn starrte den Mann einen Moment finster an, dann entschloss er sich, die Erklärung zu akzeptieren. Er stieg ab, kniete kurz nieder, bekreuzigte

sich vor den dargebotenen Reliquien und bedachte die Ratsherren, die ihm symbolisch die Schlüssel der Stadt auf einem grünen Samtkissen reichten, mit einem knappen Nicken. Eigentlich hätte Joscelyn die Schlüssel entgegennehmen und mit ein paar freundlichen Worten zurückgeben sollen, doch er war hungrig und durstig, und so schwang er sich wieder in den Sattel und ritt an den knienden Ratsherren vorbei.

Der Trupp galoppierte zum Westtor, dessen Wachen ebenfalls vor ihrem neuen Herrn niederknieten, dann erklommen die Reiter den Hügel, auf dem Berat errichtet war. Zu ihrer Linken, leicht erhöht auf einem Felsplateau, stand die Kathedrale, ein langgezogener, flacher Bau ohne Turm, zu ihrer Rechten führte eine gepflasterte Straße zu der Burg, die ganz oben auf dem Kalkfelsen thronte. An den Häusern der Stadt hingen bunte Schilder, sodass die Männer hintereinander reiten mussten, begleitet von den Jubelrufen der Bürger, die die Straße säumten.

Die Straße öffnete sich auf einen Marktplatz, der mit matschigen Gemüseresten bedeckt war und nach dem Mist von Kühen, Schafen und Ziegen stank. Die Burg lag jetzt vor ihnen, und die Tore schwangen auf, als die Wachen die Flagge von Berat erblickten, die Joscelyns Knappe trug.

Dann wurde es für Robbie verwirrend. Ein Diener nahm ihm das Pferd ab, nach einigem Hin und Her bekam er eine Kammer im Ostturm zugewiesen, in der ein Bett für ihn hergerichtet war und ein Feuer brannte, und später gab es ein wildes Gelage, zu dem auch die verwitwete Gräfin eingeladen war. Zu Robbies Überraschung war sie jung, drall und hübsch, und nachdem das Mahl beendet war, packte Joscelyn sie am Handgelenk und nahm sie mit in sein neues Schlafgemach, das Zimmer des alten Grafen. Robbie blieb im großen Saal, wo die Soldaten drei Dienerinnen die Kleider vom Leib rissen und sich der Reihe nach an ihnen vergingen. Andere zerrten, weil Joscelyn sie ermuntert

hatte, bevor er verschwunden war, bündelweise Pergamente aus den Regalen und warfen sie in das große, kräftig lodernde Feuer. Henri Courtois beobachtete das Ganze, ohne etwas zu sagen, betrank sich aber ebenso hemmungslos wie Robbie.

Am nächsten Morgen wurden die restlichen Regale leergeräumt. Die Bücher flogen durch ein Fenster in den Burghof, wo wiederum ein großes Feuer entzündet war. Die Regale wurden zerhackt und folgten den Büchern und Pergamenten. Bester Laune überwachte Joscelyn die Räumungsaktion, und zwischendrin empfing er Besucher. Einige von ihnen waren Bedienstete seines Onkels gewesen – Jäger, Waffenschmiede, Kellermeister und Schreiber – und wollten sich vergewissern, dass ihre Arbeit auch weiterhin gebraucht wurde. Andere waren niedere Adlige aus seinem Herrschaftsgebiet, die kamen, um ihren Lehnseid zu erneuern, indem sie ihre Hände zwischen die des jungen Grafen legten und den Kuss empfingen, der den Eid besiegelte. Auch Bittsteller kamen, die Gerechtigkeit forderten, sowie Männer, denen der verstorbene Graf noch Geld schuldete und die nun hofften, dass sein Nachfolger die Schulden begleichen würde. Die Priester der Stadt baten den Grafen um Geld, damit sie Messen für den Verstorbenen lesen konnten, und die Ratsherren von Berat sprachen in ihren rot-blauen Roben vor, um Joscelyn davon zu überzeugen, dass die Steuern in der Stadt gesenkt werden mussten. Neben all dem brüllte Joscelyn seinen Männern immer wieder zu, sie sollten alles verbrennen, was beschrieben war, und als ein junger Mönch ängstlich protestierte, er habe noch nicht alle Unterlagen gesichtet, warf Joscelyn ihn kurzerhand aus dem großen Saal. Wenig später entdeckte er die Kammer des Mönchs, in der noch weitere Dokumente lagen. Auch die landeten vor den verzweifelten Augen des Mönchs im Feuer.

Gerade als dieser neu entdeckte Haufen Pergamente aufloderte, dass die Glutfetzen durch den Burghof wirbelten und das Strohdach der Stallungen gefährdeten, erschien der Bischof, offenbar kerngesund. Er kam mit einem Gefolge von einem Dutzend weiterer Geistlicher, und unter ihnen war auch Michel, der Knappe des alten Grafen.

Der Bischof schlug seinen Stab auf das Pflaster, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Als der neue Graf geruhte, seine Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen, zeigte der Bischof mit dem Stab auf ihn. Stille breitete sich im Burghof aus, da die Männer spürten, dass etwas in der Luft lag. Joscelyn, dessen breites Gesicht von der Hitze des Feuers glänzte, zog eine finstere Miene. «Was wollt Ihr?», fuhr er den Bischof an, der seiner Ansicht nach nicht genügend Ehrerbietung an den Tag gelegt hatte.

«Ich will wissen», entgegnete der Bischof, «wie Euer Onkel gestorben ist.»

Joscelyn trat ein paar Schritte auf die Abordnung zu. Der Klang seiner Stiefel hallte von den Mauern wider. Im Hof befanden sich mindestens hundert Männer, und einige von ihnen, die bereits vermutet hatten, dass der alte Graf ermordet worden war, bekreuzigten sich. Doch Joscelyn ließ sich davon nicht beeindrucken. «Er ist im Schlaf gestorben», sagte er laut. «Er war krank.»

«Eine seltsame Krankheit, die zu einer aufgeschlitzten Kehle führt.»

Im Hof erklang Gemurmel, das sich schnell zu empörtem Protest steigerte. Henri Courtois und einige der Soldaten des alten Grafen griffen nach dem Schwertknauf, doch Joscelyn blieb ungerührt. «Was werft Ihr mir vor?», herrschte er den Bischof an.

«Euch werfe ich gar nichts vor», erwiderte der Bischof. Er wollte sich nicht mit dem neuen Grafen anlegen, zumindest jetzt noch nicht, sondern ihn über seine Schergen angreifen. «Aber Euren Männern. Dieser Knappe» – er

schob Michel nach vorn – «hat gesehen, wie sie Eurem Onkel die Kehle durchgeschnitten haben.»

Wiederum erklang entsetztes Gemurmel, und einige der Soldaten stellten sich neben Courtois, als wollten sie den Truppenführer ihrer Unterstützung versichern. Joscelyn beachtete die Unruhe nicht, sondern wandte sich an Villesisle. «Ich habe dich geschickt», sagte er laut, «meinen lieben Onkel um ein Gespräch zu bitten. Und jetzt höre ich, dass du ihn getötet hast?»

Villesisle war so schockiert über die Anschuldigung, dass er nicht wusste, was er sagen sollte. Er schüttelte nur den Kopf, aber so zögernd, dass alle Umstehenden von seiner Schuld überzeugt waren. «Ihr wollt Gerechtigkeit, Bischof?», rief Joscelyn über die Schulter.

«Das Blut Eures Onkels schreit danach», sagte der Bischof, «und Eure Anerkennung als rechtmäßiger Erbe ist davon abhängig.»

Joscelyn zog sein Schwert. Er trug keine Rüstung, nur Beinlinge, Stiefel und ein gegürtetes wollenes Wams, während Villesisle in einen Ledermantel gekleidet war, der ihn vor den meisten Schwertstreichen schützen würde. «Lassen wir den Kampf entscheiden», sagte er zum Bischof.

Villesisle wich zurück. «Ich habe doch nur das getan, was Ihr –», begann er, musste jedoch hastig ausweichen, da Joscelyn ihn mit zwei schnellen Schwertstreichen attackierte. Villesisle bekam Angst. War dies etwa kein harmloses Klingenkreuzen, um den Bischof zu besänftigen, sondern ein richtiger Kampf? Er zog ebenfalls das Schwert. «Herr», sagte er flehend zu Joscelyn.

«Gib dir Mühe, dass es echt aussieht», flüsterte Joscelyn ihm zu. «Alles andere regeln wir hinterher.»

Erleichterung durchströmte Villesisle. Er grinste und machte seinerseits einen Ausfall, den Joscelyn parierte. Die Umstehenden bildeten einen Halbkreis vor dem Feuer, um

den beiden Raum zu geben. Villesisle war kein Anfänger, er hatte in zahlreichen Turnieren und Gefechten gekämpft, aber Joscelyn war größer und stärker, und diese Vorteile brachte er jetzt auch zum Einsatz. Er schwang sein Schwert in kraftvollen Hieben, die Villesisle verzweifelt parierte. Villesisle wich Schritt um Schritt zurück, dann sprang er zur Seite, sodass Joscelyns mörderischer Hieb nur die rauchige Luft zerteilte, und ging sofort mit einem Ausfallschritt zum Angriff über, doch Joscelyn hatte damit gerechnet, wehrte den Stoß ab und drängte so machtvoll nach vorn, dass Villesisle das Gleichgewicht verlor und rücklings auf dem Pflaster landete, Joscelyn drohend über ihm. «Ich muss dich vielleicht einsperren», flüsterte Joscelyn ihm kaum hörbar zu, «aber nicht für lange.» Laut sagte er: «Ich habe dir befohlen, meinen Onkel aufzusuchen und mit ihm zu sprechen. Leugnest du das?»

Villesisle spielte bereitwillig mit. «Ich leugne es nicht, Herr.»

«Sag das noch mal!», befahl Joscelyn. «Lauter!»

«Ich leugne es nicht, Herr!»

«Stattdessen hast du ihm die Kehle durchgeschnitten», sagte Joscelyn und bedeutete Villesisle aufzustehen. Sobald sein Gegner auf den Beinen war, ging er wieder zum Angriff über. Die Umstehenden hielten Joscelyn für den besseren Kämpfer, doch Courtois hatte Zweifel, ob Villesisle sein ganzes Können einsetzte. Er hieb auf seinen Gegner ein, ohne ihn ernsthaft zu bedrängen, sodass Joscelyn mit Leichtigkeit ausweichen konnte. Neben Joscelyn loderten die brennenden Bücher und Pergamente, und er wischte sich den Schweiß von der Stirn. «Wenn ich diesem Mann Blut entlocke», rief er dem Bischof zu, «werdet Ihr das als Zeichen seiner Schuld anerkennen?»

«Das werde ich», sagte der Bischof, «aber es wird keine ausreichende Strafe sein.»

«Die Strafe überlasse ich Gott», erwiderte Joscelyn und grinste Villesisle verschwörerisch zu. Dann näherte er sich seinem Gegner scheinbar achtlos, sodass seine rechte Seite ungeschützt war, und Villesisle verstand, dass es eine Einladung zum Angriff war, um den Kampf echt wirken zu lassen. Gehorsam schwang er seine schwere, unhandliche Klinge, in der Erwartung, dass Joscelyn den Schlag parieren würde, doch stattdessen wich Joscelyn zurück und verstärkte den Schwung noch mit seiner eigenen Klinge, sodass Villesisle von der Wucht herumgerissen wurde. Da holte Joscelyn blitzschnell aus und stieß Villesisle die Schwertspitze in den Hals. Kalt lächelnd drehte er die Klinge und bohrte sie tiefer. Mit einem Ausdruck fassungslosen Erstaunens sank Villesisle auf die Knie. Sein Schwert fiel klirrend zu Boden. Während er noch röchelnd zu atmen versuchte, stieß Joscelyn mit aller Kraft nach, sodass die Klinge sich tief in Villesisles Brust bohrte. Der Sterbende kniete noch immer aufrecht, gehalten von dem Schwert, das in seiner Luftröhre steckte, dann drehte Joscelyn die Klinge erneut, packte den Griff mit beiden Händen und zog sie mit einem einzigen machtvollen Schwung heraus. Zuckend fiel Villesisle auf das Pflaster, und eine Blutfontäne spritzte Joscelyn über die Arme.

Die Zuschauer sahen wie erstarrt zu, als Villesisle sterbend zu Boden sank.

Joscelyn wandte sich um und suchte nach Villesisles mörderischem Gefährten. Der Mann versuchte zu fliehen, wurde jedoch von den Soldaten festgehalten und in den Halbkreis gestoßen. Er fiel vor Joscelyn auf die Knie und flehte um Erbarmen. «Er will, dass ich ihn verschone», rief Joscelyn dem Bischof zu. «Würdet Ihr das tun?»

«Er verdient gerechte Strafe», sagte der Bischof.

Joscelyn wischte die blutige Klinge am Saum seines Wamses ab, schob sie zurück in die Scheide und sah Henri Courtois an. «Hängt ihn», befahl er knapp.

«Herr …», begann der Mann, doch Joscelyn fuhr herum und trat ihm so fest ins Gesicht, dass er ihm den Kiefer ausrenkte. Als der Mann sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte, holte Joscelyn erneut mit dem Fuß aus und riss ihm mit seiner Stiefelspore halb das Ohr ab. Dann packte er den blutenden Mann in gespielter Raserei, riss ihn hoch und warf ihn mit der Kraft eines turniergestählten Kämpfers rücklings in das Feuer. Der Mann stieß einen gellenden Schrei aus. Die Zuschauer schnappten entsetzt nach Luft, und einige wandten sogar den Blick ab. Der Mann versuchte verzweifelt, aus den Flammen zu entkommen, doch Joscelyn stieß ihn zurück, obwohl er sich selbst dabei in Gefahr brachte. Erneut schrie der Mann auf, als Haare und Kleider Feuer fingen und die glühende Hitze sich in seine Haut fraß. Sein Körper wand sich in grauenhaften Zuckungen, bis er schließlich reglos in der lodernden Glut liegen blieb.

«Zufrieden?», fragte Joscelyn zum Bischof gewandt, dann ging er, die Asche von seinem Ärmel streifend, davon.

Doch der Bischof war noch nicht fertig. Er folgte Joscelyn in den großen Saal, wo der neue Graf, durstig von seinen Anstrengungen, sich gerade einen Becher Rotwein einschenkte. Mit gereizter Miene drehte Joscelyn sich um.

«Die Ketzer», sagte der Bischof. «Sie sind in Astarac.»

«Die Ketzer sind vermutlich überall», entgegnete Joscelyn gleichgültig.

«Das Mädchen, das Vater Roubert getötet hat, ist dort», beharrte der Bischof. «Und der Mann, der sich geweigert hat, es dem Scheiterhaufen zu übergeben.»

Joscelyn erinnerte sich an die zierliche blonde Gestalt in der silbernen Rüstung. «Ach, das Mädchen», sagte er interessiert. Er leerte seinen Becher und schenkte sich nach. «Woher wisst Ihr, dass sie dort sind?»

«Michel war da. Er hat es von den Mönchen erfahren.»

«Ah ja», sagte Joscelyn. «Michel.» Mit mörderischem Funkeln im Blick trat er auf den Knappen seines Onkels zu. «Michel, der Geschichten erzählt. Der zum Bischof rennt, anstatt zu seinem neuen Herrn zu kommen.»

Ängstlich wich Michel zurück, doch der Bischof stellte sich schützend vor ihn. «Michel dient jetzt mir», sagte er, «und wer Hand an ihn legt, greift die Kirche an.»

«Wenn ich ihn also töte, wie er es verdient hätte, bringt Ihr mich auf den Scheiterhaufen, ja?» Verächtlich spuckte Joscelyn in Michels Richtung. «Was wollt Ihr von mir?»

«Ich will, dass die Ketzer festgenommen werden», erwiderte der Bischof. Dieser neue, gewalttätige Graf machte ihn nervös, aber er zwang sich, ihm die Stirn zu bieten. «Ich verlange im Namen Gottes und im Dienst Seiner heiligen Kirche, dass Ihr Männer aussendet, um die Begine, die einst unter dem Namen Geneviève bekannt war, und den Engländer, der sich Thomas nennt, zu finden und hierherzuschaffen. Ich will, dass sie brennen.»

«Aber nicht bevor ich mit ihnen gesprochen habe», meldete sich eine unbekannte Stimme zu Wort. Es war eine schneidende, kalte Stimme, und alle Männer im Saal, einschließlich des Bischofs und des neuen Grafen, blickten zur Tür, in der ein Fremder aufgetaucht war. Joscelyn hatte Hufgetrappel wahrgenommen, als er in den Turm hinaufgestiegen war, sich jedoch nichts dabei gedacht, da in der Burg den ganzen Morgen über reges Kommen und Gehen geherrscht hatte. Nun jedoch begriff er, dass Fremde in Berat angekommen sein mussten, und ein halbes Dutzend von ihnen stand jetzt im Eingang des großen Saals. Der Mann, der gesprochen hatte, war offenbar ihr Anführer. Er war noch größer als Joscelyn, aber hager, mit einem harten, fahlen Gesicht, das von schwarzem Haar umrahmt war, und vollständig in Schwarz gekleidet: schwarze Stiefel, schwarze Hosen, schwarzes Wams und schwarzer Mantel, dazu ein schwarzer, breitkrempiger Hut

und eine mit schwarzem Tuch verkleidete Schwertscheide. Sogar seine Sporen waren aus schwarzem Metall, und Joscelyn, der ebenso fromm war wie ein Inquisitor barmherzig, verspürte unvermittelt den Drang, sich zu bekreuzigen. Da nahm der Fremde den Hut ab, und Joscelyn erkannte ihn. Es war der geheimnisvolle Ritter, der auf den Turnierfeldern Europas so reich geworden war, der einzige Gegner, den Joscelyn nie besiegt hatte. «Ihr seid der Harlekin», sagte er anklagend.

«Ich trete bisweilen unter diesem Namen auf», bestätigte der Fremde, woraufhin der Bischof und die übrigen Geistlichen sich bekreuzigten, denn der Name bedeutete, dass er ein Liebling des Teufels war. «Doch in Wirklichkeit heiße ich Guy Vexille.»

Der Name sagte Joscelyn nichts, doch die Kirchenmänner bekreuzigten sich ein zweites Mal, und der Bischof erhob seinen Stab, als wolle er sich verteidigen.

«Und was zum Teufel tut Ihr hier?», fragte Joscelyn herrisch.

«Ich bin gekommen», sagte Vexille, «um Licht in diese Welt zu bringen.»

Ein kalter Schauer überlief Joscelyn. Er wusste nicht, warum, er spürte nur eine instinktive Furcht vor diesem Mann, der sich Harlekin nannte und Licht in die Finsternis bringen wollte.

Die Knocheneinrenkerin verkündete gleich, sie könne nicht viel tun, und das, was sie tat, fügte Geneviève höllische Schmerzen zu, doch nachdem die Prozedur beendet war, wusch Bruder Clément der Gepeinigten sanft das Blut von Schulter und Brust, träufelte Honig auf die Wunde und verband sie erneut mit Sackleinen. Immerhin verspürte Geneviève plötzlich großen Hunger, was ein gutes Zeichen war. Sie aß alles, was Thomas ihr brachte, obwohl es weiß Gott wenig genug war, denn er selbst hatte bei seiner

Plünderung alles Essbare aus Astarac mitgenommen, und die Vorräte des Klosters waren nahezu aufgebraucht, weil die Mönche sie an die Dorfleute weitergegeben hatten. Doch es gab noch ein wenig Käse, Birnen, Brot und Honig, und Bruder Clément kochte wieder einen großen Topf Suppe für alle. Die Aussätzigen zogen mit ihren Klappern in den Wald, um die Pilze dafür zu suchen. Zweimal am Tag gingen einige von ihnen zur Rückseite des Klosters und erklommen eine Treppe, die in einen kahlen steinernen Raum führte. Durch ein kleines Fenster konnte man von dort den Altar der Kirche sehen. Hier durften die Aussätzigen beten, und am zweiten und dritten Tag nach seinem Gespräch mit Abbé Planchard begleitete Thomas sie. Er ging nur widerstrebend, da er als Exkommunizierter eigentlich keine Kirche mehr betreten durfte, doch Bruder Clément zog ihn hartnäckig am Arm und strahlte über das ganze Gesicht, als Thomas schließlich nachgab.

Am Tag nach der qualvollen Behandlung durch die Knocheneinrenkerin kam Geneviève mit ihm. Das Gehen bereitete ihr keine Schwierigkeiten, obgleich sie noch geschwächt war und den linken Arm kaum bewegen konnte. Aber der Bolzen hatte ihre Lunge verfehlt, und deshalb – und dank Bruder Cléments Pflege – hatte sie überlebt. «Ich dachte, ich müsste sterben», gestand sie Thomas.

Er dachte an die drohende Seuche, aber da er nichts weiter darüber gehört hatte, beschloss er, Geneviève erst einmal nichts davon zu sagen. «Du wirst nicht sterben», sagte er. «Aber du musst den Arm bewegen.»

«Ich kann nicht. Es tut weh.»

«Du musst», wiederholte er. Als seine Arme und Hände von der Folter gemartert gewesen waren, hatte Thomas gedacht, er würde sie nie wieder benutzen können, doch seine Freunde, vor allem Robbie, hatten ihn gezwungen, mit dem Bogen zu üben. Anfangs hatte er gedacht, es sei

hoffnungslos, doch nach und nach waren seine Fähigkeiten zurückgekehrt. Er fragte sich, wo Robbie jetzt wohl war. War er in Castillon d'Arbizon geblieben? Die Vorstellung erschreckte ihn. Würde Robbie ihm nach Astarac folgen? War aus ihrer Freundschaft wirklich Hass geworden? Und falls Robbie nicht kam, wer dann? Die Nachricht, dass er im Kloster war, würde sich auf die übliche, unsichtbare Weise ausbreiten – Gespräche im Gasthaus, Straßenhändler, die die Neuigkeiten von Dorf zu Dorf trugen –, und es war nur eine Frage der Zeit, bis jemand in Berat aufhorchte. «Wir müssen bald von hier verschwinden», sagte er zu Geneviève.

«Wohin?»

«Weit weg. Vielleicht nach England?» Er wusste, er war gescheitert. Er würde den Gral hier nicht finden, und selbst wenn sein Vetter auftauchte, wie sollte Thomas ihn besiegen? Er war allein, nur mit einer verletzten Frau an seiner Seite, während Guy Vexille mit einem ganzen Trupp Soldaten reiste. Der Traum war vorbei, und es war Zeit zu gehen.

«Ich habe gehört, in England ist es kalt», sagte Geneviève.

«Die Sonne scheint jeden Tag», erwiderte Thomas mit ernster Miene, «die Ernte ist üppig, und die Fische springen aus den Flüssen direkt in den Topf.»

Geneviève lächelte. «Dann musst du mir Englisch beibringen.»

«Ein bisschen kannst du doch schon.»

«Ich kenne ‹verflucht›, ‹verdammt›, ‹gottverdammt› und ‹Himmelherrgott noch mal›.»

Thomas lachte. «Du hast das Englisch der Bogenschützen gelernt, aber den Rest bringe ich dir auch noch bei.»

Er beschloss, dass sie am nächsten Tag aufbrechen würden. Er schnürte seine Pfeile zusammen und säuberte Genevièves Kettenhemd. Dann band er die Pferde im

Olivenhain an einen Baum, damit sie grasen konnten, und da es noch früher Nachmittag war, machte er sich zu Fuß auf den Weg zu der Burgruine. Er wollte sich noch ein letztes Mal die Festung ansehen, in der seine Vorfahren einst geherrscht hatten.

Als er das Kloster verließ, begegnete er Philin. Der *coredor* hatte seinen Sohn aus dem Krankentrakt abgeholt, ihn auf sein Pferd gesetzt und führte ihn nun Richtung Süden. Das Bein des Jungen war mit einigen der Kastanienstöcke geschient, die die Mönche sonst als Stütze für die Weinreben verwendeten. «Ich will nicht zu lange hierbleiben», sagte Philin zu Thomas. «Ich werde immer noch wegen Mordes gesucht.»

«Planchard würde dir doch sicher Schutz bieten», wandte Thomas ein.

«Ja, aber das würde die Familie meiner Frau nicht davon abhalten, Männer loszuschicken, um mich zu töten. In den Hügeln sind wir sicherer. Galdrics Bein wird dort genauso gut heilen wie anderswo. Und falls du einen Unterschlupf suchst –»

«Ich?» Thomas war überrascht über das Angebot.

«Einen guten Bogenschützen können wir immer gebrauchen.»

«Ich glaube, ich kehre nach Hause zurück. Nach England.»

«Dann möge Gott dich beschützen, mein Freund», sagte Philin und bog nach Westen ab, während Thomas weiter nach Süden und durch das Dorf ging. Einige der Leute dort bekreuzigten sich, als sie ihn erblickten, was bewies, dass sie ihn erkannten, doch niemand versuchte sich für das zu rächen, was er und seine Männer ihnen angetan hatten. Vielleicht hätten sie es gern getan, doch er war groß und kräftig und trug ein langes Schwert am Gürtel. Als er den Pfad zur Ruine hinaufging, merkte er, dass ihm drei Männer

folgten. Er blieb stehen und drehte sich zu ihnen um, doch sie machten keine Anstalten, sich ihm zu nähern, sondern beobachteten ihn nur aus sicherem Abstand.

Es war ein guter Ort für eine Burg, dachte Thomas. Auf jeden Fall besser als Castillon d’Arbizon. Die Festung von Astarac stand auf einem Felsvorsprung und war nur über den schmalen Pfad zu erreichen, über den er gekommen war. Ursprünglich war der gesamte Felsvorsprung von einer hohen Mauer umschlossen gewesen, doch davon waren nur noch moosbewachsene Steinhaufen übrig, die ihm höchstens bis zur Hüfte reichten. Ein Rechteck aus zerfallenen Mauerresten, an das sich im Osten ein Halbrund anschloss, zeigte, wo die Kapelle gewesen war, und als Thomas über die großen Steinplatten ging, unter denen seine Vorfahren begraben lagen, sah er, dass jemand erst vor kurzem daran herumgewerkelt hatte. Kratzspuren zeigten an, wo sie hochgehebelt worden waren. Er überlegte, ob er versuchen sollte, eine der Platten anzuheben, doch dazu hatte er weder die Zeit noch das nötige Werkzeug, und so ging er zur Westseite, wo der Burgturm gestanden hatte, jetzt nur noch ein steinernes Gerippe, durch das Wind und Regen fegten. Als er an dessen Fuß ankam, drehte er sich noch einmal um, doch seine Verfolger schienen das Interesse an ihm verloren zu haben. Waren sie hier, um etwas zu bewachen? Womöglich den Gral? Bei dem Gedanken schoss ihm ein glühender Blitz durch die Adern, doch dann gewann er seinen Gleichmut wieder. Es gab keinen Gral. Der Wahnsinn seines Vaters hatte ihm diesen hoffnungslosen Traum in den Kopf gesetzt.

An einer Seite des Turms führten die Überreste einer Treppe nach oben, und Thomas stieg hinauf bis zu der Stelle, wo sich einst der Boden des ersten Stockwerks von Wand zu Wand gespannt hatte. Dort gähnte ein riesiges Loch in der fünf Fuß dicken Mauer, und Thomas kletterte

hinein. Er blickte hinunter ins Tal, folgte mit den Augen dem Lauf des Flusses und versuchte erneut, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu empfinden, ein Echo seiner Vorfahren einzufangen, doch vergeblich. Er hatte etwas empfunden, als er nach Hookton zurückgekehrt war, sowenig er davon auch wiedergefunden hatte, aber hier spürte er nichts. Und der Gedanke, dass Hookton ebenso zerstört war wie diese Burg, weckte in ihm die Frage, ob ein Fluch über den Vexilles lag. Die Leute hier erzählten sich, dass die *dragas*, die Frauen des Teufels, Blumen hinterließen, wo sie gingen. Hinterließen die Vexilles Ruinen? Vielleicht hatte die Kirche doch recht. Vielleicht verdiente er es, exkommuniziert zu werden. Er blickte nach Westen, in die Richtung, in die er sich wenden musste, wenn er heimwärts wollte.

Und da sah er die Reiter.

Sie waren oben auf der Hügelkette, ein gutes Stück von ihm entfernt, und sie schienen aus der Richtung von Berat zu kommen. Es waren viele, und es waren Soldaten, denn was seine Aufmerksamkeit geweckt hatte, war das Aufblitzen von Metall.

Ungläubig starrte er hinüber. Dann setzte sein Verstand wieder ein, und er lief los, die Treppe hinunter, über den von Unkraut überwucherten Innenhof, durch das zerborstene Tor, an den drei Männern vorbei und den Pfad hinunter, durch das Dorf und dann Richtung Norden, bis er keuchend am Tor des Aussätzigenspitals ankam. Bruder Clément öffnete ihm, und Thomas stürmte an ihm vorbei. «Soldaten», rief er nur, lief weiter zur Hütte und schnappte sich seinen Bogen, die zusammengeschnürten Pfeile, ihre Mäntel und Kettenhemden und die Taschen. «Komm schnell», rief er zu Geneviève, die vorsichtig Bruder Cléments frischgesammelten Honig in kleine Gläser füllte. «Frag nicht, komm.»

Sie eilten zum Olivenhain, doch als Thomas sich umsah, bemerkte er Soldaten auf der Straße, die nördlich von

St. Sévère durch das Tal führte. Die Männer waren noch ein gutes Stück entfernt, doch wenn sie zwei Reiter erblickten, die vom Kloster aufbrachen, würden sie ihnen folgen. Fliehen konnten sie also nicht mehr, sie mussten sich verstecken. Er blieb stehen und überlegte kurz.

«Was ist?», fragte Geneviève.

«Soldaten. Wahrscheinlich aus Berat.»

«Da auch.» Sie deutete in Richtung Süden. Die Leute aus dem Dorf kamen auf das Kloster zugelaufen, und das konnte nur bedeuten, dass Soldaten anrückten.

Thomas fluchte. Er nahm Geneviève an der Hand und lief mit ihr zur Rückseite des Klosters, auf den Pfad, den die Aussätzigen nahmen, wenn sie zur Kirche wollten. Die Glocke des Klosters begann zu läuten, um die Mönche zu warnen, dass bewaffnete Fremde in ihr Dorf gekommen waren.

Und Thomas wusste, warum. Wenn die Soldaten sie fanden, würden er und Geneviève auf dem Scheiterhaufen enden. Hastig erklomm er die Treppe zum Gebetsraum der Aussätzigen, warf seinen Bogen, die Pfeile und das übrige Gepäck durch das Fenster, das auf den Altar hinausging, und kletterte hinterher. Die Öffnung war schmal, doch er zwängte sich hindurch und ließ sich auf den Steinboden der Kirche fallen. «Komm!», drängte er Geneviève. Am anderen Ende des Mittelschiffs ging die Tür auf, und Leute drängten herein. Geneviève stöhnte vor Schmerz, als sie sich durch das kleine Fenster schob. Sie blickte angstvoll nach unten, doch Thomas streckte die Arme aus und fing sie auf. «Hier entlang.» Er schnappte sich die Sachen und eilte mit ihr am Chor vorbei zum Seitenaltar, wo die Statue des heiligen Benedikt traurig auf die verängstigen Dorfbewohner herabblickte.

Die Tür in der Nische dahinter war verschlossen, was Thomas nicht überraschte. Er schob Geneviève beiseite und trat mit dem Absatz gegen das Schloss. Der Knall hallte wie

ein Paukenschlag durch die Kirche, und die Tür bebte heftig, doch sie gab nicht nach. Er trat ein zweites Mal dagegen, kräftiger, und beim dritten Mal krachte es, Holz splitterte, und der Riegel des Schlosses sprengte den alten Türrahmen. «Pass auf, die Treppe ist rutschig», sagte er und führte sie die Stufen hinunter in die Finsternis des Beinhauses. Vorsichtig tastete er sich zu dem Rundbogen vor, der nur halb gefüllt war, warf seine Sachen hinter den Knochenstapel und hob Geneviève hoch. «Klettere nach hinten durch», sagte er, «und räum die Knochen beiseite.»

Da er wusste, dass er ihr nicht folgen konnte, ohne Dutzende von Rippen und Arm- und Beinknochen hinunterzuwerfen, ging er von Rundbogen zu Rundbogen und riss überall Knochen heraus. Schädel kullerten über den Boden, Ellen und Schienbeine klapperten, und erst als das ganze Kellergewölbe mit Gebeinen übersät war, folgte er Geneviève und half ihr, zwischen den ältesten Knochen hinten an der Wand Raum zu schaffen. Sie zerrten die Rippen und Beckenknochen und Schulterblätter beiseite, bis sie sich schließlich ein tiefes, dunkles Versteck inmitten der Toten geschaffen hatten.

Und dort, in der Finsternis, umgeben von Gebeinen, warteten sie.

Sie hörten, wie die Tür in den Angeln quietschte. Sahen das kleine, flackernde Licht einer Laterne, das groteske Schatten an die gewölbte Decke warf.

Und hörten die klirrenden Schritte der Männer, die gekommen waren, sie zu töten.

Henri Courtois wurde beauftragt, mit dreiunddreißig Armbrustschützen und zweiundvierzig Soldaten nach Castillon d'Arbizon zu reiten und die Burg zu belagern. Courtois nahm den Befehl nur widerstrebend entgegen. «Ich kann die Burg belagern», sagte er, «aber erobern kann ich sie nicht. Jedenfalls nicht mit einer so kleinen Truppe.»

«Den Engländern ist es gelungen», bemerkte Joscelyn schneidend.

«Die Garnison Eures Onkels hat geschlafen, aber Guillaume d'Evecque wird nicht so zuvorkommend sein. Er gilt als ausgefuchster Krieger.» Courtois wusste, wer in Castillon d'Arbizon den Befehl führte und über wie viele Männer er verfügte, weil Robbie es ihm verraten hatte.

Joscelyn bohrte dem älteren Mann seinen Zeigefinger in die Brust. «Ich dulde es nicht, dass auch nur ein Bogenschütze weiterhin mein Land plündert. Sorgt dafür, dass das aufhört. Und gebt den Bastarden das hier.» Er reichte Courtois ein versiegeltes Pergament. «Darin steht, dass sie zwei Tage Zeit haben, die Burg zu verlassen», erklärte Joscelyn, «und wenn sie den Bedingungen zustimmen, könnt Ihr sie gehen lassen.»

Courtois nahm das Pergament, zögerte jedoch, bevor er es einsteckte. «Und das Lösegeld?», fragte er.

Joscelyn starrte ihn finster an, aber die Ehre gebot, dass Guillaume d'Evecque ein Drittel des Lösegelds erhielt, das für die Freilassung des neuen Grafen vereinbart worden war, und somit war die Frage berechtigt. «Das Lösegeld ist dadrin», erwiderte Joscelyn knapp und deutete mit dem Kopf auf das Pergament. «Bis auf den letzten Florin.»

«Dadrin?», fragte Courtois verdutzt, denn es war offensichtlich, dass die Nachricht keine Münzen enthielt.

«Geht endlich!», fuhr Joscelyn ihn an.

Am gleichen Tag, an dem Courtois sich auf den Weg machte, brach auch Guy Vexille nach Astarac auf. Joscelyn war froh, den Harlekin los zu sein. Der Mann war ihm unheimlich, auch wenn Vexilles Soldaten ihm als Verstärkung seiner Truppe durchaus willkommen waren. Vexille führte achtundvierzig Soldaten mit sich, alle mit erstklassigen Pferden, Rüstungen und Waffen ausgestattet, und zu Joscelyns Überraschung hatte er keinen einzigen Écu für den Unterhalt gefordert. «Ich verfüge über eigene Mittel», hatte er ihm kühl mitgeteilt.

«Achtundvierzig Soldaten?», hatte Joscelyn staunend gesagt. «Dafür braucht man eine Menge Geld.»

«Er stammt aus einer Ketzerfamilie, Herr», hatte der alte Kaplan seines Onkels angemerkt, als erkläre das den Reichtum des Harlekins. Doch Vexille hatte ein Schreiben von Louis Bessières, Kardinalerzbischof von Livorno, vorgelegt, und das bewies, dass er kein Ketzer sein konnte. Nicht, dass es Joscelyn gekümmert hätte, wenn Vexille heidnische Götzen anbetete oder dem Vollmond Jungfrauen opferte. Nein, was ihm Sorgen bereitete, war die Tatsache, dass die Vexilles einst die Herren von Astarac gewesen waren. Da ihm die Angst, der schwarz gekleidete Ritter sei gekommen, um das Land seiner Vorfahren zurückzufordern, keine Ruhe ließ, sprach er Vexille schließlich darauf an.

Der Harlekin hatte ihn nur gelangweilt angesehen. «Astarac gehört seit über hundert Jahren zu Eurem Lehen. Mit welchem Recht könnte ich es zurückfordern?»

«Warum seid Ihr dann hier?», fragte Joscelyn.

«Ich kämpfe jetzt für die Kirche», erwiderte Vexille, «und ich habe den Auftrag, einen Entflohenen aufzuspüren und ihn seiner gerechten Strafe zuzuführen. Sobald ich ihn gefunden habe, werden wir Euer Land verlassen.»

Plötzlich hörte man, wie ein Schwert aus der Scheide gezogen wurde. Das metallische Scharren hallte

unnatürlich laut durch den großen Saal. Vexille drehte sich um.

Robbie Douglas stand mit gezückter Waffe vor ihm. «Ihr wart in Schottland», sagte er drohend.

Vexille musterte den jungen Mann von oben bis unten, offensichtlich unbeeindruckt von der Klinge, die auf ihn gerichtet war. «Ich habe viele Länder bereist», erwiderte er kühl. «Unter anderem auch Schottland.»

«Ihr habt meinen Bruder getötet.»

«Nein!» Joscelyn stellte sich zwischen die beiden Männer. «Du hast mir einen Eid geschworen, Robbie.»

«Ich habe auch einen Eid geschworen, diesen Bastard zu töten!»

«Nein», sagte Joscelyn noch einmal, ergriff Robbies Schwerthand und drückte sie nach unten. In Wirklichkeit hätte es Joscelyn nicht viel ausgemacht, wenn Robbie im Zweikampf gestorben wäre, aber im umgekehrten Fall hätten Vexilles schwarz gekleidete Soldaten sich gewiss an Joscelyn und seinen Männern gerächt. «Du kannst ihn töten, wenn er hier fertig ist. Versprochen.»

Vexille lächelte nur herablassend. Am nächsten Morgen brach er mit seiner Truppe auf, und Joscelyn war erleichtert. Es war nicht nur Guy Vexille, der ihn nervös machte, sondern auch seine Gefährten, vor allem der eine, der weder Lanze noch Schild trug. Er hieß Charles und war von abstoßender Hässlichkeit. Er sah aus, als hätte man ihn aus irgendeinem Dreckloch gezogen, abgeklopft, ihm ein Messer in die Hand gedrückt und losgeschickt, Angst zu verbreiten. Charles hatte eine eigene kleine Truppe von zwölf Mann unter sich, die zusammen mit Vexille nach Astarac ritt.

Nun, da Courtois nach Castillon d’Arbizon gezogen war, um das Land von den dreisten Engländern zu befreien, und Vexille seinen Ketzer in Astarac jagte, konnte Joscelyn

ungestört sein Erbe in Berat genießen. Robbie Douglas leistete ihm dabei Gesellschaft, und während der nächsten Tage taten sie nur, was ihnen Spaß machte. Sie gaben Geld für Kleider, Waffen, Pferde, Wein und Frauen aus, für alles, was Joscelyn gefiel, aber manche Dinge waren in Berat nicht zu bekommen, und so wurde ein Kunsthandwerker in die Burg bestellt. Für gewöhnlich bestand die Aufgabe des Mannes darin, Gipsfiguren für Kirchen und Klöster herzustellen, doch nun sollte er Abdrücke von Joscelyns Körper anfertigen. Auch ein Schneider war gerufen worden, um den Körper des Grafen zu vermessen, und ein Schreiber notierte alle Maße, von der Schulter zur Hüfte, von der Hüfte zum Knie, von der Schulter zum Ellbogen und so weiter. Als alles notiert war, wurden die Maße auf ein Pergament kopiert, versiegelt und gemeinsam mit den Gipsabdrücken in eine große Truhe gepackt. Diese wurde, von vier Soldaten bewacht, nach Mailand gebracht, wo Antonio Givani, der beste Waffenschmied des Abendlandes, anhand des Modells einen vollständigen Plattenharnisch anfertigen sollte. «Erschafft ein Meisterwerk», hatte Joscelyn seinem Schreiber diktiert, «um das mich alle Ritter beneiden werden», und er hatte dem Brief eine großzügige Vorauszahlung in Genovinos beigefügt, mit dem Versprechen, eine weitere gutgefüllte Börse zu schicken, wenn der Harnisch vor dem Frühling bei ihm eintraf.

Er hatte Robbie das Lösegeld in den gleichen Münzen ausbezahlt, doch an dem Abend, als die Soldaten nach Mailand aufbrachen, war Robbie so dumm, einen Satz Würfel aus Elfenbein zu bewundern, die Joscelyn in der Stadt gekauft hatte. «Gefallen sie dir?», fragte Joscelyn. «Spielen wir darum. Wer die höhere Zahl würfelt, kann sie behalten.»

Robbie schüttelte den Kopf. «Ich habe einen Eid geschworen, nie wieder zu spielen.»

Joscelyn fand, das sei das Komischste, was er seit Monaten gehört hatte. «Frauen schwören Eide», sagte er, «und Mönche müssen es tun, aber Krieger schwören nur ihre Treue in der Schlacht.»

Robbie errötete. «Ich habe es einem Geistlichen geschworen.»

«Oh, gütiger Jesus!» Joscelyn lehnte sich in seinem Sessel zurück. «Du traust dich nicht, stimmt's? Ist das der Grund, weshalb die Schotten stets gegen die Engländer verlieren?» In Robbie wallte Zorn auf, doch er war so klug, sich zusammenzureißen, und hielt den Mund. «Die Gefahr», sagte Joscelyn leichthin, «ist das Schicksal des Soldaten. Ein Mann, der Angst vor der Gefahr hat, kann kein Soldat sein.»

«Ich bin Soldat», entgegnete Robbie.

«Dann beweise es, mein Freund», sagte Joscelyn und rollte die Würfel über den Tisch.

So spielte Robbie, und er verlor. Er verlor auch am nächsten Abend. Und am übernächsten. Am vierten Abend setzte er das Geld, das nach England geschickt werden sollte, um ihn freizukaufen, und er verlor auch das. Am nächsten Tag trafen die italienischen Kanoniere, die der alte Graf aus Toulouse angefordert hatte, in der Burg ein, und Joscelyn bezahlte sie mit dem Geld, das er von Robbie gewonnen hatte. «Wie schnell könnt ihr in Castillon d'Arbizon sein?», fragte er die Italiener.

«Das wird ein paar Tage dauern, Herr.»

«Ist das Ding bereit?» Joscelyn ging um den Wagen herum, auf dem die Kanone festgeschnallt war. Sie sah aus wie eine Flasche mit engem Hals und bauchigem Körper.

«Ja, Herr», bestätigte Gioberti, der Stückmeister.

«Habt ihr Schießpulver?»

Gioberti deutete auf einen zweiten Wagen, auf dem sich Fässer türmten.

«Und Geschosse? Kugeln?»

«Bolzen, Herr», korrigierte Gioberti und wies auf einen weiteren Wagen. «Wir haben mehr als genug.»

«Dann machen wir uns auf den Weg!», sagte Joscelyn begeistert. Die Kanone faszinierte ihn. Sie war neun Fuß lang und an der dicksten Stelle vier Fuß breit und hatte etwas Gedrungenes, Drohendes. Sie sah teuflisch aus, wie in der Hölle geschmiedet, und er war versucht, gleich hier im Burghof eine Vorführung zu verlangen, doch er wusste, dadurch würden sie wertvolle Zeit verlieren. Nein, er würde warten, bis das Ding gegen diese sturen, verhassten Engländer zum Einsatz kam.

Als Henri Courtois in Castillon d'Arbizon ankam, ließ er seine Armbrustschützen und Soldaten vor dem Westtor zurück und ritt nur in Begleitung eines jungen Priesters zur Burg. Er rief die Wachen auf der Brustwehr, und als d'Evecque sah, dass nur ein einzelner Soldat und ein Priester Zutritt verlangten, gab er die Erlaubnis, das Tor zu öffnen.

D'Evecque ging hinunter in den Innenhof, wo Courtois vom Pferd stieg und sich vorstellte. Der Normanne erwies ihm dieselbe Höflichkeit, dann taxierten sich die beiden Männer. Beide sahen, dass der andere ebenfalls Soldat war. «Der Graf von Berat schickt mich», sagte Courtois förmlich.

«Ihr bringt das Geld, nehme ich an?», sagte d'Evecque.

«Ich bringe, was man mir befohlen hat, und ich fürchte, Ihr werdet darüber nicht sehr glücklich sein», erwiderte Courtois und musterte aufmerksam die Bogenschützen und Soldaten, die neugierig herbeigekommen waren. Zähe Kerle, dachte er. «Ich bin erschöpft», sagte er zu d'Evecque. «Ich bin den ganzen Tag geritten. Habt Ihr einen Becher Wein für mich?»

«Ist Berat etwa der Wein ausgegangen?»

«Nein, eher der Verstand.»

D’Evecque grinste. «Gehen wir hinein», sagte er und führte seinen Gast die steile Treppe zum Saal hinauf. Da dieses Gespräch das Schicksal der gesamten Garnison betraf, erlaubte er den Männern, mitzukommen und zuzuhören.

D’Evecque und Courtois setzten sich einander gegenüber an den langen Tisch. Der Priester, der lediglich dabei war, um zu signalisieren, dass Courtois keine bösen Absichten hegte, nahm ebenfalls Platz, während die Soldaten und Bogenschützen entlang der Wand stehen blieben. Während das Feuer geschürt und Wein und Essen gebracht wurden, löste Courtois das Band, mit dem der Schild an seinem Hals befestigt war, nahm Brust- und Rückenpanzer ab und legte alles auf den Boden. Er streckte sich, griff mit dankbarem Nicken nach dem Weinbecher und leerte ihn in einem Zug. Dann holte er das versiegelte Pergament aus seinem Beutel und schob es über den Tisch.

D’Evecque löste mit dem Messer das Siegel, faltete das Dokument auseinander und las. Er brauchte lange, da er sich mit dem Lesen schwertat. Als er es zweimal gelesen hatte, blickte er Courtois wütend an. «Was zum Teufel soll das heißen?»

«Ich habe es nicht gesehen», gestand Courtois. «Darf ich?» Da er selbst nicht lesen konnte, gab er das Pergament dem Priester, der damit an eines der hohen, schmalen Fenster trat. Der junge Mann las es und warf einen nervösen Blick auf das zornige Gesicht von d’Evecque.

«Sagt uns, was darin steht», forderte Courtois ihn auf. «Niemand wird Euch umbringen.»

«Nun ja, da steht zweierlei», sagte der Priester. «Zum einen, dass Sieur d’Evecque und seine Männer zwei Tage Zeit haben, Castillon d’Arbizon unbehelligt zu verlassen.»

«Das andere», knurrte d’Evecque.

Der Priester runzelte die Stirn. «Das andere ist ein Wechsel von einem Mann namens Robert Douglas, und wenn Sieur d’Evecque ihn einem gewissen Jacques Fournier vorlegt, werden ihm sechstausendsechshundertundsechzig Florin ausgezahlt.» Mit spitzen Fingern legte er das Dokument auf den Tisch zurück, als wäre es mit Gift getränkt.

«Wer zum Henker ist Jacques Fournier?», bellte d’Evecque.

«Ein Goldschmied in Berat», erklärte Courtois. «Aber ich bezweifle, dass Jacques so viel in seinem Keller hat.»

«Hat Robbie das eingefädelt?», fragte d’Evecque wütend.

«Robbie Douglas hat sich dem Grafen von Berat unterstellt», sagte Courtois. Er war dabei gewesen, als Robbie den Treueeid geleistet hatte, und er hatte den triumphierenden Ausdruck auf Joscelyns Gesicht gesehen, als der Lehenskuss ausgetauscht wurde. «Mein Herr hat ihn dazu gebracht.»

«Hält er uns für Dummköpfe?»

«Er ist überzeugt, dass Ihr es nicht wagen werdet, Euch in Berat blicken zu lassen», erwiderte Courtois.

«Bei allen Heiligen! Man hat uns betrogen!» D’Evecque starrte seine Besucher finster an. «Ist es das, was man in Berat unter Ehre versteht?», fragte er aufgebracht, und als er keine Antwort bekam, hieb er mit der Faust auf den Tisch. «Ich könnte Euch beide gefangen nehmen!»

«Das könntet Ihr», sagte Courtois ruhig, «und Ihr hättet jedes Recht dazu. Aber der Graf wird für mich kein Lösegeld zahlen und für ihn da erst recht nicht.» Er deutete mit dem Kopf auf den schüchternen Priester. «Ihr hättet nur zwei weitere Mäuler zu füttern.»

«Oder zwei weitere Leichname zu begraben», gab d’Evecque zurück.

Courtois zuckte die Achseln. Er wusste, die Ausstellung des Wechsels war unehrenhaft, aber er hatte sich diesen Winkelzug nicht ausgedacht.

«Ihr könnt Eurem Herrn ausrichten», verkündete d’Evecque, «dass wir diese Burg erst dann verlassen werden, wenn wir sechstausendsechshundertundsechzig Florin erhalten haben. Und für jede Woche, die er uns warten lässt, verlangen wir hundert mehr.»

Beifälliges Gemurmel von seinen Männern. Courtois schien diese Antwort nicht zu überraschen. «Ich bin hier, um sicherzustellen, dass Ihr nicht verschwindet. Es sei denn, Ihr wollt Castillon d’Arbizon heute oder morgen verlassen?»

«Wir bleiben», sagte d’Evecque. Es war kein wohlüberlegter Entschluss, und seine Wahl wäre vielleicht anders ausgefallen, hätte er Zeit zum Nachdenken gehabt, doch wenn man ihn um sein Geld betrog, schwoll ihm der Kamm. «Wir bleiben, verdammt noch mal!»

Courtois nickte. «Dann bleibe ich ebenfalls.» Er schob das Pergament über den Tisch. «Ich werde meinem Herrn eine Nachricht schicken und ihm sagen, dass es schonender für seine Börse und das Leben seiner Soldaten wäre, wenn der junge Douglas seine Schuld bezahlt.»

D’Evecque nahm das Pergament und stopfte es in sein Wams. «Ihr bleibt?», fragte er. «Wo?»

Courtois sah zu den Männern, die an der Wand standen. Keinen von ihnen hätte er mit einem plötzlichen Angriff überraschen können. Außerdem bestand seine eigene Truppe hauptsächlich aus den Gefolgsleuten des alten Grafen, und die waren träge geworden, keine ernst zu nehmenden Gegner für diese Garnison. «Ihr könnt die Burg halten», sagte er zu d’Evecque, «aber Ihr habt nicht genug Männer, um die beiden Stadttore zu bewachen. Das überlasst Ihr den Bütteln und Wachleuten. Also werden meine Leute diese Posten übernehmen. Ihr könnt natürlich

versuchen, dagegen anzugehen, aber ich werde Armbrustschützen auf der Brustwehr und Soldaten unten im Tor aufstellen.»

«Habt Ihr schon mal gegen englische Bogenschützen gekämpft?», fragte d'Evecque drohend.

Courtois nickte. «In Flandern. Und es hat mir keinen Spaß gemacht. Aber könnt Ihr es Euch leisten, auch nur einen von ihnen in einem Straßengefecht zu verlieren?»

D'Evecque sah ein, dass sein Gegenüber recht hatte. Wenn er seine Bogenschützen auf die Stadttore ansetzte, mussten sie aus nächster Nähe schießen, aus Gärten, Innenhöfen oder Fenstern. Courtois' Armbrustschützen würden hinter Pavesen oder Hauswänden in Deckung gehen, und einige der Bolzen würden mit Sicherheit ihr Ziel treffen. «Ihr könnt die Stadttore haben», sagte er.

Courtois schenkte sich Wein nach. «Ich habe zweiundvierzig Soldaten und dreiunddreißig Armbrustschützen und natürlich die üblichen Bediensteten, Frauen und Schreiber. Sie müssen alle irgendwo untergebracht werden. Der Winter naht.»

«Dann friert halt», sagte d'Evecque achselzuckend.

«Das könnten wir tun», stimmte Courtois ihm zu, «aber ich schlage vor, Ihr überlasst uns die Häuser zwischen dem Westtor und St. Callic, und dafür garantiere ich Euch, dass wir den Bereich östlich der Rue Charron und südlich der Rue Escarpée nicht betreten werden.»

«Ihr scheint Euch in der Stadt gut auszukennen.»

«Ich war hier mal Kastellan. Vor langer Zeit.»

«Dann wisst Ihr auch von der Pforte bei der Mühle?» D'Evecque meinte die kleine Tür in der Stadtmauer, durch die Thomas und Geneviève geflohen waren.

«Ja, aber die ist zu nah an der Burg. Wenn ich dort Männer aufstelle, können Eure Bogenschützen sie von der Brustwehr des Turms abschießen.» Courtois trank einen

Schluck Wein. «Wenn Ihr wollt, dass ich Euch belagere, kann ich das tun. Ich stelle meine Armbrustschützen vor dem Burgtor auf und lasse sie auf Eure Wachen schießen, aber Ihr wisst so gut wie ich, dass damit nur Männer getötet werden, und an der Sachlage ändert sich nichts. Ich nehme an, Ihr habt Nahrungsmittel?»

«Mehr als genug.»

Courtois nickte. «Ich werde keine Reiter durch die beiden Stadttore lassen. Wenn einige von Euren Männern durch die Mühlenpforte ein und aus gehen, soll mir das gleich sein, solange sie mir nicht in die Quere kommen. Habt Ihr Netze im Fluss ausgelegt?»

«Ja.»

«Wir werden sie nicht anrühren. Ich sage meinen Männern, dass sie sich von der Mühle fernhalten sollen.»

D'Evecque trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte, während er über das Angebot nachdachte. Von den Männern an der Wand drang ein stetes Murmeln herüber, da die Unterhaltung, die auf Französisch geführt wurde, für sie ins Englische übersetzt werden musste. «Gut, Ihr könnt die Häuser zwischen dem Westtor und St. Callic haben», sagte d'Evecque nach einer Weile. «Aber was ist mit den Schankstuben?»

«Eine wichtige Frage», gab Courtois zu.

«Meine Männer gehen gerne in die Drei Kraniche.»

«Ein gutes Haus.»

«Sorgt dafür, dass Eure Männer einen Bogen darum machen», verlangte d'Evecque.

«Einverstanden, aber können sie dafür in den Goldenen Bären gehen?»

«Soll mir recht sein. Aber wir sollten uns darauf einigen, dass niemand die Schankstuben mit Schwert oder Bogen betreten darf.»

«Sehr vernünftig», sagte Courtois. «Keine Waffen außer dem Messer.» Keiner von beiden wollte riskieren, dass betrunkene Soldaten sich nachts wüste Schlachten lieferten. «Und falls es irgendwelche Schwierigkeiten gibt, komme ich zu Euch.» Nachdenklich zog er die Stirn kraus. «Ihr wart doch damals in Flandern, nicht wahr? Mit dem Grafen von Coutances.»

«Das war ich in der Tat», bestätigte d'Evecque. «Mit diesem feigen, hinterhältigen Bastard.» Der Graf, sein ehemaliger Lehnsherr, hatte eine Intrige gegen ihn eingefädelt und ihm sein Land weggenommen.

«Sie sind alle Bastarde», sagte Courtois. «Der alte Graf von Berat war noch ganz in Ordnung. Aber ein furchtbarer Geizkragen und immer nur mit seinen Büchern beschäftigt. Bücher! Wozu sollen die gut sein? Er kannte jedes Buch der Christenheit, und die meisten davon hat er sogar zweimal gelesen, aber er hatte nicht mehr Verstand als ein Huhn! Wisst Ihr, was er in Astarac wollte?»

«Nach dem Heiligen Gral suchen?»

«Genau», sagte Courtois, und beide Männer lachten. «Euer Freund ist jetzt übrigens dort», fügte Courtois hinzu.

«Robbie Douglas?», fragte d'Evecque kalt. Der junge Schotte hatte bei ihm verspielt.

«Nein, der ist in Berat. Ich meine den Bogenschützen und seine Ketzerfrau.»

«Thomas?» D'Evecque konnte seine Überraschung nicht verbergen. «In Astarac? Ich hatte ihm gesagt, er soll nach Hause gehen.»

«Nun, das hat er wohl nicht getan. Warum hat er das Mädchen nicht einfach verbrannt?»

«Er liebt sie.»

«Die Ketzerin? Dem ist wohl das Hirn in die Hose gerutscht. Na, bald braucht er beides nicht mehr.»

«Was meint Ihr damit?»

«Irgendein Bastard ist mit einer ganzen Armee aus Paris gekommen, um ihn sich zu schnappen. Bald wird auf dem Marktplatz von Berat ein hübsches Feuer brennen. Wisst Ihr, was mir ein Priester erzählt hat? Dass Frauen heller brennen als Männer. Seltsam, nicht?» Courtois schob seinen Stuhl zurück und stand auf. «Sind wir uns einig?»

«Sind wir.» D'Evecque beugte sich über den Tisch und gab seinem Gegenüber die Hand. Courtois hob Schild und Panzer auf und bedeutete dem Priester, ihm zu folgen. Draußen im Hof blickte er zum Himmel. «Sieht nach Regen aus.»

«Bringt Eure Rüstung ins Trockene», sagte d'Evecque, obgleich er wusste, dass der Rat überflüssig war.

«Und ein Feuer wäre auch nicht schlecht. Der kälteste Herbst, den ich hier je erlebt habe.»

Damit verließ Courtois den Burghof. Das Tor wurde zugeschlagen und verriegelt, und d'Evecque erklomm die Stufen bis zur Brustwehr des Turms. Doch er wandte sich nicht nach Westen, um zu sehen, wohin sein umgänglicher Feind verschwand, sondern nach Osten, in Richtung auf das unsichtbare Astarac, und er fragte sich, was er tun konnte, um Thomas zu helfen.

Nichts, dachte er. Gar nichts. Und obendrein ging er jede Wette ein, dass der Bastard aus Paris Guy Vexille war, der Mann, der d'Evecque drei üble Wunden zugefügt hatte. Drei Wunden, die nach Rache schrien, doch d'Evecque konnte nichts tun, denn er stand unter Belagerung. Und Thomas, so fürchtete er, war verloren.

Charles Bessières stieg mit einem halben Dutzend seiner Männer hinunter in das Beinhaus, auf der Suche nach Beute. Einer von ihnen trug eine Kerze, und in dem flackernden Licht zerrten sie die dicht an dicht gestapelten Knochen aus den Nischen, weil sie dahinter einen Schatz vermuteten, doch alles, was sie fanden, waren weitere

Knochen. Schließlich entdeckte einer von ihnen den kleinen Nebenraum am Ende des Gewölbes und stieß einen triumphierenden Schrei aus, als er die große, eisenbeschlagene Truhe sah. Mit seinem Schwert brach er das Schloss auf, und Bessières nahm den silbernen Hostienteller und den Kerzenleuchter heraus. «Ist das alles?», fragte er enttäuscht. Ein anderer von seinen Männern fand die kleine Holzkiste, doch keiner von ihnen konnte lesen, und selbst wenn, hätten sie die lateinische Inschrift nicht verstanden, und da die Kiste leer war, warfen sie sie achtlos auf den Boden, zwischen die verstreuten Knochen. Dann bemerkte Bessières den Lederbeutel, der angeblich den Gürtel der heiligen Agnes enthielt. Er fluchte, als er sah, dass nur ein Stück besticktes Leinen darin war, aber immerhin war der Beutel groß genug, um das gestohlene Silberzeug hineinzutun. «Sie haben ihren Reichtum gut versteckt», sagte Bessières.

«Oder sie sind arm», wandte einer seiner Männer ein.

«Das sind Mönche, du Trottel! Natürlich sind die reich.» Bessières knüpfte den Beutel an seinen Gürtel. «Geht und sucht den verdammten Abt», befahl er zweien seiner Leute. «Wir werden die Wahrheit schon aus ihm herausprügeln.»

«Ihr werdet nichts dergleichen tun», sagte eine Stimme, und die Männer drehten sich um. Guy Vexille stand auf der Treppe des Beinhauses, eine Laterne in der Hand, deren Licht düster auf dem schwarz lackierten Brustpanzer schimmerte. Er hielt die Laterne hoch und musterte die verstreuten Knochen. «Habt Ihr keinen Respekt vor den Toten?»

«Holt den Abt», wiederholte Charles Bessières, ohne Vexille zu beachten. «Bringt ihn her.»

«Ich habe bereits nach dem Abt geschickt», sagte Vexille, «und Ihr werdet nichts aus ihm herausprügeln.»

«Ich unterstehe nicht Eurem Befehl.» Bessières funkelte ihn wütend an.

«Aber ich habe ein Schwert», entgegnete Vexille ruhig, «und wenn Ihr Euch mit mir anlegt, werde ich Euch den Bauch aufschlitzen und Eure stinkenden Eingeweide den Würmern zum Fraß überlassen. Ihr seid hier nichts weiter als der Wachhund Eures Bruders, und wenn Ihr Euch nützlich machen wollt, dann geht zum Aussätzigenspital und sucht nach dem Engländer. Aber tötet ihn nicht! Bringt ihn zu mir. Und legt das Silber dorthin zurück, wo Ihr es gefunden habt.» Er wies mit dem Kopf auf den Kerzenleuchter, der aus dem Lederbeutel an Bessières Gürtel herausschaute.

Vexille war allein gegen sieben Mann, aber er strahlte solche Selbstsicherheit aus, dass niemand auf den Gedanken kam, sich ihm entgegenzustellen. Selbst Charles Bessières, der nur wenige Männer fürchtete, fügte sich zähneknirschend und legte den Beutel auf den Boden. «Aber ich verlasse dieses Tal nicht mit leeren Händen», knurrte er trotzig.

«Ich gehe davon aus, dass wir dieses Tal mit dem größten Schatz der Christenheit verlassen werden, Bessières. Und jetzt geht.»

Mit kalter Miene wartete er, bis die Männer das Kellergewölbe verlassen hatten. Dann stellte er die Laterne auf dem Boden ab und begann, die Knochen wieder in die Nischen zu räumen, hielt jedoch inne, als er Schritte auf der Treppe vernahm. Planchard kam in das Beinhaus.

«Ich bitte um Verzeihung für das hier.» Vexille deutete auf die Knochen. «Sie hatten den Befehl, die Abtei unversehrt zu lassen.»

Planchard sagte nichts zu der Entweihung, sondern bekreuzigte sich nur und hob den Lederbeutel mit dem Silber auf. «Das hier ist unser ganzer Schatz», bemerkte er. «Wir sind nie ein reiches Haus gewesen. Aber Ihr könnt diese armseligen Reichtümer gerne stehlen.»

«Ich bin nicht gekommen, um zu stehlen.»

«Warum seid Ihr dann hier?»

Vexille ging nicht auf die Frage ein. «Mein Name», sagte er stattdessen, «ist Guy Vexille, Graf von Astarac.»

«Das haben mir Eure Männer mitgeteilt, als sie mir befahlen, zu Euch zu kommen.» Planchards Tonfall war gelassen, als wollte er damit ausdrücken, dass er ihm diese demütigende Behandlung nicht verübelte. «Aber ich glaube, ich hätte Euch auch so erkannt.»

«Erkannt? Wieso?» Vexille war überrascht.

«Euer Vetter war hier. Ein junger Engländer.» Der Abt legte das Silberzeug wieder in die Truhe. Dann hob er das Stück Leinen vom Boden auf und küsste es ehrfürchtig. «Ihr beide seht Euch erstaunlich ähnlich.»

«Abgesehen davon, dass er ein Bastard ist», sagte Vexille abschätzig. «Und ein Ketzer.»

«Und Ihr seid keins von beidem?», fragte Planchard ruhig.

«Ich diene Kardinalerzbischof Bessières, und Seine Eminenz hat mich hierhergeschickt, um meinen Vetter zu finden. Wisst Ihr, wo er ist?»

«Nein.» Der Abbé setzte sich auf die Bank und nahm eine kleine Gebetskette aus einer Tasche seiner Kutte.

«Aber er war hier?»

«Gestern Abend war er hier», bestätigte Planchard, «aber wo er jetzt ist, weiß ich nicht. Ich habe ihm geraten zu gehen. Ich wusste, dass Männer kommen und nach ihm suchen würden, und sei es nur um des Vergnügens willen, ihn brennen zu sehen, deshalb habe ich ihm gesagt, er soll sich verstecken. Ich vermute, er hat sich in den Wald zurückgezogen, und dort wird es Euch schwerfallen, ihn zu finden.»

«Es wäre Eure Pflicht gewesen, ihn der Kirche zu übergeben», sagte Vexille aufgebracht.

«Ich habe mich stets bemüht, der Kirche gegenüber meine Pflicht zu tun», erwiderte Planchard. «Bisweilen

habe ich dabei versagt, aber Gott wird mich gewiss für dieses Versagen strafen.»

«Weshalb war er hier?»

«Ich denke, das wisst Ihr, Herr.» In dem letzten Wort des Abbés lag ein leiser Hauch von Spott.

«Der Gral.»

Planchard ließ die Gebetsperlen zwischen Daumen und Zeigefinger hindurchgleiten und sah den hochgewachsenen jungen Mann in seiner schwarzen Rüstung nur schweigend an.

«Der Gral war hier», sagte Vexille.

«So?»

«Er wurde hierhergebracht.»

«Davon weiß ich nichts», sagte Planchard.

«O doch, ich glaube, Ihr wisst einiges», gab Vexille zurück. «Der Gral wurde vor dem Fall von Montségur hier versteckt. Doch dann kamen die französischen Kreuzritter nach Astarac, und der Gral wurde an einen anderen Ort gebracht.»

Planchard lächelte. «Das geschah alles lange vor meiner Geburt. Woher sollte ich etwas darüber wissen?»

«Sieben Männer kamen, um ihn zu holen.»

«Die sieben Herren der Finsternis», sagte Planchard. «Ja, die Geschichte kenne ich.»

«Zwei von ihnen waren Vexilles und vier Ritter, die für die Katharer gekämpft hatten.»

«Sieben Männer auf der Flucht vor den französischen Truppen und den Kreuzrittern der Kirche, verhasst in der gesamten Christenheit. Ich bezweifle, dass sie überlebten.»

«Und der siebte», sagte Vexille, ohne die Bemerkung des Abtes zu beachten, «war der Graf von Monthoumet.»

«Ein von jeher unbedeutendes Lehen», sagte Planchard achselzuckend, «kaum groß genug, um mit seinen

Bergweiden zwei Ritter zu unterhalten.»

«Der Graf von Monthoumet war ein Ketzer», fuhr Vexille fort, brach jedoch ab, da plötzlich ein Geräusch aus den Tiefen des Gewölbes zu hören war. Es klang wie ein ersticktes Niesen, gefolgt von Knochengeklapper. Er hob die Laterne auf und trat zu den entweihten Nischen.

«Hier gibt es Ratten», sagte Planchard. «An der Rückseite des Gewölbes verlaufen die Abwasserrinnen des Klosters, und wir vermuten, dass irgendwo ein Teil der Mauer eingestürzt ist. Man hört hier unten oft seltsame Geräusche. Die abergläubischeren unter den Mönchen glauben, dass sie von Geistern stammen.»

Vexille stand mit erhobener Laterne inmitten der verstreuten Gebeine und lauschte. Da er nichts weiter vernahm, wandte er sich wieder dem Abbé zu. «Der Graf von Monthoumet war einer der sieben. Und sein Name war Planchard.» Mit spöttischer Miene deutete er eine Verbeugung an. «Mein Herr.»

Planchard lächelte. «Er war mein Großvater. Er ist nicht mit den anderen geritten, sondern hat sich in Toulouse der Gnade der Kirche ausgeliefert. Da er willens war, wieder zum wahren Glauben zurückzukehren, entging er dem Scheiterhaufen, verlor jedoch sein Lehen, seinen Titel und sein bescheidenes Vermögen. Er starb in einem Kloster. Die Geschichte wurde in unserer Familie natürlich weitererzählt, aber niemand von uns hat je den Gral zu Gesicht bekommen, und ich kann Euch versichern, dass ich nichts darüber weiß.»

«Und doch seid Ihr hier», sagte Vexille scharf.

«In der Tat», gab Planchard zu. «Und das ist kein Zufall. Ich bin als junger Mann in dieses Kloster eingetreten, weil die Geschichten von den Herren der Finsternis mich faszinierten. Einer von ihnen soll den Gral mitgenommen haben, und die anderen hatten einen Eid geschworen, ihn zu beschützen, aber mein Großvater hat immer wieder

versichert, er hätte den Gral nie gesehen. Er war sogar überzeugt, dass er gar nicht existierte, sondern erfunden worden war, um die Kirche zu peinigen. Die Kreuzritter hatten die Katharer ausgelöscht, und die Herren der Finsternis rächten sich, indem sie das Gerücht verbreiteten, die Schwerter der Kirche hätten nicht nur die Ketzer, sondern auch den Heiligen Gral vernichtet. Das war ihr wirkliches Teufelswerk.»

«Ihr seid also hierhergekommen», sagte Vexille sarkastisch, «weil Ihr nicht an die Existenz des Grals glaubtet?»

«Nein, weil ich wusste, wenn die Nachkommen der Herren der Finsternis sich auf die Suche nach dem Gral machten, würden sie hier damit beginnen, und ich wollte sehen, was passiert. Doch diese Neugier ist schon lange versiegt. Gott schenkte mir viele Jahre, es gefiel Ihm, mich zum Abt zu machen, und Er hat mich in Seine Gnade eingeschlossen. Ich gestehe, in der ersten Zeit suchte ich nach Spuren des Grals, was mir strenge Ermahnungen von meinem Abt eintrug, doch Gott hat mich zur Vernunft gebracht. Mittlerweile denke ich, mein Großvater hatte recht, und all das ist nur eine erfundene Geschichte, um sich an der Kirche zu rächen und die Menschen in den Wahnsinn zu treiben.»

«Der Gral existiert», beharrte Vexille.

«Dann bete ich zu Gott, dass ich ihn finde. Und wenn ich ihn finde, werde ich ihn im tiefsten Ozean versenken, auf dass niemand mehr um seinetwillen sterben muss. Was würdet Ihr denn mit dem Gral tun, Sieur Vexille?»

«Ihn benutzen.»

«Wozu?»

«Um die Welt von der Sünde zu reinigen.»

«Das wäre ein großes Werk», sagte Planchard, «aber selbst Jesus ist daran gescheitert.»

«Hört Ihr auf, zwischen den Weinstöcken Unkraut zu jäten, nur weil es immer wieder nachwächst?», fragte Vexille.

«Nein, natürlich nicht.»

«Dann muss auch Jesu Werk fortgeführt werden.»

Der Abt musterte den Ritter eine Weile. «Seid Ihr ein Instrument Christi? Oder das Werkzeug von Kardinal Bessières?»

Vexille verzog das Gesicht. «Der Kardinal ist wie die Kirche, Abbé. Grausam, korrupt und böse.»

Planchard widersprach ihm nicht. «Und was ist Euer Schluss daraus?»

«Wir brauchen eine neue Kirche. Eine saubere, sündenfreie Kirche, vertreten durch ehrliche Männer, die gottesfürchtig leben. Und dafür wird der Gral sorgen.»

Planchard schmunzelte. «Das würde dem Kardinal sicher nicht gefallen.»

«Der Kardinal hat mir seinen Bruder mitgeschickt, zweifellos um mich zu töten, sobald ich meinen Zweck erfüllt habe.»

«Und worin besteht Euer Zweck?»

«Den Gral zu finden. Und dazu muss ich zunächst meinen Vetter aufspüren.»

«Glaubt Ihr, er weiß, wo der Gral ist?»

«Ich glaube, sein Vater hatte ihn», sagte Vexille, «und ich glaube, Thomas weiß, wo er ist.»

«Er denkt dasselbe von Euch. Ihr beide seid wie zwei Blinde, von denen jeder glaubt, der andere könne sehen.»

Vexille lachte. «Thomas ist ein Narr. Er ist mit seinen Männern in die Gascogne gekommen, um den Gral zu finden oder vielleicht auch mich, und jetzt ist er auf der Flucht. Eine ganze Anzahl seiner Männer ist zum Grafen von Berat übergelaufen, und der Rest hat sich in Castillon

d’Arbizon verschanzt, aber wie lange werden sie durchhalten? Zwei Monate? Er hat versagt, Planchard. Er ist blind, aber ich bin sehend, und ich werde ihn finden und aus ihm herausholen, was er weiß. Doch was ist mit Euch? Was wisst Ihr?»

«Ich habe es Euch bereits gesagt. Nichts.»

Drohend trat Vexille auf den Abt zu und starrte ihn an. «Ich könnte Euch foltern, alter Mann.»

«Das könntet Ihr», sagte Planchard milde, «und ich würde gewiss aus Leibeskräften schreien, aber Ihr würdet in den Schreien nicht mehr Wahrheit finden als in dem, was ich Euch jetzt aus freien Stücken sage.» Er schob die Gebetskette in die Tasche und stand auf. «Und ich möchte Euch im Namen Christi bitten, diese Gemeinschaft zu verschonen. Sie weiß nichts von dem Gral, sie kann Euch nichts erzählen und nichts geben.»

«Im Dienste des Herrn werde ich nichts und niemanden verschonen.» Vexille zog sein Schwert und richtete es auf den Abt. Planchard zuckte mit keiner Wimper. «Schwört auf diese Klinge», befahl Vexille, «dass Ihr nichts von dem Gral wisst.»

«Ich habe Euch alles gesagt», erwiderte Planchard, und anstatt das Schwert zu berühren, ergriff er das hölzerne Kruzifix, das um seinen Hals hing, und küsste es. «Eurem Schwert bin ich nicht verbunden, aber ich schwöre beim Kreuz meines geliebten Herrn, dass ich nichts von dem Gral weiß.»

«Warum sollte ich Euch glauben? Eure Familie hat uns betrogen», sagte Vexille.

«Wir? Euch betrogen?»

«Euer Großvater war einer von den sieben. Er hat widerrufen.»

«Und damit hat er Euch betrogen? Indem er zum wahren Glauben zurückkehrte?» Planchard runzelte die Stirn.

«Wollt Ihr damit sagen, Ihr haftet noch immer der Ketzerei der Katharer an?»

«Wir sind gekommen, Licht in die Welt zu bringen», sagte Vexille, «und sie von der Verderbtheit der Kirche zu befreien. Ich habe meinen Glauben bewahrt, Planchard.»

«Dann seid Ihr der Einzige, und es ist ein Ketzerglaube.»

«Jesus Christus wurde wegen Ketzerei gekreuzigt, wer also als Ketzer beschimpft wird, ist eins mit Ihm.» Mit diesen Worten rammte Vexille dem Abt die Klinge in die Kehle. Erstaunlicherweise setzte der alte Mann ihm keinerlei Widerstand entgegen, sondern hielt nur das Kruzifix umklammert, während das Blut aus seinem Hals sprudelte und die weiße Kutte dunkelrot färbte. Er brauchte lange, um zu sterben, doch schließlich sank er vornüber. Vexille zog die Klinge heraus und wischte sie am Saum der Kutte ab. Dann schob er das Schwert zurück in die Scheide und griff nach der Laterne.

Er blickte sich noch einmal prüfend im Beinhaus um, sah jedoch nichts Ungewöhnliches und stieg die Treppe hinauf. Die Tür fiel ins Schloss, und tiefste Finsternis breitete sich aus. Thomas und Geneviève kauerten in ihrem Versteck und warteten.

Sie warteten die ganze Nacht. Thomas hatte das Gefühl, er hätte kein Auge zugetan, doch er musste eingenickt sein, denn irgendwann schreckte er hoch, als Geneviève nieste. Ihre Wunde schmerzte, doch sie sagte nichts, sondern döste nur still vor sich hin.

Sie wussten nicht, wann es Morgen wurde, da kein Lichtschein in das Beinhaus drang. Sie hatten nichts gehört, keine Schritte, keine Schreie, keine Gebete, nur Grabesstille. Irgendwann hielt Thomas das Warten nicht mehr aus und kroch aus der Nische. Geneviève blieb in dem Versteck, während Thomas sich über die verstreuten Knochen hinweg zur Treppe vortastete. Er schlich hinauf,

lauschte eine Weile, und als er nichts hörte, stieß er vorsichtig die aufgebrochene Tür auf.

Die Klosterkirche war leer. Es musste Morgen sein, da das Licht von Osten kam, aber es war schwer zu schätzen, wie hoch die Sonne stand, da das Licht zwar hell, aber diffus war. Vermutlich lag Nebel über dem Tal, dachte Thomas.

Er ging zurück zum Beinhaus. Als er das Gewölbe durchquerte, stieß er mit dem Fuß gegen etwas Hölzernes. Er bückte sich und ertastete die kleine Kiste, in der der Gral gewesen war. Erst wollte er sie in die Truhe zurücklegen, doch dann beschloss er, sie zu behalten. «Geneviève!», rief er leise. «Komm raus.»

Sie reichte ihm die Taschen, seinen Bogen und die Pfeile, die Kettenhemden und die Mäntel über die Knochen hinweg und kletterte dann hinterher, das Gesicht vor Schmerzen verzogen. Thomas musste ihr helfen, das Kettenhemd anzulegen, und sie stöhnte auf, als er ihren Arm anhob. Er schlüpfte ebenfalls in sein Kettenhemd, legte ihr und sich den Mantel um und schnürte den Bogen, damit er ihn sich über die Schulter hängen konnte. Dann schnallte er sich das Schwert um, schob die Holzkiste in seine Tasche, befestigte diese an seinem Gürtel und griff nach dem Pfeilbündel. Als er sich zur Treppe wandte, um zu gehen, bemerkte er in dem fahlen Licht, das von oben hereinfiel, die weiße Kutte in der Schatzkammer. Er bedeutete Geneviève zu bleiben, wo sie war, und schlich hinüber. Ratten huschten davon, als er sich dem niedrigen Durchgang näherte. Dann blieb er wie erstarrt stehen. Planchard war tot.

«Was ist?», fragte Geneviève.

«Der Bastard hat ihn getötet», sagte Thomas fassungslos.

«Wen?»

«Den Abt!» Thomas bekreuzigte sich, obwohl er exkommuniziert war. «Er hat ihn umgebracht!» Er hatte

das Ende des Gesprächs zwischen Vexille und Planchard verfolgt und sich gewundert, weil der Abbé nichts mehr gesagt hatte und nur eine Person die Treppe hinaufgegangen war, aber damit hatte er nicht gerechnet. Niemals. «Er war ein guter Mann.»

«Und wenn er jetzt tot ist, werden sie uns die Schuld geben», sagte Geneviève. «Also nichts wie weg hier!»

Es widerstrebte Thomas, den blutüberströmten Leichnam im Kellergewölbe zurückzulassen, aber ihm blieb nichts anderes übrig. Planchard war tot, weil sein Großvater der Ketzerei abgeschworen hatte, aber das würde ihnen niemand glauben, nicht wenn zwei verurteilte Ketzer in der Nähe waren, denen man die Schuld geben konnte.

Er und Geneviève schlichen die Treppe hinauf. Die Kirche war immer noch leer, doch nun waren draußen vor der offenen Tür an der Westseite Stimmen zu hören. Nebelfetzen drangen herein und schwebten sachte über den Steinboden. Thomas überlegte, ob sie in das Beinhaus zurückkehren und sich wieder dort verstecken sollten, doch vermutlich würde sein Vetter im Verlauf des Tages das gesamte Kloster gründlich durchsuchen, also war es besser zu verschwinden. «Hier entlang.» Er nahm Geneviève an der Hand und lief zu einer Tür, die zum Kreuzgang des Klosters führte. Durch diese Tür kamen die Mönche herein, wenn sie beten wollten. Offensichtlich war ihnen die Andacht an diesem Morgen jedoch verwehrt worden.

Thomas stieß die Tür auf, die zu seinem Schrecken in den Angeln quietschte, und spähte hindurch. Im ersten Moment dachte er, der Kreuzgang sei ebenfalls verlassen, doch dann bemerkte er eine Gruppe von schwarz gekleideten Männern an der gegenüberliegenden Seite. Sie standen in einem Türrahmen und lauschten offenbar jemandem im Innern. Keiner von ihnen drehte sich um, als Thomas und Geneviève durch den dämmrigen Kreuzgang huschten und hinter der erstbesten Tür verschwanden. Sie führte auf

einen Flur, an dessen Ende die Küche des Klosters lag. Zwei Mönche rührten in einem riesigen Kessel, der über dem Feuer hing. Einer von ihnen sah auf, erblickte Geneviève und holte Luft, um loszuschimpfen, dass eine Frau hier nichts zu suchen habe, doch Thomas herrschte ihn an, er solle still sein. «Wo sind die anderen Mönche?», fragte er.

«In ihren Zellen», erwiderte der Koch erschrocken und sah den beiden verdattert nach, die durch die Küche hasteten, an dem Tisch mit den Beilen, Löffeln und Schalen vorbei und unter den beiden frischgeschlachteten Ziegen hindurch, die an Haken von der Decke hingen. Sie verschwanden durch die Tür am anderen Ende des Raumes, die auf den Olivenhain hinausführte. Dort hatte Thomas am Tag zuvor die Pferde zurückgelassen, doch die beiden Tiere waren verschwunden.

Die Pforte zum Aussätzigenspital stand offen. Thomas zögerte und wandte sich dann nach Westen, doch Geneviève zupfte ihn am Ärmel und deutete auf einen schwarz gekleideten Reiter, der sich verschwommen durch den Nebel abzeichnete. Offenbar hatte Vexille überall auf dem Gelände Wachen aufgestellt. Der Mann konnte sie jeden Moment entdecken, und obendrein bestand die Gefahr, dass die beiden Mönche in der Küche Alarm auslösten. Geneviève wies auf die offene Pforte, und so liefen sie durch den Olivenhain zum Aussätzigenspital.

Es war kein Mensch zu sehen. Alle fürchteten sich vor den Aussätzigen, und Thomas vermutete, dass Vexille sie verjagt hatte, damit seine Männer die Hütten durchsuchen konnten. «Hier können wir uns nicht verstecken», flüsterte er Geneviève zu. «Sie werden wiederkommen.»

«Wir brauchen uns nicht zu verstecken», erwiderte Geneviève. Sie verschwand in der größten Hütte und kam mit zwei grauen Kutten wieder heraus. Da begriff Thomas. Er half Geneviève, eine der Kutten überzuziehen, verbarg ihr blondes Haar unter der Kapuze, schlüpfte in die andere

Kutte und nahm zwei Klappern vom Tisch neben der Pforte. Geneviève legte das Pfeilbündel und den Bogen auf einen der Schlitten, die die Aussätzigen zum Holzsammeln benutzten, dann häufte Thomas ein paar Scheite darüber und schlang sich das Zugseil des Schlittens um die Schultern. «Jetzt können wir gehen», sagte Geneviève.

Thomas zog den Schlitten, der auf dem feuchten Boden leicht vorwärtsglitt. Geneviève ging voran und wandte sich, sobald sie aus der Pforte getreten waren, nach Nordwesten, in der Hoffnung, dort keinem von Vexilles Reitern zu begegnen. Der Nebel umhüllte sie mit einem schützenden grauen Mantel, mit dem ihre Kutten nahezu unsichtbar verschmolzen. Geneviève steuerte auf den Wald zu, der sich von den Hügeln im Westen bis hinunter ins Tal erstreckte. Sie benutzte die Klapper nicht, sondern hielt nur aufmerksam Ausschau. Einmal blieb sie stehen und legte den Finger an die Lippen. Hufgetrappel ertönte; Thomas wartete, bis es verklungen war, dann setzte er sich wieder in Bewegung. Nach einer Weile drehte er sich um und sah, dass das Kloster verschwunden war. Vor ihnen ragten die Bäume düster und gespenstisch aus den Nebelschwaden auf. Sie folgten dem Pfad, den die Aussätzigen benutzten, wenn sie zum Pilzesammeln in den Wald gingen. Als sie am Waldrand ankamen, erklang erneut Hufgetrappel, und Geneviève schüttelte warnend ihre Klapper.

Doch der Reiter ließ sich davon nicht abschrecken. Er näherte sich von hinten, und Thomas benutzte ebenfalls seine Klapper, als er sich umdrehte. Er hielt den Kopf gesenkt, um sein Gesicht unter der Kapuze zu verbergen, und sah daher nur die Beine des Pferdes, nicht den Reiter. «Habt Erbarmen, Herr», sagte er. «Habt Erbarmen.»

Geneviève streckte die Hände aus, als bettele sie um eine milde Gabe, und entblößte dabei die scheußlichen Narben,

die Vater Roubert auf ihrer Haut hinterlassen hatte. Thomas folgte ihrem Beispiel. «Ein Almosen, gütiger Herr.»

Der unsichtbare Reiter rührte sich nicht, und so fielen sie auf die Knie. Der Atem des Pferdes bildete kleine Wolken in dem Nebel. «Erbarmt Euch unser.» Geneviève sprach mit verstellter, heiserer Stimme. «Um der Liebe Christi willen, erbarmt Euch unser.»

Der Reiter saß nur schweigend da, und Thomas wagte nicht, den Kopf zu heben. Ihn quälte die Angst eines Wehrlosen vor einem bewaffneten Reiter, aber er spürte auch, dass der Mann unentschieden war, was er tun sollte. Zweifellos hatte er den Befehl erhalten, nach einem Mann und einer Frau Ausschau zu halten, die aus dem Kloster geflohen waren, und nun hatte er genau so ein Paar vor sich, aber es schienen Aussätzige zu sein, und so rang die Furcht vor der Ansteckung mit seinem Pflichtgefühl. Plötzlich ertönte noch mehr Geklapper, und als Thomas sich vorsichtig umschaute, sah er eine Gruppe von grau gekleideten Gestalten zwischen den Bäumen hervorkommen, die ihre Klappern schwenkten und um Almosen bettelten. Bei diesem Anblick reichte es dem Reiter. Er spuckte in ihre Richtung, wendete sein Pferd und ritt davon. Thomas und Geneviève warteten, noch immer auf den Knien, bis der Mann fast im Nebel verschwunden war, dann liefen sie zu den Bäumen, wo sie endlich die Klappern wegwerfen, die stinkenden Kutten abstreifen und Pfeile und Bogen vom Schlitten nehmen konnten. Die anderen Aussätzigen, die aus ihrer Zufluchtsstätte beim Kloster verjagt worden waren, starrten sie nur verdutzt an. Thomas nahm eine Handvoll von den Münzen, die Guillaume d’Evecque ihm mitgegeben hatte, und legte sie ins Gras. «Ihr habt uns nicht gesehen», sagte er, und Geneviève wiederholte seine Worte in der Sprache des Südens.

Sie hielten sich weiter nach Westen und stiegen im Schutz des Waldes die Hügel hinauf, bis sie die Baumgrenze erreicht hatten. Von dort führte nur noch ein felsiger Hang bis zur Kuppe. Sie kletterten hinauf, wobei sie sich, so gut es ging, hinter Felsbrocken oder in kleinen Senken versteckten. Der Nebel unter ihnen im Tal löste sich allmählich auf. Erst tauchte der Kirchturm des Klosters auf, dann die übrigen Dächer, und bis zum Vormittag war das ganze Kloster zu sehen, doch da waren Thomas und Geneviève bereits oben auf der Hügelkuppe und nach Süden abgebogen. Wären sie weiter Richtung Westen gegangen, wären sie in das Tal des Gers gekommen, in dem sich ein Dorf an das nächste reihte. Im Süden hingegen war das Land einsamer und wilder und bot ihnen besseren Schutz.

Gegen Mittag hielten sie an, um Rast zu machen. «Wir haben nichts zu essen», sagte Thomas.

«Dann marschieren wir eben mit leerem Magen weiter», erwiderte Geneviève und lächelte ihn an. «Wohin gehen wir überhaupt?»

«Nach Castillon d’Arbizon, wenn auch nicht auf direktem Weg.»

«Dorthin willst du zurück?» Sie war überrascht. «Aber sie haben uns hinausgeworfen. Warum sollten sie uns wieder aufnehmen?»

«Weil sie uns brauchen», sagte Thomas. Es war nur eine Vermutung, aber er hatte gehört, wie Vexille zu Planchard gesagt hatte, ein Teil der Garnison sei zum Grafen von Berat übergelaufen, und er nahm an, dass Robbie diese Männer angeführt haben musste. Er konnte sich nicht vorstellen, dass d’Evecque seinen Eid gegenüber dem Earl of Northampton brach; Robbie hingegen war niemandem außerhalb Schottlands verpflichtet. Somit mussten die Männer, die noch in Castillon d’Arbizon waren, seine eigenen sein, die englischen Bogenschützen und Soldaten,

die er in Calais angeworben hatte. Also würde er dorthin zurückgehen, und falls die Burg zerstört und die Garnison getötet war, würde er weiterziehen, immer Richtung Westen, bis er die englischen Posten erreichte.

Doch zunächst würden sie sich nach Süden halten, wo sich die dichtbewaldeten Ausläufer der Berge aneinanderschmiegten. Als er sich bückte, um seine Sachen aufzuheben, fiel die Holzkiste aus der Tasche, in der er seine Pfeilspitzen, den Wetzstein und die Ersatzsehnen aufbewahrte. Er setzte sich wieder und nahm sie in die Hand. «Was ist das?», fragte Geneviève.

«Planchard glaubte, in dieser Kiste sei einst der Gral gewesen», antwortete Thomas. «Oder sie sei angefertigt worden, um die Leute glauben zu machen, dass der Gral darin aufbewahrt wurde.» Er musterte die verblichene Inschrift. Nun, da er die Kiste im hellen Sonnenlicht betrachtete, sah er, dass die Beschriftung in Rot aufgemalt war, und dort, wo die Farbe verschwunden war, konnte man noch eine leichte Tönung des Holzes erkennen. Im Innern der Kiste hatte sich ein Kreis abgezeichnet, als hätte etwas sehr lange auf derselben Stelle gestanden. Die beiden Eisenscharniere waren fast völlig durchgerostet, und das Holz war so trocken, dass es so gut wie nichts wog.

«Ist sie echt?», fragte Geneviève.

«Ja. Aber ob wirklich einmal der Gral darin war, weiß ich nicht.» Thomas musste daran denken, wie oft er diese letzten drei Worte gesagt hatte, wenn es um den Gral ging.

Doch ein bisschen mehr wusste er jetzt immerhin. Er wusste, dass sieben Männer im vorigen Jahrhundert aus Astarac geflohen waren, zu jener Zeit, als die französischen Truppen unter der Flagge der Kreuzritter das Land im Süden mit Feuer und Schwert vom Ketzertum befreit hatten. Die Männer hatten bei ihrer Flucht angeblich einen Schatz mitgenommen und geschworen, ihn zu schützen, und obwohl über hundert Jahre vergangen waren, hatte

Guy Vexille als Einziger den falschen Glauben bewahrt. Hatte Thomas’ Vater tatsächlich den Gral besessen? Diese Annahme war der Grund gewesen, weshalb Vexille nach Hookton gekommen war und das gesamte Dorf niedergemetzelt hatte, so wie er jetzt Planchard getötet hatte. Die Nachfahren der Herren der Finsternis wurden dafür bestraft, dass sie ihren Glauben verraten hatten, und Thomas wusste sehr genau, was passieren würde, falls sein Vetter ihn fand.

«Sie hat eine merkwürdige Form für einen Gral», sagte Geneviève. Die Kiste war flach und quadratisch, ein Kelch mit Fuß passte da nicht hinein.

«Wer weiß, wie der Gral aussieht?» Thomas schob die Kiste zurück in seine Tasche, und sie machten sich wieder auf den Weg. Immer wieder blickte er sich um, und gegen Nachmittag sah er Männer in dunklen Mänteln vom Kloster auf die Hügel zureiten. Es waren etwa ein Dutzend, und Thomas nahm an, dass sie von der Hügelkuppe Ausschau halten wollten. Vermutlich hatte Guy Vexille das Kloster ein zweites Mal vergeblich durchsucht und spannte sein Netz nun weiter.

Sie beeilten sich. Als der Abend kam, waren sie in Sichtweite der Felsbrocken, auf denen Geneviève den Bolzen in die Schulter bekommen hatte. Die Wälder waren nicht mehr weit, aber Thomas blickte sich immer wieder um, weil er fürchtete, dass die Reiter hinter ihnen auftauchen würden. Stattdessen entdeckte er einen weiteren Trupp Richtung Osten, der den Pfad zum Hügelkamm hinaufritt. Thomas und Geneviève liefen, so schnell sie konnten, und erreichten den Waldrand, nur wenige Augenblicke bevor die Reiter oben auf der Anhöhe ankamen.

Die beiden warfen sich ins Unterholz und rangen nach Luft, während die zwölf Reiter reglos auf dem offenen Gelände stehen blieben und warteten. Sie sahen aus wie

Treiber bei einer Jagd. Offenbar hatten sie die Gegend gezielt durchkämmt, in der Hoffnung, die beiden Entflohenen aus ihrer Deckung aufzuscheuchen. Thomas begriff, dass sein Vetter genau vorhergesehen hatte, was er tun würde. Er hatte geahnt, dass Thomas versuchen würde, Castillon d'Arbizon zu erreichen oder sich nach Westen durchzuschlagen, zu einer der englischen Garnisonen, und nun durchsuchten seine Männer das gesamte Gebiet westlich von Astarac. Und noch während Thomas diese Gedanken durch den Kopf gingen, erschien sein Vetter mit einem weiteren Trupp auf der grasbewachsenen Anhöhe. Fast vierzig berittene Soldaten hatten sich dort versammelt, alle mit Kettenpanzer oder Plattenrüstung, schwarzem Umhang und langen Schwertern.

«Was sollen wir tun?», fragte Geneviève flüsternd.

«Uns verstecken», erwiderte Thomas.

Sie krochen vorsichtig rückwärts, bemüht, kein Geräusch zu machen, und als sie tief zwischen den Bäumen waren, wandten sie sich gen Osten. Thomas beschloss, nach Astarac zurückzukehren, da sein Vetter ihn dort vermutlich nicht suchen würde. Als sie den Rand der Anhöhe erreichten und das Tal sich unter ihnen ausbreitete, schlich Thomas wieder ein kleines Stück nach Norden, um zu sehen, was ihre Verfolger machten.

Die Hälfte von ihnen war nach Westen weitergeritten, um die Pfade ins Nachbartal abzusperren, der Rest bewegte sich, angeführt von Guy Vexille, auf den Wald zu. Sie würden versuchen, Thomas und Geneviève auf die anderen Soldaten zuzutreiben, und als die Reiter näher kamen, sah Thomas, dass einige von ihnen Armbrüste trugen.

«Hier sind wir fürs Erste sicher», sagte Thomas, als er zu der Felskuhle zurückkehrte, in der Geneviève sich versteckt hatte. Er nahm an, dass die Treiber seines Vetters immer weiter ausschwärmen würden, je tiefer sie in den Wald hineinkamen, und so konnten er und Geneviève vermutlich

leicht zwischen ihnen hindurchschlüpfen. Doch das musste bis zum Morgen warten, denn die Sonne versank bereits zwischen den Wolken im Westen und tauchte sie in rosiges Licht. Thomas lauschte auf die Geräusche im Wald, hörte jedoch nichts Ungewöhnliches, nur das Scharren von Klauen an Baumrinde, den Flügelschlag einer Taube und das Flüstern des Windes. Die schwarz gewandeten Reiter waren nach Westen verschwunden, doch im Osten hatten sie deutliche Spuren hinterlassen. Unten im Tal waren noch immer Soldaten zu sehen. Sie hatten das Aussätzigenspital in Brand gesetzt, sodass der Himmel über dem Kloster von Rauch verschleiert war, und die Überreste des Dorfes angezündet, wohl in der Annahme, dass die Flammen jeden, der sich in einer der Hütten versteckte, nach draußen treiben würden. Auch in der Burgruine liefen Männer herum, und Thomas fragte sich, was sie dort taten, doch aus dieser Entfernung war nichts Genaueres zu erkennen.

«Wir müssen etwas essen», sagte er zu Geneviève.

«Wir haben aber nichts.»

«Dann suchen wir eben Pilze und Nüsse. Und Wasser brauchen wir auch.»

Sie fanden einen kleinen Bachlauf, der von einem Felsen herabsprudelte, und löschten ihren Durst, indem sie einfach ihr Gesicht darunterhielten. Dann bereitete Thomas ihnen in einer Vertiefung nicht weit davon ein Lager aus Farnen, und nachdem er sich vergewissert hatte, dass sie dort gut verborgen war, ließ er Geneviève zurück und machte sich auf die Suche nach etwas Essbarem. Er nahm seinen Bogen und ein halbes Dutzend Pfeile mit, nicht nur zur Selbstverteidigung, sondern in der Hoffnung, ein Reh oder Wildschwein aufzustöbern. Im verrotteten Laub fand er ein paar Pilze, aber sie waren klein und hatten einen schwarzen Schirm, und er wusste nicht, ob sie vielleicht giftig waren. Plötzlich hörte er ein Rascheln und fuhr

herum. Er meinte, er hätte einen Hirsch gesehen, doch es wurde zusehends dunkler, und er war sich nicht sicher. Dennoch legte er einen Pfeil auf die Sehne und schlich zu der Stelle, wo er die Bewegung wahrgenommen hatte. Es war Brunftzeit, und die Hirsche zogen durch den Wald, auf der Suche nach Rivalen. Ein Feuer zu entzünden, um das Fleisch zu braten, wäre zu gefährlich, aber er hatte früher schon rohe Leber gegessen, und an diesem Abend wäre es ein Festmahl. Dann erblickte er das Geweih. Er duckte sich und trat vorsichtig einen Schritt zur Seite, um das Tier besser sehen zu können. Da zischte plötzlich ein Armbrustbolzen an seinem Kopf vorbei und bohrte sich mit dumpfem Knall in einen Baumstamm. Der Hirsch floh in großen Sprüngen, und Thomas fuhr herum, die Sehne bereits gespannt. Die Soldaten vor ihm zogen die Schwerter.

Er war in eine Falle gelaufen.

TEIL 3

DIE FINSTERNIS

Die Durchsuchung des Klosters hatte nichts zutage gefördert außer dem Leichnam von Abbé Planchard, und als man Guy Vexille vom Tod des alten Mannes berichtete, gab er lauthals seinem verschwundenen Vetter die Schuld. Daraufhin befahl er, sämtliche Hütten zu durchsuchen und sowohl das Dorf als auch das Aussätzigenspital anzuzünden, um sicherzugehen, dass niemand sich dort versteckte. Als er einsehen musste, dass seine Beute entflohen war, schickte er Reiter los, den Wald in der Umgebung zu durchkämmen. Schließlich fand jemand zwei graue Kutten und zwei Holzklappern, und Vexille stellte wütend die Reiter zur Rede, die für diesen Abschnitt des Waldes eingeteilt waren. Beide schworen, sie hätten nichts gesehen. Er glaubte ihnen nicht, aber es hätte ihm wenig genützt, sie ins Verhör zu nehmen. Stattdessen entsandte er seine Reiter, jeden Pfad abzusuchen, der zu den englischen Garnisonen führte. Als er jedoch Charles Bessières befahl, seine Männer ebenfalls auf die Suche zu schicken, weigerte sich dieser. «Ich nehme keine Befehle von Euch entgegen», sagte Bessières schneidend. «Ich bin auf Geheiß meines Bruders hier.»

«Und Euer Bruder will, dass der Engländer gefunden wird», entgegnete Vexille.

«Dann findet Ihr ihn, Herr.» Bessières betonte das letzte Wort so abfällig, dass es wie eine Beleidigung klang.

Vexille ritt mit seinen Männern nach Westen. Er vermutete, dass Bessières vor allem deshalb zurückbleiben wollte, um in Ruhe das Dorf und das Kloster zu plündern, und genau das tat Bessières auch, obgleich er kaum etwas fand. Er befahl sechs seiner Männer, die paar Habseligkeiten zu durchsuchen, die die Dorfleute vor den erneuten Flammen gerettet hatten. Das einzig Brauchbare waren einige Töpfe und Pfannen, die man für ein paar Kupfermünzen verkaufen konnte. Doch jedermann wusste, dass Bauern ihr Erspartes vergruben, wenn Soldaten oder Räuber anrückten, und so folterten Bessières' Männer die Leibeigenen, damit sie ihnen die Verstecke verrieten. Dabei förderten sie jedoch etwas viel Interessanteres zutage, denn als einer von Charles' Leuten, der die Sprache des Südens beherrschte, einem der Bauern die Finger absägen wollte, platzte dieser voller Angst damit heraus, dass der alte Graf kurz vor seinem Tod in der Burgruine gegraben und dabei in der Gruft unterhalb der Kapelle eine verborgene Mauer entdeckt hatte. Das weckte Bessières' Interesse, zumal der Mann andeutete, dass sich hinter dieser Mauer etwas befand, das den Grafen in höchste Aufregung versetzt hatte und das der Abbé, Gott schenke seiner Seele Frieden, unbedingt wieder hatte verbergen wollen. Und so ritt Bessières, sobald Vexille verschwunden war, mit seinen Leuten zu der alten Festung.

In weniger als einer Stunde hatten sie die Steinplatten hochgehievt und die Gruft geöffnet, und eine weitere Stunde später hatte Bessières die alten Särge hervorgezogen und festgestellt, dass sie bereits geplündert worden waren. Der Mann aus dem Dorf wurde herbeigeholt, um zu zeigen, wo der Graf gegraben hatte, und Bessières befahl seinen Männern, die Wand freizulegen. Doch die Mauer war solide gebaut, und erst als einer seiner Männer den schwersten Schmiedehammer holte, machten sie Fortschritte. Der Hammer donnerte

gegen die Steine und lockerte den Mörtel, bis es ihnen schließlich gelang, einen Eisendorn in die Fugen zu treiben und die Mauer damit zum Einsturz zu bringen.

In dem Hohlraum befand sich ein steinerner Sockel, und darauf stand eine Kiste.

Die Kiste war aus Holz, ungefähr groß genug, um einen menschlichen Kopf zu fassen, und selbst Charles Bessières wurde von Erregung gepackt, als er sie erblickte. Der Gral, dachte er, der Gral, und er stellte sich vor, wie er mit dem Schatz, der seinem Bruder zum Papstthron verhelfen würde, nach Paris ritt. «Aus dem Weg», herrschte er einen der Soldaten an, der nach dem Schatz greifen wollte. Er duckte sich in den niedrigen Raum und nahm die Holzkiste von ihrem Sockel.

Die Kiste war geschickt gefertigt, denn sie schien auf den ersten Blick keine Öffnung zu haben. Auf einer Seite – vermutlich die Oberseite – war ein silbernes Kreuz eingelassen, das dunkel angelaufen war, doch es gab keine Inschrift oder sonst einen Hinweis darauf, was sich im Innern befand. Als Bessières sie vorsichtig schüttelte, hörte er ein gedämpftes Klappern. Er hielt inne und dachte nach. Möglicherweise hielt er den echten Gral in der Hand, doch falls sich etwas anderes in der Kiste befand, wäre dies ein guter Zeitpunkt, um den falschen Gral aus dem Köcher an seinem Gürtel zu nehmen und so zu tun, als habe er ihn unter der Kapelle von Astarac gefunden.

«Wollt Ihr sie nicht öffnen?», fragte einer seiner Männer.

«Halt den Mund», erwiderte Bessières. Er war noch nicht fertig mit seinen Überlegungen. Der Engländer lief noch frei herum, aber Vexille würde ihn vermutlich früher oder später aufspüren. Was, wenn dieser Thomas den echten Gral hatte, und damit Bessières' Exemplar als gefälscht entlarvt wurde? Bessières stand vor demselben Dilemma wie am Tag zuvor im Beinhaus, als er die Gelegenheit gehabt hatte, Vexille zu töten. Wenn er den Gral zum

falschen Zeitpunkt «entdeckte», würde das Leben im Papstpalast in Avignon alles andere als einfach werden. Es war klüger zu warten, bis der Engländer gefangen war, dachte er, damit sie sicher sein konnten, dass nur ein Gral nach Paris gebracht wurde. Aber vielleicht enthielt ja diese Kiste den echten Schatz?

Er trug sie hinauf ans Tageslicht, zog sein Messer und stocherte an den gut verborgenen Scharnieren der Kiste herum. Einer seiner Männer erbot sich, das Holz mit dem Schmiedehammer zu zerschmettern, doch Bessières schimpfte ihn einen Dummkopf. «Willst du das, was darin ist, etwa kaputt machen?» Er stieß den Mann beiseite und hantierte weiter mit dem Messer, bis die Scharniere schließlich nachgaben.

Der Inhalt war in ein helles Wolltuch eingeschlagen. Bessières hob es vorsichtig heraus, voller Spannung, was sich seinem Blick darbieten würde. Die Männer drängten sich um ihn, als er das alte, brüchige Tuch zurückschlug.

Vor ihm auf dem Boden lagen Knochen.

Ein Schädel, ein paar Fußknochen, ein Schulterblatt und drei Rippen. Bessières starrte sie verdattert an, dann fluchte er. Seine Männer brachen in Gelächter aus, und Bessières versetzte dem Schädel wütend einen Tritt.

Er hatte sein gutes Messer ruiniert für die kläglichen Überreste des heiligen Severus.

Und der Gral war noch immer verborgen.

Das Treiben rund um Astarac hatte die *coredors* angelockt. Wenn Bewaffnete eine Stadt oder ein Dorf plünderten, gab es immer Flüchtlinge, und die waren leichte Opfer für verzweifelte und hungrige Gesetzlose. Destral, der an die hundert *coredors* anführte, hatte beobachtet, wie Astarac in Flammen aufging und die Bauern vor den Soldaten

flohen, und er hatte sich gemerkt, wohin sie gelaufen waren.

Viele der *coredors* waren selbst Flüchtlinge, wenn auch nicht alle. Manche hatten einfach Pech gehabt, andere waren ehemalige Soldaten, die nicht mehr gebraucht wurden, und einige hatten sich geweigert, ihre gottgegebene Stellung als Leibeigene hinzunehmen und ihrem Herrn zu dienen. Im Sommer erlegten sie Schafe und Ziegen, die auf den Hochweiden grasten, und überfielen unvorsichtige Reisende auf den Passstraßen in den Bergen, aber im Winter waren sie gezwungen, in die Täler hinabzusteigen und sich dort ihre Opfer und einen Unterschlupf zu suchen. Neue Männer schlossen sich der Bande an, andere verschwanden, und mit ihnen kamen und gingen die Frauen. Einige der Männer starben an Krankheiten, andere nahmen ihre Beute und verließen die Bande, um auf ehrlichere Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und ein paar wurden bei Rangeleien um Ehre oder Frauen getötet, aber es kam nur selten zu Auseinandersetzungen mit Außenstehenden. Der alte Graf von Berat hatte Destrals Bande geduldet, solange sie keinen größeren Schaden anrichtete, da er es für Geldverschwendung hielt, Soldaten in die Berge zu schicken, in denen es zahllose Felsspalten, Höhlen und sonstige Verstecke gab. Stattdessen hatte er dort, wo es Reichtum gab, der *coredors* anlockte, seine Garnisonen aufgestockt und dafür gesorgt, dass die Wagen mit den Steuergeldern aus den Städten gut bewacht waren. Händler, die abseits der Hauptstraßen unterwegs waren, reisten stets in Gruppen, beschützt durch angeheuerte Soldaten, und so blieb nicht allzu viel für die *coredors* übrig, und selbst um das wenige mussten sie bisweilen kämpfen, weil die *routiers* es ihnen streitig machten.

Die *routiers* waren im Grunde nicht viel anders als die *coredors*, nur besser organisiert und ausgerüstet. Sie

waren herrenlose Soldaten, die gelegentlich eine Stadt überfielen, sie ausraubten und sich dort niederließen, bis sie sie vollkommen leergesogen hatten; dann zogen sie weiter. Nur wenige der Lehnsherren wagten es, sich ihnen entgegenzustellen, denn die *routiers* waren kampferprobte Soldaten, die sich zu kleinen, gefährlichen Armeen zusammentaten und wie die Besessenen kämpften, weil sie nichts zu verlieren hatten. Sie verschwanden, sobald irgendwo ein Krieg begann und die Fürsten Soldaten anheuerten. Dann schworen die *routiers* einen neuen Eid, zogen in die Schlacht und kämpften, bis eine neue Waffenruhe ausgerufen wurde und sie sich wieder auf die Suche nach einer Stadt machten, die sie plündern konnten, denn außer dem Töten hatten sie nichts gelernt.

Destral hasste die *routiers*. Er hasste alle Soldaten, denn sie waren die natürlichen Feinde der *coredors*, und obwohl er ihnen für gewöhnlich aus dem Weg ging, gestattete er seinen Männern, sie anzugreifen, wenn sie den *routiers* zahlenmäßig deutlich überlegen waren. Soldaten waren eine gute Quelle für Waffen, Rüstungen und Pferde, und so erlaubte er an dem Abend, als der Rauch von den brennenden Hütten Astaracs den Himmel verschleierte, einem seiner Unterführer, ein halbes Dutzend schwarz gekleideter, berittener Soldaten zu überfallen, die sich in den Wald vorgewagt hatten. Doch diese Entscheidung war ein Fehler, denn auf der Anhöhe hinter dem Waldrand waren noch etliche weitere Soldaten, und plötzlich erklang in dem Dämmerlicht zwischen den Bäumen Hufgetrappel und das Scharren von Schwertern, die aus der Scheide gezogen wurden.

Destral wusste nichts von dem, was am Waldrand geschah. Er befand sich tiefer im Wald, an einer Stelle, wo ein Kalkfelsen zwischen den Eichen aufragte und ein kleiner Bach von oben herabplätscherte. Zwei Höhlen boten Schutz, und hier wollte Destral den Winter

verbringen, hoch genug in den Hügeln, um geschützt zu sein, doch zugleich nah genug an den Tälern, sodass seine Männer die Dörfer und Bauernhöfe plündern konnten. Destral hatte auf der kleinen Lichtung Feuerstellen vorbereitet, würde das Holz jedoch erst anzünden, wenn er sicher war, dass die Soldaten vernichtet waren. Nun sah er im abendlichen Zwielicht, dass seine Männer ihm eine noch vielversprechendere Beute brachten, denn sie hatten zwei Gefangene bei sich, die sie in der Nähe des Waldrandes aufgegriffen hatten: einen englischen Bogenschützen und eine Frau. Frauen waren unter den *coredors* stets rar und daher sehr begehrt, aber der Engländer war noch wertvoller, denn auf die Bogenschützen war ein hohes Kopfgeld ausgesetzt, außerdem besaß er eine wohlgefüllte Börse, ein Schwert und ein Kettenhemd. Doch was den Triumph für Destral noch zusätzlich versüßte, war die Tatsache, dass dies derselbe Mann war, der ein halbes Dutzend seiner Männer mit Pfeilen niedergestreckt hatte. Die *coredors* durchsuchten Thomas' Tasche, nahmen ihm Feuerstein und Stahl, die Ersatzsehnen und die paar Münzen, die er dort aufbewahrte, ab und warfen die Pfeilspitzen und die Holzkiste, die sie für wertlos hielten, weg. Den Bogen und das Pfeilbündel gaben sie Destral. Neugierig versuchte er, den Bogen zu spannen, musste jedoch zu seinem Ärger feststellen, dass er die Sehne trotz all seiner Kraft nur ein paar Zoll nach hinten gezogen bekam. «Hackt ihm die Finger ab», befahl er wütend und schleuderte den Bogen ins Gras, «und zieht der Kleinen die Sachen aus.»

Ein Mann und eine Frau schnappten sich Geneviève und zerrten ihr das Kettenhemd über den Kopf, ohne ihre Schmerzensschreie zu beachten. Thomas versuchte, sich den beiden Männern zu entwinden, die ihn festhielten, als plötzlich Philin dazwischensprang. «Hört auf», rief er.

«Wie bitte?» Destral starrte Philin ungläubig an. «Bist du verrückt geworden? Was soll das?»

«Ich habe ihm angeboten, sich uns anzuschließen», sagte Philin nervös. «Weil er meinen Sohn verschont hat.»

Thomas verstand den Wortwechsel nicht, der in der Sprache des Südens geführt wurde, aber es war offensichtlich, dass Philin für ihn um Gnade bat, und es war ebenfalls klar zu erkennen, dass Destral, der eine große Axt über der Schulter trug, nicht gewillt war, dieser Bitte nachzukommen. «Du willst, dass er sich uns anschließt?», brüllte Destral. «Weil er deinen Sohn verschont hat? Grundgütiger, und so was will ein *coredor* sein! Du bist ein elendes, feiges Stück Hasenscheiße!» Er nahm die Axt von der Schulter, schlang sich das Band, das am Griff befestigt war, um das Handgelenk und ging auf den hochgewachsenen Philin zu. «Ich überlasse dir ein Dutzend meiner Leute, und du lässt die Hälfte davon abschießen! Dieser Mann und seine Frau haben sie getötet, und du willst, dass sie sich uns anschließen? Wenn das Kopfgeld nicht wäre, würde ich ihn auf der Stelle umbringen. Ich würde ihm den Bauch aufschlitzen und ihn an seinen verfaulten Eingeweiden aufhängen. Stattdessen werde ich ihm für jeden Mann, den er getötet hat, einen Finger abhacken.» Er spuckte Thomas vor die Füße, dann wies er mit der Axt auf Geneviève. «Und danach kann er zusehen, wie sie mir das Bett wärmt.»

«Ich habe ihm angeboten, sich uns anzuschließen», wiederholte Philin stur. Sein Sohn, dessen Bein noch immer geschient war, humpelte auf derben, aus Eichenästen gezimmerten Krücken vor und stellte sich neben ihn.

«Willst du um ihn kämpfen?», fragte Destral. Er war nicht so groß wie Philin, aber breit in den Schultern und von einer rohen, gedrungenen Kraft. Er hatte ein plattes Gesicht mit gebrochener Nase und Augen wie ein Bluthund, Augen, in denen die schiere Lust an der Gewalt funkelte. In

seinem zerzausten Bart hingen Speicheltropfen und Essensreste. Er schwang die Axt, dass die Schneide im Dämmerlicht aufleuchtete. «Na los, kämpf mit mir», forderte er Philin streitlustig auf.

«Ich will nur, dass er am Leben bleibt.» Philin hatte keine Lust, mit seinem brutalen Anführer die Klingen zu kreuzen, doch die übrigen *coredors* hatten Blut gerochen. Sie bildeten einen Kreis und feuerten Destral grinsend an. Philin wich zurück, bis es nicht mehr weiterging.

«Kämpft!», riefen die Männer. «Kämpft!» Ihre Frauen fielen in die Rufe ein und forderten Philin auf, ein Mann zu sein und sich der Axt zu stellen. Diejenigen, die hinter Philin standen, stießen ihn nach vorn, sodass er einen Satz zur Seite machen musste, um nicht mit Destral zusammenzustoßen, der ihm eine Ohrfeige verpasste und ihn herablassend am Bart zupfte.

«Kämpf mit mir», sagte Destral, «oder hack dem Engländer selbst die Finger ab.»

Thomas verstand nach wie vor kein Wort, aber Philins unglücklicher Gesichtsausdruck ließ darauf schließen, dass die Dinge nicht gut standen. «Na los!», sagte Destral. «Hack ihm die Finger ab! Sonst hacke ich dir *deine* ab.»

Der junge Galdric zog das Messer und hielt es seinem Vater hin. «Tu es», sagte er, und als Philin das Messer nicht nahm, wandte er sich an Destral. «Ich tue es!»

«Nein, dein Vater wird es tun», erwiderte Destral amüsiert, «und zwar hiermit.» Er löste die Schlaufe von seinem Handgelenk und hielt Philin die Axt hin.

Philin hatte zu viel Angst, um sich zu widersetzen. Er nahm die Waffe und ging auf Thomas zu. «Es tut mir leid», sagte er auf Französisch.

«Was tut dir leid?»

«Dass ich keine andere Wahl habe.» Philin sah elend aus, ein gedemütigter Mann, und er wusste, die übrigen

coredors weideten sich an seiner Scham. «Leg die Hände auf den Stamm», sagte er, dann wiederholte er den Befehl in der Sprache des Südens, und die beiden Männer, die Thomas festhielten, zerrten seine Arme hoch, bis die verkrümmten Hände auf der Rinde lagen. Philin trat einen Schritt vor. «Es tut mir leid», sagte er erneut, «aber ich muss dir die Finger abhacken.»

Thomas musterte ihn, sah, wie nervös er war, und ahnte, dass der Axthieb ebenso gut sein Handgelenk treffen konnte. «Tu es schnell», sagte er.

«Nein!», schrie Geneviève. Der Mann und die Frau, die sie festhielten, lachten.

«Schnell», wiederholte Thomas, und Philin hob die Axt. Er zögerte, leckte sich über die Lippen, sah Thomas noch einmal gequält an, dann schlug er zu.

Thomas hatte sich nicht gewehrt, als die beiden *coredors* seine Hände gegen den Baum gedrückt hatten; er hielt scheinbar schicksalsergeben still. Erst als die Axt niederschwang, nutzte er seine enorme Kraft und riss sich los. Die beiden Männer waren so überrascht, dass sie das Gleichgewicht verloren, und Thomas packte den Griff der Axt und entriss sie Philin. Unter wütendem Gebrüll stürzte er sich auf den Mann, der Geneviève festhielt, und spaltete ihm mit einem einzigen Schlag den Schädel. Entsetzt ließ die Frau Genevièves Arm los und wich zurück, während Thomas herumfuhr und auf die Männer losging, die ihn festgehalten hatten. Mit seinem Kriegsschrei, dem Schlachtruf der Engländer – *«St. George! St. George!»* –, ließ er die schwere Axt niedersausen.

In dem Augenblick kamen die Reiter aus dem Wald.

Einen Atemzug lang zögerten die *coredors*, hin- und hergerissen zwischen dem Impuls, Thomas zu überwältigen, und dem Drang, vor den Reitern zu fliehen. Doch dann erkannten sie, dass die Reiter die weitaus größere Gefahr darstellten, und rannten auf die Bäume zu,

verfolgt von Guy Vexilles schwarz gekleideten Soldaten, die ihre Schwerter schwangen und mit kalter Brutalität töteten. Destral schien die Reiter nicht zu bemerken und stürzte sich auf Thomas, der dem gedrungenen Mann die stumpfe Seite der Axt gegen den Schädel hieb, ihm das Nasenbein zerschmetterte und ihn zu Boden schleuderte. Thomas ließ die plumpe Waffe fallen, schnappte sich Bogen und Pfeilbündel, packte Geneviève am Handgelenk und lief mit ihr auf den Wald zu.

Die Bäume boten Schutz, denn die Stämme und die niedrigen Aste behinderten die Reiter, und die wachsende Dunkelheit nahm ihnen die Sicht, doch auf der Lichtung hieben Vexilles Männer auf alles ein, was sich bewegte, und die *coredors*, die es nicht schnell genug in den Wald schafften, wurden abgeschlachtet wie Vieh.

Philin war zusammen mit Thomas geflohen, doch sein Sohn, der auf den Krücken kaum vorwärtskam, war noch auf der Lichtung. Ein Reiter erblickte den Jungen, wendete sein Pferd und brachte das Schwert in Position. «Galdric!», brüllte Philin und stürzte los, um seinen Sohn zu retten, doch Thomas stellte ihm ein Bein, um ihn aufzuhalten, und legte einen Pfeil auf die Sehne.

Der Reiter hielt das Schwert tief, zielte mit der Spitze auf Galdrics Kreuz und gab seinem Pferd die Sporen. Kurz bevor er den Jungen erreichte, zischte der Pfeil aus der Dunkelheit und bohrte sich ihm in die Kehle. Das Pferd bäumte sich auf, und der Reiter fiel blutüberströmt zu Boden. Thomas schoss einen zweiten Pfeil ab, der an dem Jungen vorbeischwirrte und Destral ins Auge traf. Er versuchte, unter den Reitern seinen Vetter auszumachen, doch es war bereits zu dunkel, um Gesichter zu erkennen.

«Komm!», drängte Geneviève. «Komm!»

Doch statt zu fliehen, lief Thomas noch einmal zurück zur Lichtung. Er hob die leere Holzkiste auf und suchte nach seiner Börse, aber ein Warnschrei von Geneviève ließ ihn

hochblicken. Ein Reiter galoppierte direkt auf ihn zu. Thomas schlug einen Haken und rannte auf den Wald zu. Der Reiter, zunächst verwirrt von Thomas’ Ausweichmanöver, nahm die Verfolgung auf, kam jedoch nicht weit, da Thomas zwischen niedrigem Geäst verschwand. Einige der *coredors* flohen in die Höhlen, doch Thomas zog den Wald vor und wandte sich nach Süden. Er hielt Geneviève an der Hand, während Philin seinen Sohn auf den Schultern trug. Die mutigeren unter den Reitern versuchten, die Verfolgung aufzunehmen, doch einige der überlebenden *coredors* hatten ihre Armbrüste geladen, und die Bolzen, die aus der Dunkelheit hervorschossen, überzeugten die Reiter rasch, sich mit ihrem kleinen Sieg zufriedenzugeben. Sie hatten gut zwanzig von den Räubern getötet, ebenso viele gefangen genommen und, was noch viel besser war, ein Dutzend ihrer Frauen erbeutet. Und im Gegenzug hatten sie nur einen Mann verloren. Sie zogen ihm den Pfeil aus der Kehle, legten den Toten auf sein Pferd und machten sich, die Gefangenen mit Stoffstreifen aneinandergefesselt, auf den Rückweg nach Norden.

Wieder war Thomas auf der Flucht. Er besaß noch sein Kettenhemd, den Bogen und ein Bündel Pfeile sowie die kleine Holzkiste, aber alles andere war verloren. Und er lief durch die Dunkelheit.

Ins Nichts.

Scheitern war hart, und Guy Vexille wusste, er war gescheitert. Er hatte Reiter in den Wald geschickt, um die Entflohenen hinaus ins offene Gelände zu treiben, und stattdessen hatten sie sich auf ein blutiges, ungleiches Gefecht mit einem Haufen *coredors* eingelassen, bei dem einer seiner Männer getötet worden war. Der Leichnam war nach Astarac gebracht worden, wo Vexille ihn früh am nächsten Morgen beerdigte. Es regnete. Der Regen hatte um Mitternacht begonnen und fiel mit so unnachgiebiger

Stetigkeit, dass das Grab, das zwischen den Olivenbäumen ausgehoben worden war, unter Wasser stand. Die gefangenen *coredors* waren noch am Abend geköpft worden, und ihre Leichname lagen achtlos hingeworfen am Rand des Olivenhains, doch Vexille war entschlossen, seinem eigenen Soldaten ein Grab zu geben. Der Tote, der nur noch mit seinem Hemd bekleidet war, wurde in die flache Grube gelegt. Sein Kopf platschte in das Regenwasser, und die blutverkrustete Wunde leuchtete auf der bleichen Haut seines Halses. «Warum hat er nicht seine Halsberge getragen?», fragte Vexille einen der Männer, die bei dem Angriff auf die *coredors* dabei gewesen waren. Er erinnerte sich, dass der Tote besonders stolz auf seinen geschmiedeten Halsschutz gewesen war, den er bei irgendeiner Schlacht erbeutet hatte.

«Hat er ja.»

«Also ein geschickter Schwertstoß?» Vexille war neugierig. Wissen war immer nützlich, und ganz besonders wenn es darum ging, wie man im Durcheinander einer Schlacht am Leben blieb.

«Es war kein Schwert», antwortete der Mann, «sondern ein Pfeil.»

«Du meinst, ein Armbrustbolzen?»

«Nein. Ein langer Pfeil. Ging glatt durch den ganzen Hals. Muss ihn genau waagerecht getroffen haben.» Der Mann bekreuzigte sich, auf dass ihn nicht dasselbe Schicksal ereilte. «Der Schütze ist entkommen», fuhr er fort. «Ist im Wald verschwunden.»

Da begriff Vexille, dass Thomas unter den *coredors* gewesen sein musste. Zwar hätte auch einer der Räuber einen Jagdbogen benutzt haben können, aber das erschien ihm unwahrscheinlich. Er fragte, wo der Pfeil sei, doch seine Männer hatten ihn weggeworfen, und so ritt Vexille mit ihnen durch den trüben Morgen hinauf zur Hügelkuppe und dann durch den Wald zu der Lichtung. Dort

angekommen, ließ er den Blick über die Toten gleiten, und bald fand er, wonach er gesucht hatte. Aus der Augenhöhle eines gedrungenen, bärtigen Mannes ragte ein Pfeil. Vexille stieg vom Pferd, um ihn sich genauer anzusehen. Es war ein langer Eschenschaft mit weißen Gänsefedern. Vexille zog ihn aus dem Schädel des Toten. Die Spitze war lang und nadelförmig, wie die Engländer sie benutzten. Dann musterte er die Federn, die mit Zwirn und einem grünlichen Kleber am Schaft befestigt waren. «Wusstet ihr», sagte er zu seinen Männern, «dass die Engländer immer nur Federn von einem Flügel der Gans nehmen? Ob es der rechte oder der linke ist, kümmert sie nicht, aber sie vermischen niemals die Federn beider Flügel in einem Pfeil.» Unvermittelt packte ihn der Zorn, und er brach den Schaft entzwei. Verflucht! Es war ein englischer Pfeil, und das bedeutete, dass Thomas hier gewesen war, ganz nah, und nun war er entwischt. Aber wohin?

Einer seiner Männer schlug vor, nach Westen zu reiten und das benachbarte Tal zu durchkämmen, doch Vexille herrschte ihn wütend an. «Für wie dumm hältst du ihn? Er ist längst weit fort von hier.» Oder war er vielleicht nur wenige Schritte entfernt, zwischen den Bäumen oder oben auf dem Felsvorsprung, und beobachtete sie? Vexille starrte in den Wald und versuchte, sich in Thomas hineinzuversetzen. Würde er jetzt nach England fliehen? Aber weshalb war er überhaupt hierhergekommen? Thomas war exkommuniziert worden, seine Gefährten hatten ihn rausgeworfen, und er hockte ganz allein in einem fremden Land, doch statt nach England zurückzukehren, war er nach Astarac gekommen. Nun war von Astarac nichts mehr übrig, wohin also würde Thomas sich wenden? Vexille überprüfte die Höhlen, aber sie waren leer. Thomas war verschwunden.

Vexille ritt zum Kloster zurück, um den Rest seiner Männer einzusammeln. Es war an der Zeit aufzubrechen.

Auch Charles Bessières stand mit seinen Soldaten bereit, die armselige Beute an den Sätteln der Pferde befestigt. «Wohin reitet Ihr?», fragte Vexille ihn.

«Wo immer Ihr hinreitet, Herr», erwiderte Bessières mit sarkastischer Höflichkeit. «Ich werde Euch bei der Suche nach dem Engländer helfen. Wo sollen wir anfangen?», fragte er, wohl wissend, dass Vexille darauf selbst keine Antwort hatte.

Vexille schwieg. Der Regen prasselte noch immer unerbittlich nieder und verwandelte die Straßen in einen Morast. Auf der Straße, die nach Toulouse führte, war eine Gruppe Reisender aufgetaucht, etwa dreißig oder vierzig Leute, die zu Fuß unterwegs waren und auf das Kloster zusteuerten, wohl um Obdach und Hilfe zu suchen. Sie sahen aus wie Flüchtlinge, denn sie hatten vier Handwagen dabei, die mit Möbeln und Bündeln beladen waren. Obendrauf saßen drei Alte, offenbar zu schwach, um sich durch den zähen Schlamm zu kämpfen. Einige von Bessières' Männern ritten ihnen entgegen, in der Hoffnung auf weitere Beute. Vexille galoppierte hinter ihnen her, überholte sie und setzte sich an die Spitze. Als die Leute seine lackierte Rüstung und den Greif auf seinem Schild sahen, fielen sie auf die Knie. «Wohin wollt ihr?», fragte Vexille streng.

«Zum Kloster, Herr», antwortete einer der Männer.

«Und woher kommt ihr?»

Der Mann sagte, sie kämen aus dem Tal der Garonne, zwei Tagesreisen östlich von hier, und weiteres Nachfragen brachte zutage, dass es sich um vier Handwerker und ihre Familien handelte: ein Zimmermann, ein Sattler, ein Wagenmacher und ein Maurer, und alle stammten aus derselben Stadt.

«Was ist passiert?», wollte Vexille wissen, denn alles Ungewöhnliche interessierte ihn.

«Dort wütet eine Seuche, Herr», sagte der Mann. «Die Menschen sterben.»

«Seuchen gibt es immer wieder.»

«Nicht so wie diese, Herr.» Der Mann berichtete, dass Hunderte, vielleicht sogar Tausende im Sterben lagen und angesichts des Grauens hätten sie und ihre Familien beschlossen zu fliehen. Sie seien nicht die Einzigen, doch die meisten seien nach Toulouse geflohen, während sie es vorgezogen hätten, sich nach Süden zu wenden.

«Ihr hättet bleiben sollen», sagte Vexille, «und Schutz in einer Kirche suchen.»

«Die Kirche ist mit Toten gefüllt, Herr», erwiderte der Mann, und Vexille wandte sich achselzuckend ab. Irgendeine Krankheit an der Garonne interessierte ihn nicht, und es war nichts Ungewöhnliches, dass das einfache Volk mit Panik reagierte. Er herrschte Bessières' Männer an, sie sollten die Flüchtlinge in Ruhe lassen, woraufhin Bessières sich rächte, indem er ihm vorhielt, sie vergeudeten nur ihre Zeit. «Euer Engländer ist verschwunden», schnaubte er verächtlich.

Vexille ignorierte seine Dreistigkeit, überlegte einen Moment und sagte dann ruhig: «Ihr habt recht. Aber wohin?»

Sein gelassener Tonfall überraschte Bessières. Er stützte sich auf den Vorderzwiesel seines Sattels, blickte zum Kloster hinüber und dachte nach. «Er war hier», sagte er schließlich, «und jetzt ist er fort. Vielleicht hat er gefunden, wonach er suchte?»

Vexille schüttelte den Kopf. «Nein, er ist vor uns geflohen.»

«Warum ist er uns dann entkommen?», konterte Bessières gereizt. «Ich glaube, er hat gefunden, was er suchte, und ist fort. Und wohin würdet Ihr gehen, wenn Ihr an seiner Stelle wärt?»

«Nach Hause.»

«Das ist weit. Und seine Frau ist verletzt. Ich an seiner Stelle würde zusehen, dass ich so schnell wie möglich bei Freunden Unterschlupf finde.»

Vexille musterte Bessières und fragte sich, warum sein streitlustiger Begleiter auf einmal so hilfsbereit war. «Bei Freunden», wiederholte er nachdenklich.

«Castillon d'Arbizon.»

«Dort haben sie ihn doch rausgeworfen!», widersprach Vexille.

«In der Tat», sagte Bessières. «Aber wohin sollte er sonst gehen?» In Wirklichkeit hatte er keine Ahnung, ob Thomas nach Castillon d'Arbizon gegangen war, aber es war die nächstliegende Lösung, und Bessières war sehr daran gelegen, den Engländer möglichst schnell zu finden. Erst wenn er sich vergewissert hatte, dass der echte Gral nicht gefunden war, konnte er die Fälschung präsentieren. «Aber falls er nicht zu seinen Freunden gegangen ist», fügte er hinzu, «ist er bestimmt auf dem Weg nach Westen, zu den englischen Garnisonen.»

«Dann schneiden wir ihm den Weg ab», beschloss Vexille. Er glaubte nicht, dass Thomas nach Castillon d'Arbizon zurückkehren würde. Aber Bessières hatte eine neue Sorge in ihm geweckt: Was, wenn Thomas tatsächlich gefunden hatte, was er suchte? Wenn der Gral jetzt in seinen Händen war?

Die Fährte war kalt, aber die Suche musste weitergehen.

Sie machten sich auf den Weg nach Westen.

Es regnete, als wolle der Himmel sich rächen. Dicke Tropfen prasselten zwischen den Bäumen nieder, weichten den Boden auf und durchnässten die ohnehin schon gebeutelten und entmutigten Flüchtlinge. Ein einziger kurzer Gewaltausbruch hatte die *coredors*

auseinandergetrieben, ihren Anführer getötet und ihr Winterlager zerstört. Nun hockten sie orientierungslos, schutzlos und verängstigt in der kalten Schwärze der Herbstnacht.

Thomas und Geneviève waren unter ihnen. Geneviève kauerte zusammengekrümmt da, gepeinigt von dem Schmerz in ihrer linken Schulter, der wieder aufgeflammt war, als die *coredors* versucht hatten, ihr das Kettenhemd vom Körper zu zerren. Doch als das erste fahle Licht ihnen einen Pfad durch den Wald wies, stand sie auf und machte sich mit Thomas auf den Weg nach Westen. Mindestens zwanzig von den *coredors* folgten ihnen, darunter auch Philin, der immer noch seinen Sohn auf den Schultern trug. «Wohin wollt ihr?», fragte er Thomas.

«Nach Castillon d’Arbizon. Und ihr?»

Philin antwortete nicht. Schweigend und mit ernster Miene ging er neben Thomas her. «Es tut mir leid», sagte er schließlich.

«Was?»

«Dass ich dir beinahe die Finger abgehackt hätte.»

«Was hättest du anderes tun sollen?»

«Mit Destral kämpfen.»

Thomas schüttelte den Kopf. «Mit solchen Männern kann man nicht kämpfen. Sie lieben den Kampf, leben für nichts anderes. Er hätte dich niedergemetzelt, und ich hätte trotzdem meine Finger verloren.»

«Trotzdem tut es mir leid.»

Sie hatten den höchsten Abschnitt der Hügelkette erreicht und konnten jetzt, getrübt durch den grauen Regenschleier, das Tal vor ihnen, die nächste Hügelkette und sogar das Tal dahinter sehen. Thomas wollte erst Ausschau nach möglichen Feinden halten, bevor sie sich an den Abstieg machten, deshalb ordnete er eine kurze Rast an. Philin setzte seinen Sohn ab, und Thomas wandte sich

zu ihm um. «Was hat dein Sohn gesagt, als er dir das Messer anbot?»

Philin runzelte die Stirn, als widerstrebe es ihm zu antworten, doch dann zuckte er die Achseln. «Er hat gesagt, ich soll dir die Finger abschneiden.»

Thomas versetzte Galdric eine schallende Ohrfeige, und als der Junge vor Schmerz aufschrie, schlug er ihn noch ein zweites Mal, so fest, dass seine Hand schmerzte. «Sag ihm, er soll sich nur mit Leuten seiner eigenen Größe anlegen.»

Galdric begann zu weinen, und Philin schwieg. Thomas blickte wieder hinunter ins Tal. Da er auf den Straßen, Feldern und Weiden weder Reiter noch Soldaten sah, führte er die Gruppe den Hang hinunter. «Ich habe gehört», sagte Philin nervös, «dass die Soldaten des Grafen von Berat Castillon d'Arbizon belagern?»

«Das habe ich auch gehört», erwiderte Thomas knapp.

«Glaubst du denn, es ist sicher, dorthin zu gehen?»

«Wahrscheinlich nicht, aber in der Burg gibt es Nahrung, es ist warm, und ich habe Freunde dort.»

«Warum gehst du nicht weiter nach Westen?», fragte Philin.

«Ich bin wegen etwas Bestimmtem hierhergekommen, und ich habe es noch nicht gefunden.» Er war wegen seines Vetters gekommen, und Guy Vexille war jetzt ganz in der Nähe. Thomas wusste, dass es keinen Zweck hatte, nach Astarac zurückzukehren und ihm dort gegenüberzutreten, da er auf offenem Gelände nichts gegen Vexilles berittene Soldaten ausrichten konnte, aber in Castillon d'Arbizon bestand immerhin eine kleine Chance. Zumindest wenn Guillaume d'Evecque dort noch befehligte und die geschrumpfte Garnison aus Thomas' eigenen Männern bestand. Dann wäre er wieder unter seinesgleichen, und mit den Bogenschützen hinter sich konnte er seinem Vetter

ein Gefecht liefern, das dieser nicht so bald vergessen würde.

Es goss unerbittlich weiter, während sie das Tal des Gers durchquerten und durch einen dichten Kastanienwald die nächste Hügelkette erklommen. Einige der *coredors* fielen zurück, doch die meisten bemühten sich, mit Thomas Schritt zu halten. «Warum folgen sie mir?», fragte Thomas Philin. «Warum folgst du mir?»

«Wir brauchen auch Nahrung und einen warmen Platz», erwiderte Philin. Wie ein Hund, dessen Herr gestorben war, hatte er sich Thomas und Geneviève angeschlossen, und die anderen *coredors* folgten ihm. Oben auf der Hügelkuppe blieb Thomas stehen und musterte sein neues Gefolge: ein Dutzend abgemagerte, zerlumpte und erschöpfte Männer, ein paar ebenso verwahrloste Frauen und deren schmutzige, weinende Kinder. «Ihr könnt mit mir kommen», sagte er zu ihnen, «aber in Castillon d’Arbizon werdet ihr Soldaten. Richtige Soldaten! Ihr müsst kämpfen, nicht im Wald herumschleichen und davonlaufen, wenn es ungemütlich wird. Wenn wir es bis in die Burg schaffen, müsst ihr mithelfen, sie zu verteidigen. Wem das nicht passt, der soll gehen. Und zwar gleich.» Er beobachtete sie, während Philin seine Worte übersetzte. Viele schauten betreten drein, aber niemand wandte sich zum Gehen. Sie waren entweder mutig, dachte Thomas, oder so verzweifelt, dass ihnen nichts anderes einfiel, als ihm zu folgen.

Er marschierte wieder los, hinunter ins nächste Tal. Geneviève, der das Haar klatschnass am Kopf klebte, ging neben ihm. «Wie kommen wir in die Burg?», fragte sie.

«Genau so, wie wir rausgekommen sind. Über das Wehr und durch die Pforte in der Mauer.»

«Werden sie die nicht bewachen?»

Thomas schüttelte den Kopf. «Zu nah an der Brustwehr. Wenn sie dort Soldaten postieren, schießen die Bogenschützen sie ab. Einen nach dem anderen.» Was nicht

hieß, dass die Belagerer nicht die Mühle eingenommen hatten, aber darüber würde er sich Gedanken machen, wenn sie in Castillon d’Arbizon angekommen waren.

«Und was machen wir, wenn wir drinnen sind?»

«Das weiß ich nicht», sagte Thomas ehrlich.

Sie berührte seine Hand, wie um zu zeigen, dass sie ihn nicht kritisieren wollte, sondern lediglich neugierig war. «Du kommst mir vor wie ein gehetzter Wolf, der in seinen Bau zurückflieht.»

«Stimmt.»

«Und die Jäger wissen, dass sie dich dort finden. Sie werden dir eine Falle stellen.»

«Stimmt auch.»

«Warum dann?», fragte sie.

Er schwieg eine Weile, dann beschloss er, ihr die Wahrheit zu sagen. «Weil ich erschöpft bin, weil sie Planchard getötet haben, weil ich nichts mehr zu verlieren habe und weil ich, wenn ich mit dem Bogen dort oben auf der Brustwehr stehe, ein paar von ihnen töten kann. Ich werde Joscelyn töten und meinen Vetter auch.» Er strich über seinen Bogen, der nicht geschnürt war, um die Sehne vor dem Regen zu schützen. «Ich bin ein Bogenschütze, ein verdammt guter sogar, und ich bin lieber das als ein Flüchtling.»

«Und Robbie? Willst du ihn auch töten?»

«Vielleicht», sagte Thomas ausweichend.

«Der Wolf will also die Bluthunde töten? Und dann selbst sterben?»

«Gut möglich. Aber ich kann meine Freunde nicht im Stich lassen.» Das war ihm wichtig. Die Männer, die er in die Gascogne geführt hatte, standen unter Belagerung, und wenn sie ihn wieder aufnahmen, würde er bis zum Ende bei ihnen bleiben. «Aber du musst nicht mitkommen», fügte er hinzu.

«Du verdammter Narr», fuhr sie ihn wütend an. «Als ich sterben sollte, hast du dich auf meine Seite gestellt. Glaubst du, ich verlasse dich jetzt? Und vergiss nicht, was ich unter den Blitzen gesehen habe, was mir der Donner erzählt hat.»

Finsternis und darin ein helles Licht. Thomas lächelte grimmig. «Glaubst du, wir werden siegen?», fragte er. «Vielleicht. Aber immerhin weiß ich jetzt, dass ich auf Gottes Seite stehe, ganz gleich, was die Kirche denkt. Meine Feinde haben Abbé Planchard getötet, und das bedeutet, dass sie vom Teufel geleitet werden.»

Der Wald wurde lichter, vor ihnen breiteten sich die ersten Weinberge aus, und Thomas blieb stehen, um die Gegend abzusuchen. Die *coredors* folgten schleppend und ließen sich müde auf den nassen Waldboden fallen. Sieben von ihnen hatten Armbrüste, der Rest verschiedene andere Waffen oder auch gar keine. Eine Frau mit rotem Haar und Stupsnase trug ein Falchion, ein Schwert mit breiter, geschwungener Klinge, und sie sah aus, als wüsste sie damit umzugehen.

«Warum halten wir an?», fragte Philin, obgleich er dankbar für die Pause war, denn Galdric lastete schwer auf seinen Schultern.

«Um nach den Jägern Ausschau zu halten», sagte Thomas und musterte sorgfältig die Weinberge, Wiesen und Gehölze. Zwischen zwei Weiden glitzerte ein Fluss. Weit und breit war niemand zu sehen. Auch keine Leibeigenen, die Gräben aushoben oder Schweine zu den Kastanien trieben, und das war merkwürdig. Warum blieben Leibeigene im Haus? Dafür gab es nur einen Grund: Irgendwo mussten Soldaten in der Nähe sein.

«Da», sagte Geneviève und deutete nach Norden. An einer Biegung des Flusses stand ein Reiter im Schatten einer Weide. Also warteten die Jäger auf ihn, und sobald er aus

dem Wald trat, würden sie ihn einkreisen, seine Gefährten niedermetzeln und ihn zu seinem Vetter schleppen.

Sie mussten sich erneut verstecken.

Joscelyn war begeistert von der Kanone. Sie war ein Ding von abstoßender Schönheit: eine massige, plumpe, donnernde Tötungsmaschine, und er wollte mehr davon. Mit einem Dutzend von ihnen, so dachte er, wäre er der mächtigste Fürst der Gascogne.

Es hatte fünf Tage gedauert, die Kanone nach Castillon d'Arbizon zu transportieren, und bei seiner Ankunft stellte Joscelyn fest, dass die Belagerung, wenn man sie überhaupt so nennen konnte, keinerlei Ergebnisse zeitigte. Henri Courtois behauptete, er habe seine Garnison erfolgreich in der Burg festgesetzt, aber er hatte keinen Versuch gemacht, sie anzugreifen. Er hatte weder Leitern bauen lassen, um die Mauer zu stürmen, noch Armbrustschützen in Stellung gebracht, um die englischen Bogenschützen oben auf der Brustwehr abzuschießen. «Habt Ihr geschlafen, oder was?», herrschte Joscelyn ihn an.

«Nein, Herr.»

«Dann haben sie Euch wohl dafür bezahlt, dass Ihr sie in Ruhe lasst?», bellte Joscelyn. Empört wollte Courtois sich gegen diese ehrenrührige Unterstellung verwahren, doch Joscelyn beachtete ihn gar nicht weiter, sondern befahl den Armbrustschützen, sich auf halber Höhe der Hauptstraße in Fenstern oder Mauernischen zu postieren und die Männer von der Brustwehr zu schießen. Am Ende des Tages waren fünf Armbrustschützen tot und sechs weitere von den langen englischen Pfeilen verwundet, doch Joscelyn war zufrieden. «Denen haben wir gehörig Angst eingejagt», verkündete er. «Und morgen schlachten wir sie ab.»

Signor Gioberti, der italienische Stückmeister, beschloss, die Kanone unmittelbar hinter dem Westtor der Stadt aufzustellen. Der Platz war ausreichend groß und

ebenmäßig gepflastert, er befand sich gut zwanzig Schritt außerhalb der Reichweite der Bogenschützen, sodass seine Männer nicht in Gefahr gerieten, und obendrein bot der Torbogen, nur zehn Schritt von der Kanone entfernt, Schutz vor dem unaufhörlichen Regen, sodass das Schießpulver beim Mischen nicht nass werden konnte.

Sie brauchten den ganzen Vormittag, um die Kanone samt ihrem Holzgerüst in Position zu bringen, da beides mit einem Kran vom Wagen gehievt werden musste, den Giobertis Kanoniere aus Eichenbohlen zusammenbauten. Die Rollhölzer unter dem Gerüst waren mit Schweineschmalz eingefettet worden, und Gioberti stellte ein Fass davon neben die Kanone, damit sie nachgeschmiert werden konnten, wenn das Gerüst durch die Wucht der Explosion zurückgestoßen wurde.

Die Geschosse der Kanone – vier Fuß lange Eisenbolzen – wurden auf einem separaten Wagen transportiert, und sie waren so schwer, dass sie jeweils von zwei Männern heruntergehoben werden mussten. Einige von ihnen waren wie Pfeile geformt, mit riesigen, zweiflügeligen Spitzen, andere gerade und stumpf, und jeder von ihnen war so dick wie der Oberarm eines Mannes. Das Schießpulver war in Fässer abgefüllt, aber es musste vor Gebrauch gut umgerührt werden, da der schwerere Salpeter, der etwa zwei Drittel der Mischung ausmachte, sich unten absetzte, während der Schwefel und die Holzkohle nach oben wanderten. Das Rühren erfolgte mit einem langstieligen hölzernen Löffel, und als Signor Gioberti zufrieden war, befahl er, acht Maß davon in die Geschützkammer der Kanone zu füllen.

Diese Kammer, in der die Explosion stattfinden würde, befand sich in dem bauchigen hinteren Teil der Kanone, der auf beiden Seiten bemalt war. Auf der einen Seite prangte das Bild des heiligen Eligius, Schutzpatron der Schmiede und Metallarbeiter, auf der anderen das des heiligen

Mauritius, Schutzpatron der Soldaten, und unter den Abbildungen stand der Name der Kanone: Höllenfeuer. «Sie ist drei Jahre alt, Herr», sagte Gioberti zu Joscelyn, «und brav wie eine gut gezüchtigte Frau.»

«Brav?»

«Sie können auch auseinanderfliegen.» Gioberti deutete auf die runde Geschützkammer und erklärte, dass manche Kanonen bei der Explosion zerbarsten und ihre glühend heißen Metallsplitter die Kanoniere töteten. «Aber nicht Höllenfeuer. Die ist solide wie eine Glocke. Schließlich ist sie von Glockengießern gemacht worden, bei uns in Mailand. Sie sind schwer zu gießen, sehr schwer.»

«Könnt Ihr das?», fragte Joscelyn, der bereits von einer Kanonengießerei in Berat träumte.

«Ich nicht, Herr. Aber dafür gibt es Spezialisten. Oder nehmt Glockengießer, die wissen, wie es geht. Es gibt übrigens eine Möglichkeit, Euch zu vergewissern, dass sie gute Arbeit leisten.»

«Und die wäre?», fragte Joscelyn neugierig.

«Befehlt ihnen, sich neben die Geschützkammer zu stellen, wenn der erste Schuss abgefeuert wird. Dann passen sie auf, was sie tun!» Gioberti kicherte. «Ich habe es bei Höllenfeuer genauso gehalten, und die Gießer haben keine Miene verzogen. Was beweist, dass sie solide verarbeitet ist.»

Eine leinene Zündschnur, getränkt mit einer Mischung aus Öl und Schießpulver und geschützt durch eine ebenfalls leinene Hülle, wurde so in die Kanone eingeführt, dass das eine Ende in der Geschützkammer lag, während das andere aus dem schmalen Hals heraushing, in den das Geschoss platziert werden würde. Einige Kanoniere, erklärte Gioberti, bohrten ein Loch in die Rückseite der Geschützkammer, doch er war der Ansicht, ein solches Loch schwäche die Schusskraft der Kanone, und deshalb zog er

es vor, die Schnur von vorne zu zünden. Die weiße Leinenhülle wurde mit einer Handvoll Lehm an der Innenseite des Kanonenhalses angedrückt, und erst als der Lehm ein wenig angetrocknet war, befahl Gioberti zwei Männern, einen der pfeilförmigen Bolzen zu holen. Vorsichtig schoben sie ihn in den schmalen Kanonenhals hinein, bis nur noch die Spitze herausschaute. Dann wurde wiederum Lehm gebracht, frisch angerührt aus Flusswasser und einer Mischung aus Sand und Ton, die die Kanoniere eigens mitgebracht hatten, und damit wurde der Kanonenhals rund um das Geschoss sorgfältig verschlossen. «Das ist wichtig, damit die Explosion nicht verpufft, Herr», erklärte Gioberti. «Ohne den Lehm würde die Kanone den Bolzen nur ausspucken, ohne jede Stoßkraft.»

«Darf ich die Schnur entzünden?», fragte Joscelyn, aufgeregt wie ein kleines Kind, das ein neues Spielzeug ausprobieren will.

«Selbstverständlich, Herr», sagte Gioberti, «aber noch ist es nicht so weit. Der Lehm muss erst hart werden.»

Das dauerte weitere drei Stunden, doch als die Sonne zwischen den Wolken am Horizont durchbrach und die Westseite der Burg anstrahlte, verkündete Gioberti, nun sei alles bereit. Die Pulverfässer waren in einem benachbarten Haus verstaut, wo kein Funke sie erreichen konnte, die Kanoniere hatten sich in sicheren Abstand zurückgezogen, für den Fall, dass die Geschützkammer doch zerbersten sollte, und die Strohdächer der umliegenden Häuser waren mit Wasser befeuchtet worden. Die Kanone war mit Hilfe eines Keils so aufgerichtet worden, dass sie auf die Oberkante des Burgtores zeigte, doch wie der Stückmeister erklärte, würde der Bolzen im Flug einen leichten Bogen beschreiben und somit genau die Mitte des Tores treffen. Er befahl einem seiner Männer, aus dem Goldenen Bären eine brennende Fackel zu holen, und nachdem er sich ein letztes Mal vergewissert hatte, dass alles war, wie es sein

sollte, verneigte er sich vor Joscelyn und reichte ihm die Fackel. Ein Priester sprach seinen Segen und hastete dann in die Gasse neben der Schankstube. «Ihr braucht nur die Spitze der Schnur zu entzünden, Herr», sagte Gioberti, «dann können wir ins Torhaus hinaufgehen und von oben zusehen.»

Joscelyn betrachtete noch einmal die dicke schwarze Pfeilspitze, die aus dem Kanonenhals herausschaute, dann hielt er die Fackel an die Leinenschnur, und das Schießpulver daran begann zu zischen. «Zurück, Herr, wenn ich bitten darf», mahnte Gioberti. Eine kleine Rauchfahne stieg vom glühenden Ende der Schnur auf, das sich immer näher an die Mündung der Kanone heranfraß. Joscelyn hätte gerne zugesehen, wie es im Innern verschwand, doch Signor Gioberti ging in seiner Sorge sogar so weit, den Grafen am Ärmel zu zupfen, und so folgte Joscelyn ihm gehorsam auf die Brustwehr des Torhauses. Von dort starrte er hinüber zur Burg. Auf dem Turm spielte das Banner des Earl of Northampton in der schwachen Brise. Nicht mehr lange, dachte Joscelyn.

Dann erbebte die Erde. Der Knall war so laut, dass Joscelyn meinte, mitten im Donner zu stehen. Der Krach traf so plötzlich und mit solcher Wucht auf seine Ohren, dass er unwillkürlich zusammenzuckte. Dann füllte sich die gesamte Straße vor ihm bis zu den Dachfirsten mit Rauch, durch den ein Kometenschweif von glühenden Funken und Lehmbrocken flog. Das Stadttor erbebte, das Echo der gewaltigen Explosion hallte von der Burgmauer wider und übertönte das Ächzen, mit dem Höllenfeuers Gerüst auf den gefetteten Rollhölzern nach hinten gestoßen wurde. In den Häusern begannen Hunde zu heulen, und Schwärme von Vögeln flatterten aufgeschreckt in den Himmel. «Allmächtiger Gott!», sagte Joscelyn staunend. «Süßer Jesus!» Der grauweiße Rauch stieg allmählich höher, und er brachte einen so grauenvollen, fauligen Gestank mit sich,

dass Joscelyn beinahe würgen musste. Dann sah er durch die dünner werdenden stinkenden Schleier, dass ein Flügel des Burgtores schief in den Angeln hing. «Noch einmal», befahl er. Seine Ohren dröhnten so sehr, dass er seine eigene Stimme kaum hören konnte.

«Morgen, Herr», sagte Gioberti. «Es braucht Zeit, bis der Lehm getrocknet ist. Wir laden sie heute Abend und schießen morgen bei Tagesanbruch.»

Bis zum Mittag des nächsten Tages feuerte Höllenfeuer drei weitere Bolzen aus rostigem Eisen ab, die das Tor der Burgmauer endgültig aus den Angeln rissen. Es begann zu regnen, und die Tropfen verdampften zischend, als sie auf das Metall der Kanone trafen. Die Stadtbewohner verschanzten sich in ihren Häusern und zuckten jedes Mal zusammen, wenn der gewaltige Knall die Fensterläden erbeben und die Kochtöpfe aneinanderscheppern ließ. Die Verteidiger waren von der Brustwehr verschwunden, und das stärkte den Mut der Armbrustschützen, die sich noch weiter vorwagten.

Obwohl das Tor hinweggefegt war, konnte Joscelyn nicht in den Innenhof sehen, weil der ein gutes Stück höher lag, aber den Engländern musste klar sein, dass ein Angriff bevorstand, also waren sie mit Sicherheit dabei, ihre Verteidigung aufzubauen. «Der Trick besteht darin», sagte er, «ihnen keine Zeit zu lassen.»

«Sie hatten genug Zeit», entgegnete Henri Courtois. «Den ganzen Morgen lang.»

Joscelyn beachtete seinen Einwand nicht. Für ihn war Courtois nur ein ängstlicher alter Mann, der die Lust am Kampf verloren hatte. «Wir greifen heute Abend an», verkündete er. «Signor Gioberti wird einen Bolzen in den Burghof schießen, und wir stürmen hinterher, solange sie noch von dem Knall betäubt sind.»

Er wählte vierzig Soldaten aus, die besten, die er hatte, und befahl ihnen, sich bei Sonnenuntergang

bereitzuhalten. Um sicherzugehen, dass die Engländer nichts von seinem geplanten Angriff mitbekamen, ließ er Löcher in die Wände der Häuser reißen, damit seine Männer sich von Haus zu Haus schleichen konnten. Auf diese Weise kamen sie unbemerkt bis auf dreißig Schritt an das Burgtor heran, und sobald die Kanone abgefeuert worden war, sollten sie ihr Versteck verlassen und den Hof der Burg stürmen. Courtois erbot sich, den Angriff zu führen, doch Joscelyn lehnte ab. «Dafür brauchen wir junge Männer», sagte er. «Männer, die keine Furcht kennen.» Er sah Robbie an. «Bist du dabei?»

«Natürlich, Herr.»

«Zuerst schicken wir ein Dutzend Armbrustschützen vor», bestimmte Joscelyn. «Sie können eine Salve in den Hof schießen und dann uns das Feld überlassen.» Und, wie er im Stillen dachte, die Pfeile der Bogenschützen kassieren, falls welche bereitstanden.

Courtois zeichnete mit einem Stück Kohle einen Grundriss des Burghofs auf den Küchentisch, damit Joscelyn sich orientieren konnte. Zur Rechten lagen die Ställe, erklärte er, in die man sich jedoch besser nicht hineinwagte, da sie keine Fluchtmöglichkeit boten. «Euch gegenüber befinden sich zwei Türen», sagte er. «Die linke führt hinunter in den Kerker, und von dort gibt es keinen zweiten Ausgang. Die rechte liegt ein paar Stufen erhöht, und von dort kommt man in die Säle und hinauf zur Brustwehr.»

«Das ist also die, an die wir uns halten sollten?»

«Ganz recht, Herr.» Courtois zögerte. Er wollte Joscelyn warnen, dass Guillaume d’Evecque ein erfahrener Soldat war und sich nicht so leicht überraschen ließ. Die eigentliche Belagerung hatte gerade erst begonnen, die Kanone war noch nicht einmal einen vollen Tag im Einsatz, und zu einem solchen Zeitpunkt war eine Garnison hellwach und auf alles gefasst. Doch Courtois wusste, dass

Joscelyn jede Mahnung zur Vorsicht nur mit Verachtung strafen würde, und so hielt er den Mund.

Joscelyn befahl seinem Knappen, die Rüstung vorzubereiten, und warf Courtois einen abfälligen Blick zu. «Wenn die Burg eingenommen ist, werdet Ihr wieder Kastellan sein.»

«Wie Ihr wünscht, Herr», sagte Courtois gelassen.

Die Angreifer versammelten sich, fertig gerüstet, in St. Callic, wo eine Messe gesprochen und ihnen der Segen erteilt wurde. Dann schlichen sie durch die Öffnungen in den Hauswänden den Hügel hinauf, bis zum Laden eines Wagenmachers, der auf den Platz vor dem Burgtor hinausging. Dort angekommen, setzten sie die Helme auf, griffen nach ihren Waffen und hielten sich bereit. Die meisten von ihnen hatten einen Schild, doch manche verzichteten darauf, da er sie beim Laufen behinderte. Zwei trugen riesige Äxte, mit denen sie auf engem Raum Angst und Schrecken verbreiten konnten. Die Männer berührten ihre Talismane, sprachen ein stilles Gebet und warteten ungeduldig auf den donnernden Knall der Kanone. Niemand wagte es, zur Tür hinauszuspähen, da Joscelyn sie beobachtete, und er hatte ihnen strikt verboten, sich zu zeigen, bevor die Kanone abgefeuert war. «Es ist eine Belohnung für jeden Bogenschützen ausgesetzt», stachelte er seine Männer an.

«Haltet eure Schilde hoch», mahnte Robbie, der hinreichend Erfahrung mit englischen Pfeilen hatte.

«Die werden von dem Knall völlig benommen sein», sagte Joscelyn. «Wir gehen einfach rein und töten sie.»

Gebe Gott, dass dem so ist, dachte Robbie. Ihm war nicht ganz wohl dabei, gegen Guillaume d’Evecque zu kämpfen, denn er mochte ihn, aber er hatte einen neuen Eid geschworen, und er war überzeugt, dass er für Gott, für Schottland und für den wahren Glauben kämpfte.

«Fünf Goldmünzen pro Kopf», sagte Joscelyn, «für die ersten fünf Mann, die die Stufen zum Burgturm erklimmen.» Warum zum Teufel feuerte die Kanone nicht? Er schwitzte trotz der herbstlichen Kälte, denn das gefettete Lederwams unter seiner Plattenrüstung war dick. Seine Rüstung war zwar die beste von allen Angreifern, aber auch die schwerste, und Joscelyn wusste, dass er sich anstrengen musste, um mit den Männern in den leichteren Kettenpanzern mitzuhalten. Sei's drum. Er würde sich ins Kampfgetümmel stürzen, wo es am dichtesten war, und genüsslich die schreienden, hilflosen Bogenschützen niedermähen. «Und keine Gefangenen», fügte er hinzu. Dieser Tag sollte vom Tod gekrönt werden.

«Was ist mit Guillaume d'Evecque?», fragte Robbie. «Können wir ihn gefangen nehmen?»

«Besitzt er Ländereien?»

«Nein», musste Robbie zugeben.

«Was kann er uns dann als Lösegeld anbieten?»

«Nichts.»

«Dann also keine Gefangenen!», wiederholte Joscelyn. «Tötet sie alle!»

«Aber nicht ihre Frauen», wandte einer der Männer ein.

«Nicht ihre Frauen», bestätigte Joscelyn und bedauerte, dass die blonde Begine nicht in der Burg war. Nun, es gab sicher andere Frauen. Es gab immer andere Frauen.

Die Schatten wurden länger. Es hatte den ganzen Vormittag geregnet, doch dann war der Himmel aufgeklart, und nun stand die Sonne tief über dem Horizont. Joscelyn wusste, dass Signor Gioberti warten würde, bis die letzten Strahlen genau in das Burgtor schienen und die Verteidiger blendeten.

Dies war kein Turnier, bei dem der Verlierer nach Hause gehen konnte, wie zerschunden er auch sein mochte. Dies war das Spielfeld des Todes, und obgleich er aus voller

Überzeugung an den Sieg glaubte, verspürte Joscelyn doch eine leise Unruhe. Hoffentlich schlafen die Engländer oder essen oder was auch immer, dachte er. Hoffentlich sind sie nicht bereit.

Da ließ ein Knall die Welt erbeben, ein flammender Bolzen zischte durch das Tor, Rauch erfüllte die Straße, und endlich war das Warten vorbei.

Sie griffen an.

Von dem Moment an, als die Kanone in Castillon d'Arbizon angekommen war, hatte Guillaume d'Evecque die Garnison auf einen Angriff vorbereitet. Nachdem das Tor zerschmettert war, ordnete er an, dass immer zehn Bogenschützen im Hof bereitstehen sollten, fünf auf jeder Seite, sodass ihre Pfeile in schrägem Winkel auf den offenen Torbogen gerichtet waren, die Burgmauer ihnen jedoch Deckung vor den Armbrustschützen bot. Außerdem ließ d'Evecque den größten Teil der Stallwände einreißen, die Pfeiler, die das Dach trugen, blieben jedoch stehen, damit die Bogenschützen sich bei Regen darunter zurückziehen konnten, denn ihre Sehnen durften nicht nass werden. Die Pferde wurden die Stufen hinauf und in den unteren Saal gebracht, der ersatzweise zum Stall umfunktioniert wurde.

Aus dem Holz von den Stallwänden und dem zerstörten Tor wurde in der Mitte des Innenhofes eine Barrikade errichtet. Sie war nicht so hoch, wie d'Evecque es sich gewünscht hätte, und das Holz reichte auch nicht aus, um einen entschlossenen Angriff wirkungsvoll abzuwehren, aber jedes Hindernis bremste einen Mann in Rüstung und bot den Bogenschützen Gelegenheit, einen weiteren Pfeil abzuschießen. Auch die schweren Kanonenbolzen kamen auf die Barrikade, und ein Fass mit ranzigem Olivenöl wurde aus dem Kellergewölbe geholt. Damit war d'Evecque bereit.

Er vermutete, dass Joscelyn nicht lange mit dem Angriff warten würde. D'Evecque hatte genügend Zeit mit dem neuen Grafen von Berat verbracht, um zu wissen, dass dieser ein ungeduldiger Mann war, geblendet von der Gier nach einem Sieg. Seine Erfahrung sagte ihm außerdem, dass der Angriff vermutlich in der Morgen- oder Abenddämmerung erfolgen würde, und so sorgte er dafür, dass die gesamte Garnison bereits vor Tagesanbruch gerüstet und kampfbereit war.

Nachdem die Kanone das Burgtor aus den Angeln gerissen hatte, war er sicher, dass der Angriff unmittelbar bevorstand, denn während der langen Wartezeiten zwischen den Schüssen hatte er sich oben auf die Brustwehr gekauert und das Geräusch von Hämmern und zersplitterndem Holz vernommen, was darauf schließen ließ, dass der Feind sich einen Pfad durch die Häuser bahnte, um unbemerkt bis zum Vorplatz der Burg vordringen zu können. Und als der Abend nahte, ohne dass die Kanoniere erneut geschossen hatten, vermutete d'Evecque, dass sie damit warteten, bis die Angreifer bereit waren. Aus der Deckung des Torhauses hörte er wenig später das Klirren von Kettenpanzern, das nur aus einem der Häuser am Vorplatz kommen konnte, und als er vorsichtig um die Ecke spähte, sah er, dass auf den Zinnen über dem Westtor deutlich mehr Männer als zuvor standen und zur Burg herüberstarrten. Sie hätten genauso gut einen Fanfarenstoß erklingen lassen können, um ihre Absichten zu verkünden, dachte er verächtlich. Im gleichen Augenblick, als er sich zurückzog, prallte ein Armbrustbolzen gegen das Torhaus, genau da, wo eben noch sein Kopf gewesen war.

Er kehrte zu seinen Soldaten zurück. «Sie kommen», sagte er und schob den Arm in die ledernen Schlaufen seines Schildes.

Dieses Wissen brachte Erleichterung. D'Evecque hasste es, belagert zu werden, und ganz besonders hatte er die stille Bedrohung der ersten Tage gehasst, denn obwohl Henri Courtois sich an die Abmachung gehalten und sie in Ruhe gelassen hatte, waren sie, zu Tatenlosigkeit verdammt, in der Burg eingesperrt gewesen. Jetzt bekam er Gelegenheit, einige der Belagerer zu töten, und für einen Soldaten wie d'Evecque war das weitaus befriedigender. Als sie mit der Kanone angerückt waren, hatte er sich gefragt, ob Joscelyn ihm die Möglichkeit bieten

würde, sich zu ergeben, doch mit dem ersten Schuss, den sie abgefeuert hatten, war ihm klar gewesen, dass der heißblütige, leichtsinnige und engstirnige Joscelyn nichts anderes wollte als den Tod.

Nun, den konnte er haben.

«Wenn der nächste Schuss kommt, greifen sie an», sagte er zu seinen Männern und hoffte, dass er mit seiner Vermutung recht hatte. Dann hockte er sich neben das Tor, auf die dem Feind zugewandte Seite der Barrikade, und wartete, während das Sonnenlicht über das Pflaster des Burghofs wanderte. Er hatte achtzehn Bogenschützen, allesamt hinter der Barrikade postiert, und sechzehn Soldaten, die hinter ihm standen. Der Rest war desertiert, abgesehen von einem halben Dutzend Männer, die krank waren. Über der ganzen Stadt lag Stille, nur ein Bellen war zu hören, das plötzlich in ein Winseln umschlug und verstummte. Wir müssen ihren Angriff abwehren, dachte d'Evecque, aber was dann? Er zweifelte nicht daran, dass es ihnen gelingen würde, aber der Feind war weit in der Überzahl, und mit Hilfe konnten sie nicht rechnen. Vielleicht war Joscelyn bereit, sich auf Verhandlungen einzulassen, wenn er eine ordentliche Schlappe kassierte. Henri Courtois würde eine ehrenvolle Kapitulation sicher akzeptieren, überlegte d'Evecque, aber hatte er genügend Einfluss auf diesen Hitzkopf von Joscelyn?

Da erbebte die Burg unter dem Donner der Kanone, und ein eiserner Bolzen schoss durch das Tor und riss ein großes Stück Stein aus der Mauer des Turms, direkt neben den Stufen, die ins Innere führten. D'Evecque, dem die Ohren von dem fürchterlichen Knall dröhnten, straffte sich erwartungsvoll, und prompt erklangen auf dem Vorplatz Schlachtrufe und das Stampfen von schweren Stiefeln. Er nahm den Deckel von dem Ölfass und trat dagegen, sodass die grünliche Flüssigkeit sich über das Pflaster im Tordurchgang ergoss. In dem Moment hörte er draußen

eine Stimme, gedämpft durch einen Helm mit geschlossenem Visier. «Keine Gefangenen! Keine Gefangenen!»

«Bogenschützen!», rief d'Evecque, obwohl er sicher war, dass sie die Warnung nicht brauchten. In Thomas' Abwesenheit wurden die Bogenschützen von Jake angeführt, der über diese Verantwortung zwar alles andere als glücklich war, aber d'Evecque schätzte und sich nach Kräften bemühte, seine Sache gut zu machen. Jake gab seinen Bogenschützen keine Befehle; sie wussten auch so, was sie zu tun hatten. Sie warteten mit halb gespanntem Bogen, während ein Trupp Armbrustschützen durch das Tor hereinstürmte, gefolgt von Soldaten mit gezückten Schwertern. Wie abgesprochen wartete Jake, bis die ersten Angreifer auf dem Öl ausrutschten, dann brüllte er: «Schießt!»

Achtzehn Pfeile donnerten in das Durcheinander. Die Gestürzten brachten die Nachfolgenden zu Fall, sodass der Tordurchgang bereits durch Tote und Verletzte blockiert war, obwohl die Angreifer noch nicht einmal bis zur Barrikade vorgedrungen waren. D'Evecque stand mit gezücktem Schwert an der Seite, griff jedoch noch nicht ein, sondern ließ die Bogenschützen ihr Werk beenden. Staunend verfolgte er, mit welcher Geschwindigkeit sie den nächsten Pfeil anlegten und wiederum Kettenpanzer durchbohrten und Fleisch aufrissen. Ein Armbrustschütze kroch aus dem Gemenge und versuchte mutig, seine Waffe zu heben, doch d'Evecque sprang zwei Schritte vor und hieb dem Mann sein Schwert in den ungeschützten Nacken. Die übrigen Armbrustschützen, die offensichtlich vorgeschickt worden waren, um seine Bogenschützen auszuschalten, waren bereits tot oder schwer verwundet. Auch Joscelyns Soldaten waren mit Pfeilen gespickt, und in dem wirren Haufen kam niemand mehr vor oder zurück. Jake jagte seine Pfeile auf sie, Salve um Salve, und nun gab

auch d’Evecque seinen Soldaten das Zeichen zum Angriff. «Sie wollen keine Gefangenen», brüllte er. «Habt ihr gehört? Keine Gefangenen!»

Da d’Evecque und seine Männer von der linken Seite des Innenhofs angriffen, zog Jake sich mit den Bogenschützen nach rechts zurück und schoss nur noch auf die letzten Versprengten unter dem Torbogen. Kurz darauf stellten sie das Schießen ganz ein, da viele der Angreifer tot waren und sie nicht riskieren wollten, einen von ihren eigenen Männern zu treffen.

Es war ein Massaker. Die Angreifer hatten angenommen, dass die Verteidiger sich hinter der Barrikade verschanzt hatten, doch stattdessen kamen die Soldaten von der Seite, und angesichts der Tatsache, dass die Feinde ausdrücklich ihren Tod gewollt hatten, waren d’Evecques Männer nicht zu Barmherzigkeit aufgelegt. «Bastard.» John Faircloth stach auf einen gestürzten Soldaten ein und bohrte seine Klinge durch einen Riss in dessen Kettenpanzer. «Bastard», rief er erneut und schlitzte einem Armbrustschützen die Kehle auf. Ein Burgunder hieb mit seiner Axt auf Helme und Schädel ein, dass Blut und Gehirnmasse auf die ölgetränkten Steine spritzten. Ein großer, kräftiger Kerl erhob sich brüllend aus dem Gewühl und kletterte über die Toten, um den Angriff fortzuführen, doch d’Evecque wehrte den Schwertstoß mit dem Schild ab und bohrte dem Mann seinerseits die Klinge in den Hals. Der Mann starrte ihn aus weit aufgerissenen Augen an, und seine Lippen versuchten, eine Beschimpfung zu formen, doch das Einzige, was er hervorbrachte, war ein Blutschwall. Dann schwankte er und fiel zu Boden, während d’Evecque bereits den nächsten Soldaten tötete. Inzwischen hatten auch die Bogenschützen die Waffe gewechselt und stürzten sich mit Äxten, Schwertern oder Messern auf die Verwundeten. Gnadenrufe und Schreie hallten durch den Burghof, vermischt mit den triumphierenden Schlachtrufen der

Engländer: *«St. George! St. George!»*, und die wenigen Überlebenden in den hinteren Reihen ergriffen die Flucht. Einer von ihnen, betäubt von einem Schlag auf seinen Helm, floh in die falsche Richtung, und John Faircloth rammte ihm sein Schwert in den Bauch, dass die Eingeweide hervorquollen.

«Weg vom Tor!», rief d'Evecque. «Schafft sie zur Seite!» Er wollte nicht, dass seine Männer von den Armbrustschützen außerhalb der Burg abgeschossen wurden, während sie die Toten plünderten, und so schleiften sie sie in den Schutz der Burgmauer. Soweit d'Evecque sehen konnte, war keiner von den feindlichen Soldaten mehr am Leben. Sie selbst hatten gefordert, dass es keine Gefangenen geben sollte, und die Garnison hatte dem entsprochen. Der Angriff war vorüber.

Doch die Gefahr war noch nicht vorbei. Im Tordurchgang lagen immer noch zwei Tote. D'Evecque wusste, dass die Armbrustschützen unten in der Stadt das Tor einsehen konnten, und so schlich er, hinter seinen Schild geduckt, in den Torbogen und zerrte einen der beiden Leichname in den Hof. Von Joscelyn war zu seinem Bedauern keine Spur zu sehen. D'Evecque hätte den Grafen zu gern ein zweites Mal gefangen genommen und das Lösegeld verdoppelt und ein weiteres Mal verdoppelt und dann noch einmal. Verfluchter Mistkerl, dachte d'Evecque. Ein Armbrustbolzen bohrte sich mit solcher Wucht in seinen Schild, dass die obere Kante gegen seinen Helm schlug. Er duckte sich tiefer, packte den zweiten Toten am Knöchel und zog. Plötzlich bewegte sich der Mann und versuchte sich zu wehren. D'Evecque hieb ihm die Spitze seines Schildes in die Weichteile, und der Mann stöhnte auf und rührte sich nicht mehr.

Es war Robbie. Als d'Evecque sich vor den Armbrustschützen in Sicherheit gebracht hatte, musterte er ihn genauer und sah, dass der junge Schotte nicht

verletzt war, sondern nur betäubt, vermutlich von einem Pfeil, der den unteren Rand seines Helms getroffen und eine tiefe Delle in das dicke Metall geschlagen hatte. Der Aufprall musste so heftig gewesen sein, dass Robbie das Bewusstsein verloren hatte. Einen Zoll tiefer, und er wäre ein toter Schotte gewesen. So jedoch war er nur ein sehr verwirrter Schotte, der verzweifelt nach seiner Waffe tastete, als er begriff, wo er war.

«Wo ist mein Geld?», knurrte d'Evecque und hielt Robbie drohend sein Schwert an die Kehle.

«Gütiger Jesus», stöhnte Robbie.

«Der kann dir jetzt auch nicht helfen. Wenn du Gnade willst, junger Mann, musst du dich an mich halten. Und an die da!» D'Evecque deutete auf die Bogenschützen und Soldaten, die den Toten Waffen, Rüstung und Kleider abnahmen. Der schielende Jake grinste, weil einer der Toten einen Rubinring am Finger getragen hatte. Er hatte ihm den Finger abgehackt und hielt nun triumphierend den Ring hoch. Sam, seit wenigen Augenblicken stolzer Besitzer eines erstklassigen deutschen Kettenpanzers, kam herüber, warf einen Blick auf Robbie und spuckte verächtlich aus.

Tränen der Demütigung in den Augen, starrte Robbie auf die Toten, die in blutigen Hemden auf dem Pflaster lagen. Vierzig Angreifer hatten den Platz vor der Burg überquert, und mehr als die Hälfte von ihnen war tot. Er sah zu d'Evecque auf. «Ich bin Euer Gefangener», sagte er, obwohl er sich fragte, wie er es anstellen sollte, nicht nur Lord Outhwaite in England Lösegeld zu zahlen, sondern auch noch d'Evecque.

«Das bist du nicht, du niederträchtiger Hund», entgegnete d'Evecque. «Ich habe euren Ruf gehört. Keine Gefangenen. Und wie du dich vielleicht erinnerst, haben wir das letzte Mal, als wir Gefangene genommen haben, statt Lösegeld nur ein Stück Pergament bekommen. Ist es das, was man in Schottland unter Ehre versteht?»

Robbie blickte in das wütende einäugige Gesicht über ihm und zuckte die Achseln. «Tötet mich einfach», sagte er resigniert. «Tötet mich und fahrt zur Hölle.»

«Das würde deinem Freund nicht gefallen», erwiderte d'Evecque. Robbie sah ihn verständnislos an. «Deinem Freund Thomas. Dieser gottverdammte Narr mag dich, weiß der Himmel, warum. Also lasse ich dich am Leben. Steh auf.» Er versetzte Robbie einen Fußtritt. «Und jetzt geh zu Joscelyn und sag diesem nichtsnutzigen Bastard, er soll uns auszahlen, was du uns schuldest, und dann verschwinden wir. Hast du verstanden? Er gibt uns das Geld, und dafür lassen wir ihn in Ruhe.»

Robbie hätte gerne das Schwert zurückbekommen, das seinem Onkel gehörte und in dessen Griff eine kostbare Reliquie des heiligen Andreas eingearbeitet war, doch er wusste, dass d'Evecque ihm diesen Gefallen nicht tun würde, und so wankte er, noch immer benommen, zum Tor. D'Evecque rief den Armbrustschützen in der Stadt zu, dass der Mann, der jetzt herauskam, einer von ihnen sei. «Vielleicht erschießen sie dich trotzdem», sagte er zu Robbie und stieß ihn hinaus in die Dämmerung.

Niemand schoss auf Robbie, als er sich mit pochendem Schädel und schmerzender Leiste die Straße hinunterschleppte. Die Überlebenden des Angriffs hatten sich um die noch immer rauchende Kanone versammelt; einigen von ihnen ragten Pfeile aus Armen oder Beinen. Joscelyn war auch darunter. Er hatte den Helm abgenommen, und sein rundes Gesicht war schweißnass und vor Zorn gerötet. Er war einer der Letzten gewesen, die durch das Tor gestürmt waren, hatte das Chaos vor sich gesehen und war dann von einem Pfeil, der gegen seinen Brustpanzer prallte, hintenübergeschleudert worden. Die Wucht des Aufpralls hatte ihn erstaunt, fast so stark wie der Huftritt eines Pferdes, und sein Brustpanzer hatte eine tiefe Delle abbekommen. Er hatte sich wieder aufgerichtet und

war prompt von einem zweiten Pfeil getroffen worden; auch dieser hatte den Panzer nicht durchbohrt, aber Joscelyn war erneut zu Boden gegangen. Dann hatten die Überlebenden panisch die Flucht ergriffen, und er war dem Strom der Flüchtenden gefolgt. «Sie haben dich gehen lassen?», sagte er zu Robbie, auf dessen Stirn ein dunkler Bluterguss prangte.

«Ich soll Euch eine Nachricht überbringen, Herr», erwiderte Robbie. «Wenn sie ihr Geld bekommen, ziehen sie ohne weitere Kämpfe ab.»

«Es ist dein Geld!», fauchte Joscelyn. «Also musst du bezahlen. Hast du das Geld?»

«Nein, Herr.»

«Dann werden wir sie, verdammt noch mal, töten. Und zwar jeden Einzelnen von ihnen!» Joscelyn wandte sich zu Signor Gioberti. «Wie lange braucht Ihr, um das ganze Torhaus zu zertrümmern?»

Gioberti überlegte einen Moment. Er war ein kleingewachsener Mann, an die fünfzig, mit einem von tiefen Falten durchzogenen Gesicht. «Etwa eine Woche, Herr», schätzte er. Einer seiner mächtigen Bolzen hatte die Mauer neben dem Torbogen getroffen und einen ganzen Haufen Steine herausgerissen, was darauf schließen ließ, dass die Burg nicht im besten Zustand war. «Vielleicht auch zehn Tage. Und wenn Ihr mir noch mal zehn Tage gebt, kann ich die halbe Burgmauer niederreißen.»

«Wir schießen sie in Schutt und Asche», knurrte Joscelyn, «und dann metzeln wir den ganzen elenden Haufen nieder.»

Am nächsten Tag trafen Guy Vexille und Charles Bessières mit über fünfzig Mann in Castillon d’Arbizon ein. Offenbar hatte Vexille seinen Ketzer nicht gefunden, doch aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen schien er zu

glauben, dass dieser Kerl mit seiner Begine zur Burg zurückkehren würde.

«Wenn Ihr ihn zu fassen kriegt», sagte Joscelyn, «könnt Ihr mit ihm machen, was Ihr wollt. Aber die Frau gehört mir.»

«Sie gehört der Kirche», widersprach Vexille.

«Erst will ich sie haben», beharrte Joscelyn. «Danach kann die Kirche mit ihr spielen, und dann kann der Teufel sie haben.»

Die Kanone feuerte, und das Torhaus erbebte.

Thomas und seine Gefährten verbrachten eine feuchte Nacht unter den Bäumen. Am Morgen waren drei der *coredors* mit ihren Frauen verschwunden, doch es waren noch vierzehn Männer, acht Frauen, sechs Kinder und, nicht zu verachten, sieben Armbrüste übrig. Die Waffen waren alt und wurden noch mit einem Geißfußhebel gespannt, was bedeutete, dass sie nicht so viel Kraft hatten wie die neueren Modelle mit Stahlschaft, die mit einer Winde gespannt wurden, aber im Kampf waren die älteren Armbrüste schneller zu laden, und auf kürzere Entfernung töteten sie ebenso wirkungsvoll wie die neueren.

Die Reiter hatten das Tal verlassen. Thomas brauchte fast den ganzen Morgen, um sich davon zu überzeugen, doch schließlich sah er einen Schweinehirten, der seine Tiere zum Wald trieb, und kurz darauf tauchte auf der Straße, die neben dem Fluss nach Süden führte, ein ganzer Pulk von Menschen auf, vermutlich Flüchtlinge, denn sie schleppten riesige Bündel mit sich und hatten mehrere hoch beladene Handkarren dabei. Vermutlich hatten die Reiter keine Lust mehr gehabt, auf ihn zu warten, und stattdessen eine Stadt oder ein Dorf in der Nähe überfallen. Auf jeden Fall war die Anwesenheit der Leute ein sicheres Zeichen dafür, dass keine Soldaten in der Nähe waren, und so machten sie sich auf den Weg nach Westen.

Am nächsten Tag, als sie über einen Hügelpfad zogen, in sicherem Abstand zu Dörfern und Straßen, hörte er in der Ferne die Kanone. Zunächst dachte er, es wäre eine merkwürdige Art von Donner, ein abrupter Knall ohne Nachgrollen, doch es waren nirgends dunkle Wolken zu sehen, und als es einige Stunden später erneut donnerte und dann, gegen Mittag, ein drittes Mal, wusste er, dass es eine Kanone sein musste. Er hatte schon Bekanntschaft mit Kanonen gemacht, aber sie waren nicht sehr verbreitet, und er sorgte sich, was dieses seltsame Gerät seinen Freunden in der Burg antun mochte. Falls sie noch seine Freunde waren.

Er beeilte sich und strebte nach Norden, auf Castillon d'Arbizon zu, musste jedoch immer wieder vorsichtig sein, wenn er in ein offenes Tal kam oder zu einer Stelle, wo Reiter ihnen auflauern konnten. Gegen Abend erlegte er eine Hirschkuh, und jeder aß ein paar Bissen von der rohen Leber, da sie nicht wagten, ein Feuer zu entzünden. Bei Einbruch der Dämmerung, als er die Hirschkuh zum Lager geschleppt hatte, war die Kanone erneut abgefeuert worden, und er hatte den Rauch aufsteigen sehen, was bedeutete, dass sie ihrem Ziel bereits sehr nah waren, so nah, dass er bis tief in die Nacht Wache hielt und dann Philin weckte, damit der ihn ablöste.

Am nächsten Morgen regnete es. Die *coredors* waren erschöpft und hungrig, und Thomas versuchte sie aufzumuntern, indem er ihnen sagte, Nahrung und ein warmer Unterschlupf wären nicht mehr weit. Doch der Feind war auch nicht mehr weit, und er musste sich vorsehen. Er wagte es nicht, seinen Bogen geschnürt zu lassen, da der Regen die Sehne aufweichte, aber er fühlte sich nackt ohne eine schussbereite Waffe. Der Knall der Kanone, der alle drei bis vier Stunden ertönte, wurde lauter, und am frühen Nachmittag konnte Thomas deutlich das Krachen der Geschosse hören, die auf Stein trafen.

Doch als er eine Anhöhe erklomm und der Regen endlich aufgehört hatte, sah er, dass an der Spitze des Burgturms noch immer die Flagge des Earl of Northampton hing, und das gab ihm Mut. Sie war keine Gewähr für Sicherheit, aber sie zeugte davon, dass es eine englische Garnison gab, die an seiner Seite kämpfen würde.

Sie waren jetzt ganz nah, gefährlich nah. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber der Boden war matschig, und Thomas stürzte zweimal, als er den steilen, bewaldeten Abhang in das Tal hinunterrutschte, wo der Fluss sich im Bogen um den Felsvorsprung schlängelte, auf dem Castillon d’Arbizon erbaut war. Er wollte sich auf dieselbe Weise in die Stadt hineinschleichen, auf die er ihr entflohen war, nämlich indem er das Wehr bei der Mühle überquerte, doch als er an der Stelle ankam, wo der Wald bis an den Fluss heranreichte, sah er, dass seine Befürchtungen berechtigt gewesen waren: Seine Feinde hatten offenbar damit gerechnet, dass er kommen würde, denn im Eingang der Mühle war ein Armbrustschütze postiert. Der Mann trug einen Kettenpanzer und stand unter einem kleinen Vordach, das ihn vor den Bogenschützen auf der Brustwehr schützte, doch als Thomas dort hinaufschaute, sah er keine Bogenschützen. Vermutlich hatten die Belagerer überall Armbrustschützen aufgestellt, die jeden abschossen, der sich auf der Brustwehr blicken ließ.

«Töte ihn.» Geneviève kauerte neben Thomas und hatte den Armbrustschützen auf der anderen Flussseite gesehen.

«Damit die anderen gewarnt sind?»

«Welche anderen?»

«Er ist bestimmt nicht allein da drüben», erwiderte Thomas. Er nahm an, dass der Müller und seine Familie verschwunden waren, denn das Schott war heruntergelassen und das Mühlrad stand still, aber die Belagerer hatten gewiss nicht nur einen Mann abgestellt, den Schleichweg über das Wehr zu bewachen.

Wahrscheinlich waren sie mindestens zu zehnt. Natürlich konnte er den ersten abschießen, das war kein Problem, aber dann würden die anderen vom Eingang und von den beiden Fenstern, die auf den Fluss hinausgingen, zurückschießen, und damit wäre es vollkommen unmöglich, das Wehr zu überqueren. Er starrte lange hinüber und dachte nach, dann kehrte er zu Philin und den anderen *coredors* zurück, die ein Stück hangaufwärts im Schutz der Bäume warteten. «Ich brauche Feuerstein und Stahl», sagte er zu Philin.

Da die *coredors* oft auf Wanderschaft waren und jeden Abend Feuer machen mussten, besaßen mehrere der Frauen Feuerstein und Stahl, doch eine von ihnen hatte zusätzlich einen Lederbeutel mit Schwarzpulver. Thomas dankte ihr und versprach ihr eine Belohnung für das kostbare Pulver, dann ging er ein Stück flussabwärts, verschwand aus dem Blickwinkel des Wachmanns. Er und Geneviève suchten den Waldboden nach kleinen Zweigen und frischgefallenen Kastanienblättern ab. Da er ein Stück Schnur brauchte, zog er einen Faden aus dem Hemd, das Geneviève unter ihrem Kettenpanzer trug. Dann schichtete er die Zweige auf einen flachen Stein, streute großzügig von dem Pulver darüber und gab Geneviève Feuerstein und Stahl. «Aber zünde es noch nicht an», sagte er. Er wollte nicht, dass der Rauch zwischen den fast kahlen Bäumen aufstieg und die Feinde warnte.

Die etwas dickeren Zweige band er um das vordere Ende eines Pfeils. Es war nicht einfach, aber nach einer Weile hatte er sie zu einem dichten Bündel geschnürt. Ein Feuerpfeil musste gut brennen, und damit der Flugwind die Flammen nicht löschte, würde er die Kastanienblätter um das Holz wickeln. Er befeuchtete die Blätter in einer Pfütze, legte sie über die Zweige, band sie fest und schüttelte den Pfeil, um sich zu vergewissern, dass alles gut befestigt war. «Jetzt», sagte er zu Geneviève.

Mit dem Feuerstein schlug sie einen Funken. Das Schwarzpulver flammte sofort auf, dann fingen auch die kleinen Zweige Feuer. Thomas wartete, bis die Flammen kräftiger wurden, dann hielt er den Pfeil hinein. Als das Zweigbündel brannte, lief er damit hangabwärts, bis er das Dach der Mühle sehen konnte.

Er legte an. Wegen der Flammen konnte er den Bogen nicht ganz spannen, aber die Entfernung war kurz. Er betete, dass niemand aus dem Fenster der Mühle blickte und dass der Pfeil sein Ziel erreichte, dann ließ er los.

Der Pfeil stieg zwischen den Bäumen auf, flog, eine Rauchfahne hinter sich herziehend, über den Fluss und bohrte sich in das Strohdach der Mühle. Den Männern im Innern konnte der dumpfe Aufprall nicht entgangen sein, aber genau in diesem Augenblick wurde die Kanone in der Stadt abgefeuert, und der sehr viel lautere Knall lenkte sie hoffentlich ab.

Er trat das kleine Feuer aus, dann ging er mit Geneviève zurück zu den *coredors* und bedeutete Philin und den Männern mit den Armbrüsten, ihm zum Flussufer zu folgen. Dort warteten sie.

Nach dem starken Regen war das mit Moos überwucherte Strohdach der Mühle dunkel von Feuchtigkeit. Von der Stelle, wo der Pfeil eingeschlagen war, stieg eine dünne Rauchfahne auf, aber Flammen waren nicht zu sehen. Der Armbrustschütze stand nach wie vor im Eingang und gähnte. Der Fluss war durch den Regen angeschwollen und strömte in einer schäumenden, grünlichen Flut über das Wehr. Thomas sah wieder zum Dach hinauf. Die Rauchfahne schien zu ersterben. Er würde noch einmal von vorn beginnen müssen und wenn nötig noch ein weiteres Mal, so lange, bis er entdeckt wurde oder das Stroh Feuer fing. Gerade als er mit Geneviève ein Stück flussabwärts gehen wollte, um erneut Zweige zu suchen, erhob sich plötzlich wieder Rauch aus dem Dach. Er verdichtete sich zu einer

kleinen Wolke, dann loderte eine Flamme auf, und die *coredors* brachen in Jubel aus, sodass Thomas sie hastig zum Schweigen bringen musste. Das Feuer breitete sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit aus. Der brennende Pfeil hatte sich offenbar bis in die trockenen unteren Strohschichten gebohrt. Innerhalb weniger Augenblicke brannte das ganze Dach lichterloh, und Thomas wusste, dass dieses Feuer nicht mehr zu löschen war. Es würde die tragenden Balken ergreifen, das Dach würde einstürzen, und dann würde das gesamte Holz der Mühle abbrennen, bis nur noch ein verkohltes Steingerippe übrig war.

Die Soldaten stürzten aus der Mühle. «Jetzt», sagte Thomas und ließ seinen ersten Pfeil los, der über den Fluss schwirrte und einen der Männer in den Eingang zurückschleuderte. Mit einem Klacken lösten die *coredors* die Sehnen ihrer Armbrüste. Die Bolzen prallten gegen die Steinmauer, trafen einen Mann ins Bein, und Thomas hatte bereits seinen zweiten und dritten Pfeil abgeschossen, als die Armbrüste die nächste Salve abfeuerten. Einer der Soldaten schaffte es, sich hinter die brennende Mühle zu retten, und rannte davon, zweifellos um die übrigen Belagerer zu alarmieren. Die Zeit war knapp, aber es kamen noch mehr Männer aus der Mühle, und Thomas schoss weiter. Überrascht sah er, dass die Gestalt, die er in den Hals getroffen hatte, eine Frau war, doch ihm blieb nichts anderes übrig, als den nächsten Pfeil zu nehmen und abzuschießen. Als niemand mehr herauskam, zog er einen der Armbrustschützen vom Ufer ab und befahl den anderen, sofort zu schießen, falls doch noch jemand im Eingang der Mühle auftauchte. «Wir gehen jetzt rüber!», rief er Philin zu.

Thomas und der Armbrustschütze machten sich an die Überquerung. Der steinerne Rand des Wehrs war glitschig, aber sie schoben sich Schritt für Schritt vorwärts, während die Strömung des Wassers an ihren Knöcheln zerrte. Als

Thomas schließlich am anderen Ufer angekommen war, führte Philin, seinen Sohn auf den Schultern, die übrigen *coredors* hinüber. Im Eingang der lodernden Mühle lagen Tote und Verwundete, und einige davon bewegten sich noch. Die Frau, die Thomas erschossen hatte, starrte ihn aus weit aufgerissenen, toten Augen an. Plötzlich zischte aus dem Waldstück, das zwischen der Mühle und der darüberliegenden Stadtmauer lag, ein Armbrustbolzen, der Thomas nur knapp verfehlte und platschend im Wasser landete, doch unmittelbar darauf flog ein weiß gefiederter Pfeil von der Brustwehr und verschwand zwischen den Bäumen, wo der Armbrustschütze sich verbarg. Danach kamen keine weiteren Bolzen mehr.

Eine der Frauen glitt auf dem Wehr aus und stürzte mit einem gellenden Schrei in den schäumenden Fluss. «Lasst sie!», rief Philin.

«Den Pfad hinauf!», brüllte Thomas. «Beeilt euch!» Er schickte einen der *coredors* vor, der mit einer Axt bewaffnet war; der Mann sollte die kleine Pforte in der Mauer einschlagen. Dann drehte er sich zu den Armbrustschützen auf der anderen Seite des Flusses um. «Kommt!», rief er ihnen zu, und obgleich keiner von ihnen Englisch sprach, verstanden sie, was er ihnen sagte.

Ein gewaltiges Krachen ertönte, und begleitet von einem Funkenregen brach ein Teil des Mühlendaches ein. Da tauchte auf einmal ein Mann im Eingang auf. Er war groß und trug kein Kettenhemd, sondern ein Lederwams. Sein Haar rauchte, und sein Gesicht, das hässlicher war als alles, was Thomas je gesehen hatte, war von Hass verzerrt. Der Mann sprang über die Toten und Sterbenden, und für einen Augenblick dachte Thomas, er wolle auf ihn losgehen, doch dann wandte er sich ab und versuchte zu fliehen. Thomas spannte die Sehne, und der Pfeil bohrte sich mit solcher Wucht zwischen die Schulterblätter des Fliehenden, dass der Mann vornüberfiel und seinen Gürtel verlor, an dem ein

Schwert, ein Messer und ein Bolzenköcher hingen. Da Ersatzbolzen immer willkommen waren, lief Thomas hinterher, um den Gürtel aufzuheben. Doch als er sich bückte, packte ihn der Mann, der tödlich verwundet sein musste, am Knöchel. «Bastard», zischte er auf Französisch. «Bastard!»

Thomas trat dem Mann ins Gesicht, dass die Zähne knirschten, dann rammte er ihm den Absatz in den Kiefer. Der Sterbende ließ los, und Thomas trat noch einmal zu, um sicherzugehen, dass er sich nicht mehr rührte. «Den Hügel hinauf!», rief er. Als er Geneviève erblickte, die ebenfalls sicher am anderen Ufer angekommen war, warf er ihr den Gürtel zu und stieg hinter ihr den Pfad hinauf, der zu der kleinen Pforte an der Rückseite von St. Sardos führte. Ob die Belagerer sie bewachten? Doch falls sie es taten, würde es ungemütlich für sie werden, denn jetzt waren noch mehr Bogenschützen auf der Brustwehr, und sie schossen hinunter auf die Stadt. Sie standen kurz auf, schossen und duckten sich sofort wieder, und Thomas hörte, wie Armbrustbolzen gegen die Steinmauer klirrten.

Der Pfad war steil und aufgeweicht. Thomas wandte sich immer wieder um und hielt Ausschau nach Feinden, doch am Hang war niemand zu sehen. Er lief, so schnell er konnte, rutschte aus und rappelte sich wieder auf, die Stadtmauer schon fast zum Greifen nah. Geneviève stand in dem schmalen Durchgang und wartete auf ihn. Thomas erklomm das letzte Stück fast auf allen vieren, dann stürzte er durch die zersplitterte Pforte und folgte Geneviève durch die dunkle Gasse auf den Platz vor der Burg. Ein Bolzen schlug gegen das Pflaster und prallte ab, jemand brüllte etwas, und aus dem Augenwinkel nahm Thomas Soldaten auf der Hauptstraße wahr. Ein Pfeil schwirrte an seinem Kopf vorbei, als er auf das Tor zurannte, und er sah, dass die eine Seite des Torhauses zerstört war. Ein Haufen Schutt versperrte halb den Eingang, auf dem Vorplatz

lagen Tote, bis aufs Hemd entblößt, und Armbrustbolzen schlitterten vor seinen Füßen über den Stein. Er sprang über den Schutthaufen, stützte sich an der unversehrten Seite des Torbogens ab und wollte in die Sicherheit des Hofes laufen, doch das Pflaster unter seinen Füßen war glatt wie Eis, er rutschte aus, stolperte gegen eine hölzerne Barrikade, die mitten im Hof errichtet war, und schlug lang hin.

Von oben grinste ihn das entstellte, einäugige Gesicht von Guillaume d’Evecque an.

«Das wurde aber auch Zeit», sagte der Normanne.

«Allmächtiger», seufzte Thomas. Die *coredors* waren alle da, außer der Frau, die vom Wehr gestürzt war, und auch Geneviève war in Sicherheit. «Ich dachte, ihr könntet Hilfe gebrauchen.»

«Und du glaubst, du könntest uns helfen?» D’Evecque half Thomas auf und schloss ihn in die Arme. «Ich dachte, du wärst tot», sagte er. Verlegen wegen seiner Gefühlsduseligkeit ließ er Thomas los und deutete mit dem Kopf auf die *coredors* und ihre Kinder. «Wer sind die denn?»

«Räuber», sagte Thomas. «Hungrige Räuber.»

«Im Turm ist was zu essen.»

Jake und Sam kamen herbei, klopften Thomas grinsend auf die Schulter, und dann gingen sie alle zusammen die Treppe zum großen Saal hinauf, wo die *coredors* ungläubig auf den Käse und das Pökelfleisch starrten. «Esst», sagte d’Evecque.

Thomas fielen die Toten auf dem Vorplatz wieder ein. Waren es seine Leute? D’Evecque schüttelte den Kopf. «Die Bastarde haben uns angegriffen», sagte er. «Wir haben sie getötet und von der Mauer geworfen. An denen können sich jetzt die Ratten vergnügen. Riesenviecher sind das,

groß wie Katzen. Aber jetzt erzähl mal, wie ist es dir ergangen?»

Thomas berichtete, während er aß. Von dem Besuch im Kloster und Abbé Planchards Tod, von dem Kampf im Wald und dem beschwerlichen Rückweg nach Castillon d'Arbizon. «Ich ahnte, dass Robbie fortgegangen ist», erklärte er, «deshalb dachte ich mir, hier sind jetzt nur noch meine Freunde.»

«Ist ja auch netter, unter Freunden zu sterben», spottete d'Evecque. Er blickte hinauf zu den schmalen, hohen Fenstern, um anhand des Lichteinfalls die Tageszeit zu schätzen. «Wird noch ein paar Stunden dauern, bis die Kanone wieder feuert.»

«Wollen sie das Torhaus zum Einsturz bringen?»

«Sieht ganz so aus. Vielleicht versuchen sie auch, die ganze Mauer niederzureißen. Aber das dauert einen Monat.» Er warf einen Blick auf die *coredors*. «Und du bringst mir noch mehr hungrige Mäuler.»

Thomas schüttelte den Kopf. «Sie werden alle kämpfen, auch die Frauen. Und die Kinder können die Armbrustbolzen einsammeln.» Davon lagen Dutzende im Hof herum, und wenn man die Flügel gerade richtete, konnten die *coredors* sie noch einmal verwenden. «Aber als Erstes müssen wir die verdammte Kanone loswerden.»

D'Evecque grinste. «Glaubst du, darauf wäre ich noch nicht gekommen? Meinst du vielleicht, wir hätten hier nur auf unserem Hintern gesessen und Würfel gespielt? Aber wie sollen wir es anstellen? Wenn ich mit einem Dutzend Männer einen Ausfall wage, ist die Hälfte von uns mit Bolzen gespickt, bevor wir auch nur die Schankstube erreichen. Das hat keinen Sinn, Thomas.»

«Feuerpfeile», sagte Thomas.

«Feuerpfeile?», wiederholte d'Evecque verständnislos.

«Ja. Sie bewahren ihr verfluchtes Schießpulver doch nicht im Freien auf, oder? Es steht in einem Haus. Und Häuser brennen. Also fackeln wir die Stadt ab. Ich glaube kaum, dass wir mit unseren Pfeilen bis zu den Häusern in der Nähe der Kanone kommen, aber bei Ostwind wird sich das Feuer rasch ausbreiten. Zumindest wird es sie erst einmal ablenken.»

D'Evecque musterte ihn anerkennend. «Du bist gar nicht so dumm, wie du aussiehst.»

Ein überraschter Ausruf ließ sie herumfahren. Geneviève hatte mit dem Bolzenköcher herumgespielt, den Thomas bei der Mühle ergattert hatte. Der Deckel des ledernen Zylinders war mit Wachs versiegelt, und das hatte ihre Neugier geweckt. Sie hatte das Wachs abgekratzt, den Deckel abgenommen und etwas herausgezogen, das in ein Leintuch gewickelt und mit Sägemehl gepolstert war. Sie hatte das Sägemehl abgeschüttelt und vorsichtig das Leintuch abgelöst.

Und nun waren sämtliche Blicke im Raum auf sie gerichtet.

Denn sie hatte den Gral gefunden.

Joscelyn hasste Guy Vexille. Er hasste seine Selbstsicherheit und die leise Verachtung, die stets auf seinem Gesicht lag und alles, was Joscelyn tat, wortlos zu verurteilen schien. Und er hasste die Frömmigkeit und Selbstbeherrschung dieses Mannes. Nichts hätte Joscelyn lieber getan, als Vexille fortzuschicken, aber die Männer des Harlekins waren eine wertvolle Verstärkung für seine Belagerungstruppe. Wenn der Angriff kam, wenn sie über die Trümmer hinweg die Burg erstürmten, konnten Vexilles schwarz gekleidete Soldaten über Sieg oder Niederlage entscheiden. Also ertrug Joscelyn zähneknirschend Vexilles Anwesenheit.

Robbie ertrug sie ebenfalls nur widerwillig. Vexille hatte seinen Bruder getötet, und Robbie hatte geschworen, dafür Rache zu nehmen, doch mittlerweile war er so verwirrt, dass er nicht mehr wusste, was er mit seinen Eiden anfangen sollte. Er hatte geschworen, auf Pilgerreise zu gehen, aber er war noch immer in Castillon d'Arbizon; er hatte geschworen, Guy Vexille zu töten, aber der Mann lebte noch; er hatte Joscelyn den Treueid geschworen, doch nun erkannte er, dass Joscelyn ein hirnloser Dummkopf war, angriffslustig wie ein Eber, aber ohne eine Spur von Glauben oder Ehre. Der Einzige, dem er nie einen Eid geschworen hatte, war Thomas, und dennoch wünschte er gerade ihm in der bevorstehenden Tragödie von Herzen alles Gute.

Immerhin war Thomas noch am Leben. Er hatte es trotz der Wachen, die Vexille bei der Mühle postiert hatte, geschafft, das Wehr zu überqueren. Als Vexille bei seiner Ankunft in Castillon d'Arbizon gesehen hatte, dass die Stelle am Fluss unbewacht war, hatte er den sauertöpfischen Charles Bessières mit seinen Männern zur Mühle abkommandiert. Bessières hatte eingewilligt, weil er so zumindest seine Ruhe vor Vexille und Joscelyn hatte. Doch er war gescheitert, und Robbie hatte sich zu seinem eigenen Erstaunen gefreut, dass Thomas seinen Feinden erneut ein Schnippchen geschlagen hatte und wieder in der Burg war. Er hatte gesehen, wie Thomas durch den Bolzenhagel über den Platz gelaufen war, und er hätte beinahe laut gejubelt, als sein Freund unbeschadet den Burghof erreichte.

Robbie hatte auch Geneviève gesehen, und er wusste nicht so recht, was er davon halten sollte. Er verzehrte sich so sehr nach ihr, dass es wie eine Wunde schmerzte. Doch er wagte nicht, es zuzugeben, da Joscelyn ihn nur auslachen würde. Hätte Robbie eine Wahl gehabt – und wegen seiner Eide hatte er keine –, wäre er zur Burg

hinaufgegangen und hätte Thomas um Vergebung gebeten. Und zweifellos wäre er dann zusammen mit ihm gestorben.

Denn Thomas saß in der Falle. Guy Vexille hatte, voller Zorn, weil Charles Bessières an einer so einfachen Aufgabe gescheitert war, Männer im Wald jenseits des Flusses aufgestellt, sodass eine Flucht über das Wehr unmöglich war. Der einzige Weg aus der Burg führte über die Hauptstraße und durch das Westtor der Stadt oder seitwärts durch das kleinere Tor neben St. Callic, das zu den Flusswiesen führte, wo die Leute aus der Stadt ihr Vieh weideten, und Joscelyn und Vexille hatten zusammen über hundert Soldaten, die nur darauf warteten, dass jemand auf diesem Weg zu entkommen versuchte. Überall in der Stadt waren Armbrustschützen postiert, und die ganze Zeit über nagte die Kanone langsam, aber beharrlich an der Mauer der Burg, bis irgendwann der Weg ins Innere freigelegt war. Dann konnte das Gemetzel beginnen, und Robbie würde zusehen müssen, wie seine Freunde starben.

Die linke Hälfte des Torhauses war bereits zerstört, und Signor Gioberti hatte seine dickbäuchige Kanone neu ausgerichtet, sodass die Geschosse nun die rechte Seite treffen würden. Der Italiener schätzte, er würde eine Woche brauchen, um das ganze Torhaus niederzureißen, und er hatte Joscelyn geraten, sich noch ein wenig länger zu gedulden und die Bresche zu den Seiten hin zu erweitern, damit die Angreifer nicht in einen schmalen Durchgang gepfercht wurden, den die Bogenschützen mit Pfeilen spicken konnten.

«Pavesen», hatte Joscelyn darauf nur erwidert und den beiden Zimmerleuten der Stadt befohlen, noch mehr von den großen Schilden aus Weidenholz anzufertigen, hinter die die Armbrustschützen sich ducken konnten, während sie auf den Durchgang zuliefen. Dort angekommen, konnten sie auf die Bogenschützen schießen, während die Soldaten an ihnen vorbei in den Burghof eindrangen. «Eine

Woche», sagte Joscelyn zu dem Italiener. «Ihr habt eine Woche, um das Torhaus einzureißen, dann greifen wir an.» Er war unruhig, denn die Belagerung erwies sich als wesentlich kostspieliger und komplizierter, als er vermutet hatte. Nicht nur dass der Kampf selbst aufwändig war, er musste auch noch Fuhrleute bezahlen, damit sie Heu und Hafer für die Pferde heranschafften, und Männer losschicken, um in dieser Gegend, die bereits vom Feind geplündert war, etwas zu essen aufzutreiben, und jeder Tag brachte neue, unvorhergesehene Schwierigkeiten, die an Joscelyns Selbstvertrauen nagten. Er wollte angreifen und diese verdammte Geschichte endlich hinter sich bringen.

Doch die Engländer kamen ihm zuvor. Am Morgen nach Thomas' Rückkehr, als ein kalter Nordostwind unter dem bleigrauen Himmel wehte, flogen Feuerpfeile von den Zinnen des Burgturms und bohrten sich in die Strohdächer der Häuser. Die Belagerer schraken aus dem Schlaf, als die Stadtbewohner nach Wasser schrien. Männer zerrten mit langstieligen Haken das Stroh vom Dach, doch es kamen immer mehr Pfeile, innerhalb kürzester Zeit brannten drei Häuser lichterloh, und der Wind trieb die Flammen auf das Stadttor zu, wo die Kanone bereits geladen bereit stand.

«Das Pulver! Das Pulver!», rief Signor Gioberti, und seine Männer schleppten die kostbaren Fässer aus dem Haus, um sie neben der Kanone abzustellen. In dem rauchverhangenen Durcheinander stolperte einer von ihnen, und ein ganzes Fass unvermischtes Schießpulver kippte auf die Straße. Joscelyn kam aus dem Haus, das er für sich beschlagnahmt hatte, und brüllte seinen Männern zu, sie sollten Wasser holen, während Guy Vexille befahl, einige der Häuser einzureißen, um eine Schneise zu bilden. Aber die Einwohner waren den Soldaten im Weg, mittlerweile standen über ein Dutzend Häuser in Flammen, und das Feuer sprang von Dach zu Dach. Die Armbrustschützen, die ihr Lager größtenteils unter den

Dächern aufgeschlagen hatten, um von dort durch Löcher im Stroh schießen zu können, stolperten hustend die Leitern hinunter. Schweine quiekten panisch, als sie bei lebendigem Leib gebraten wurden.

Und da, gerade als es so aussah, als würde die ganze Stadt abbrennen, und die ersten Funken auf den Dächern neben der Kanone landeten, tat sich der Himmel auf. Ein gewaltiger Donner krachte durch das Tal, und dann prasselte der Regen nieder. Es regnete so stark, dass die Burg vom Stadttor aus nicht mehr zu sehen war. Der Regen verwandelte die Straße in einen Wasserlauf, durchweichte die Pulverfässer und löschte die Flammen. Es stieg immer noch Rauch auf, aber die Tropfen kühlten zischend die Glut. In den Rinnsteinen gurgelte von Asche geschwärztes Wasser, und das Feuer erstarb.

Der oberste Ratsherr Galat Lorret ging zu Joscelyn und fragte, wo die Leute aus der Stadt nun unterkommen sollten. Über ein Drittel der Häuser hatten kein Dach mehr, und in den anderen hausten Soldaten. «Ihr müsst uns Nahrung besorgen, Herr, und wir brauchen Zelte.» Lorret zitterte, vielleicht vor Angst, vielleicht auch wegen eines beginnenden Fiebers, doch Joscelyn kannte kein Mitleid. Im Gegenteil, er war so erzürnt darüber, wie dieser einfache Bürger mit ihm zu reden wagte, dass er Lorret mit Schlägen traktierte, bis dieser rücklings auf die Straße stolperte.

«Von mir aus könnt ihr verhungern!», brüllte Joscelyn. «Verhungern und erfrieren!» Er versetzte dem alten Mann einen so heftigen Fausthieb, dass ihm der Kiefer brach. Der Ratsherr lag im Rinnstein, seine Amtsrobe besudelt von dem schwärzlichen Wasser. Aus dem unbeschädigten Haus hinter ihm kam eine junge Frau; ihre Augen glänzten fiebrig, und ihr Gesicht war gerötet. Plötzlich krümmte sie sich vornüber und erbrach den Inhalt ihres Magens auf die

Straße, direkt neben Lorret. «Weg mit dir!», brüllte Joscelyn sie an. «Lade deinen Dreck anderswo ab!»

Dann bemerkte er, dass Guy Vexille, Robbie Douglas und ein Dutzend seiner Soldaten mit offenem Mund zur Burg hinüberstarrten. Der Regen hatte nachgelassen, und der Rauch löste sich allmählich auf, sodass das Gemäuer wieder zu sehen war. Joscelyn wandte sich um, neugierig, was die anderen so in ihren Bann schlug. Er sah die Kettenpanzer seiner toten Soldaten, die als Beleidigung oben an den Zinnen des Turms aufgehängt waren, und dazwischen, auf den Kopf gestellt, die erbeuteten Schilde, unter anderem den mit dem roten Herz der Familie Douglas, doch Vexilles Blick war nicht auf diese Trophäen gerichtet. Er starrte auf die halb zerstörte Brustwehr, und dort schimmerte etwas Goldenes.

Ohne sich vor den Bogenschützen in Acht zu nehmen, ging Robbie die Straße hinauf, um das goldene Objekt besser sehen zu können. Es kam kein einziger Pfeil. Die Burg wirkte verlassen, vollkommen still. Erst am Rand des Vorplatzes blieb er stehen, blickte in ungläubigem Staunen zu dem Ding hinauf und sank dann mit Tränen in den Augen auf die Knie. «Der Gral», sagte er, und plötzlich kamen immer mehr Leute dazu und knieten sich auf das Pflaster.

«Was?», fragte Joscelyn.

Guy Vexille nahm den Hut ab und sank ebenfalls auf die Knie, den Blick nach oben gewandt, und ihm war, als ginge von dem kostbaren Kelch ein Leuchten aus.

Denn über all dem Rauch und der Zerstörung thronte, schimmernd wie die Wahrheit selbst, der Gral.

An dem Tag wurde die Kanone nicht mehr abgefeuert, was Joscelyn gar nicht passte. Den neuen Grafen von Berat scherte es nicht, dass die Engländer irgendeinen Becher hatten; von ihm aus hätten sie das ganze Kreuz, den

Schwanz von Jonas' Wal, die Windel des Jesuskindes, die Dornenkrone und sogar die Pforten der Himmelstür haben können, und er hätte das Ganze mit Freuden unter dem Schutt der Burg begraben, aber die Priester der Belagerer kamen auf Knien zu ihm und Guy Vexille ebenfalls, und diese demütige Geste eines Mannes, dem er sich unterlegen fühlte, gab ihm zu denken.

«Wir müssen mit ihnen reden», sagte Vexille.

«Sie sind Ketzer», sagten die Priester. «Der Gral muss vor ihnen gerettet werden.»

«Was soll ich denn tun?», gab Joscelyn zurück. «Freundlich darum bitten?»

«Ihr müsst mit ihnen verhandeln», sagte Vexille.

«Verhandeln!» Allein bei der Vorstellung sträubte sich alles in Joscelyn. Doch dann kam ihm ein Gedanke. Der Gral? Wenn das Ding tatsächlich existierte – und alle um ihn herum schienen das zu glauben – und wenn es hier, auf seinem Grund und Boden, war, dann ließ sich daraus bestimmt Geld machen. Natürlich musste der Kelch nach Berat gebracht werden, wo Narren wie sein verstorbener Onkel teuer dafür zahlen würden, ihn zu sehen. Große Opferstöcke am Tor der Burg und Schlangen von Pilgern, die Münzen hineinwarfen, um einen Blick auf den Gral werfen zu dürfen. Das wäre eine unerschöpfliche Einnahmequelle. Und offensichtlich waren die feindlichen Besatzer zu Gesprächen bereit, denn nachdem sie den Kelch präsentiert hatten, waren keine Pfeile mehr geflogen.

«Ich werde zu ihnen gehen und mit ihnen reden», erbot sich Vexille.

«Warum Ihr?», entgegnete Joscelyn.

«Dann geht Ihr, Herr», sagte Vexille ergeben.

Doch Joscelyn mochte den Männern, die ihn gefangen gehalten hatten, nicht gegenübertreten. Er wollte sie erst wieder sehen, wenn sie tot waren, und so überließ er Vexille

die Verhandlungen. «Aber Ihr gewährt ihnen nichts ohne meine Zustimmung!»

«Wie Ihr wünscht, Herr», sagte Vexille.

Den Armbrustschützen wurde befohlen, nicht zu schießen, dann ging Guy Vexille, ohne Hut und Waffen, an den verkohlten Ruinen der Häuser vorbei die Hauptstraße hinauf. In einer der Seitengassen kauerte ein Mann, dessen Gesicht vor Schweiß glänzte und mit dunklen Beulen übersät war, und seine Kleider waren mit Erbrochenem besudelt. Vexille verabscheute solche Anblicke. Er war ein wählerischer Mann, stets auf Sauberkeit bedacht, und der Gestank und die Leiden der Menschheit widerten ihn an. Sie waren Zeugnisse einer sündigen Welt, einer Welt, die sich von Gott abgewandt hatte. Dann sah er, wie sein Vetter auf die Brustwehr trat und den Gral fortnahm.

Kurz darauf bahnte Thomas sich einen Weg durch den Schutt, der im Torbogen lag. Wie Guy war er unbewaffnet, aber er hatte auch den Gral nicht bei sich. Er trug einen Kettenpanzer, der rostig, schmutzverkrustet und am Saum eingerissen war, und hatte sich einen kurzen Bart stehen lassen, der seinem Gesicht etwas Grimmiges, Verzweifeltes gab. «Thomas», grüßte Guy ihn und deutete eine Verneigung an. «Mein Vetter.»

Thomas’ Blick fiel an Vexille vorbei auf drei Priester, die ein Stück entfernt auf der Straße standen und herübersahen. «Die letzten Geistlichen, die hierhergekommen sind, haben mich exkommuniziert», sagte er.

«Was die Kirche verhängt», erwiderte Guy, «kann sie auch wieder zurücknehmen. Wo hast du ihn gefunden?»

Einen Augenblick sah es so aus, als wolle Thomas nicht antworten, dann zuckte er die Achseln. «Unter dem Donner», sagte er. «Im Herzen des Blitzes.»

Guy Vexille lächelte über die ausweichende Erklärung. «Ich weiß nicht einmal, ob du wirklich den Gral hast. Vielleicht ist es nur ein Trick? Du hast einen goldenen Kelch auf die Zinnen gestellt, und wir haben unsere Schlüsse gezogen. Vielleicht irren wir uns? Beweise es mir, Thomas.»

«Das kann ich nicht.»

«Dann zeig ihn mir», bat Guy ergeben.

«Warum sollte ich?»

«Weil das Königreich des Himmels davon abhängt.»

Thomas schnaubte nur verächtlich, dann musterte er seinen Vetter neugierig. «Erst beantworte mir eine Frage.»

«Wenn ich es kann.»

«Wer war der große, hässliche Mann bei der Mühle, den ich getötet habe?»

Guy Vexille runzelte die Stirn. Es war eine sehr merkwürdige Frage, aber da er keinen Hinterhalt darin entdecken konnte und Thomas nicht verärgern wollte, antwortete er. «Sein Name war Charles Bessières», sagte er vorsichtig. «Er war der Bruder von Kardinal Bessières. Warum fragst du?»

«Weil er gut gekämpft hat», log Thomas.

«Ist das alles?»

«Er hat gut gekämpft, und um ein Haar hätte er mir den Gral abgenommen», schmückte Thomas seine Lüge aus. «Ich habe mich einfach gefragt, wer er war.» Er zuckte die Achseln und überlegte im Stillen, warum ein Bruder des Kardinals den Gral bei sich hatte.

«Er war es nicht wert, den Gral zu besitzen», sagte Vexille.

«Bin ich es?»

Guy ignorierte die feindselige Frage. «Zeig ihn mir, Thomas», flehte er. «Um der Liebe Christi willen, zeig ihn mir.»

Thomas zögerte einen Moment, dann drehte er sich um und hob die Hand. Auf sein Zeichen kam d'Evecque, in eine erbeutete Rüstung gekleidet, mit gezücktem Schwert aus dem Burghof. An seiner Seite ging Geneviève, den Gral in der Hand und einen Weinschlauch am Gürtel. «Komm ihm nicht zu nah», warnte Thomas sie. Zu Vexille gewandt, sagte er: «Erinnerst du dich an Guillaume d'Evecque? Noch ein Mann, der geschworen hat, dich zu töten.»

«Wir stehen unter dem Gebot der Waffenruhe», erinnerte Guy ihn und nickte d'Evecque zu, der als Antwort jedoch nur auf das Pflaster spuckte. Guy beachtete ihn nicht weiter, sondern starrte gebannt auf den Kelch in den Händen der jungen Frau.

Es war ein Gebilde von ätherischer, magischer Schönheit, zart und filigran wie Spitze und so weit von dieser verkohlten, stinkenden Stadt und den rattenzerfressenen Leichen entfernt, dass Guy nicht einen Augenblick daran zweifelte, dass er tatsächlich den Gral vor sich hatte. Es war das kostbarste Objekt der ganzen Christenheit, der Schlüssel zum Paradies, und fast wäre Guy vor Ehrfurcht auf die Knie gesunken.

Geneviève nahm den perlengeschmückten Deckel ab und stürzte den goldenen Kelch in Thomas' Hand. Ein dickwandiges grünliches Glasgefäß fiel heraus, das Thomas feierlich hochhielt. «Dies ist der Gral, Guy», sagte er. «Der Goldkelch ist nachträglich angefertigt worden, um ihn zu halten, aber das hier ist er.»

Guy verschlang ihn mit Blicken, wagte jedoch nicht, näher heranzugehen. D'Evecque wartete nur auf einen Vorwand, ihm das Schwert in die Brust zu rammen, und Guy zweifelte nicht daran, dass hinter den Schießscharten des Turms Bogenschützen bereitstanden. Schweigend sah er zu, wie Thomas den Schlauch von Genevièves Gürtel nahm und ein wenig von dem Wein in das Glasgefäß füllte. «Siehst du?» Das transparente Gefäß hatte sich dunkelrot verfärbt, aber

es besaß jetzt auch einen goldenen Schimmer, der vorher nicht da gewesen war. Thomas ließ den Weinschlauch fallen, setzte, ohne den Blick von seinem Vetter zu wenden, das Glas an die Lippen und leerte es. *«Hic est enim sanguis meus»*, sagte Thomas. Es waren die Worte Jesu. «Dies ist mein Blut.» Dann gab er Geneviève das Glas, und sie ging damit zurück in die Burg, gefolgt von d'Evecque. «Ein Ketzer trinkt aus dem Gral. Und es wird noch schlimmer kommen.»

«Schlimmer?», fragte Guy.

«Wir werden ihn unter den Torbogen stellen. Und wenn eure Kanone den Rest der Befestigungen niederreißt, wird der Gral zerstört. Dann findet ihr nur noch ein verbogenes Stück Gold und ein paar Glasscherben.»

Guy Vexille lächelte. «Der Gral kann nicht zerstört werden, Thomas.»

«Das wird sich dann ja zeigen», erwiderte Thomas verächtlich und wandte sich zum Gehen.

«Thomas! Thomas, ich bitte dich», rief Guy. «Hör mir zu.»

Thomas hätte ihn am liebsten einfach stehenlassen, aber die Stimme seines Vetters hatte so flehend geklungen, dass er innehielt. Es war die Stimme eines gebrochenen Mannes, und was riskierte er schon, wenn er ihm noch ein wenig Aufmerksamkeit gewährte? Er hatte seine Drohung ausgesprochen. Wenn der Angriff weiterging, würde der Gral zerstört werden. Jetzt musste er sich wohl anhören, was sein Vetter im Gegenzug anzubieten hatte, aber er würde es ihm nicht leichtmachen. «Warum sollte ich dem Mann zuhören, der meinen Vater getötet hat?», sagte er kalt. «Der meine Frau getötet hat?»

«Lausche einem Kind Gottes.»

Thomas hätte beinahe gelacht, aber er blieb.

Guy holte tief Luft und legte sich seine Worte zurecht. Er blickte zum Himmel, dessen schwere Wolken weiteren

Regen ankündigten. «Die Welt ist vom Bösen durchsetzt, die Kirche ist korrupt, und der Teufel verrichtet ungehindert sein Werk. Mit der Hilfe des Grals können wir das ändern. Die Kirche kann gereinigt werden, ein neuer Kreuzzug kann die Welt von der Sünde befreien. Er wird das Königreich des Himmels auf die Erde bringen.» Er senkte den Blick und sah Thomas an. «Das ist mein Ziel.»

«Und dafür musste mein Vater sterben?»

Guy nickte. «Ich wünschte, es wäre nicht nötig gewesen, aber er hielt den Gral versteckt. Er war ein Feind Gottes.»

In Thomas wallte erneut der Hass auf, stärker als jemals zuvor, obwohl sein Vetter mit sanfter, gefühlvoller Stimme sprach. «Sag mir, was du willst.»

«Deine Freundschaft.»

«Freundschaft!»

«Der Graf von Berat ist böse», sagte Guy. «Er ist ein Flegel, ein Dummkopf, und er schert sich nicht um Gott. Wenn du deine Männer aus der Burg führst, werde ich mich gegen ihn wenden. Bis zum Abend können wir die Herren dieses Landstrichs sein, und morgen reiten wir nach Berat und präsentieren den Gral und laden alle Männer Gottes ein, zu uns zu kommen.» Guy hielt inne und suchte in Thomas' abweisendem Gesicht nach einer Reaktion auf seine Worte. «Geh mit mir nach Norden», fuhr er fort. «Paris wird unsere nächste Station sein. Wir werden diesen armseligen König Philippe absetzen. Uns wird die ganze Welt gehören, Thomas, und wir werden sie der Liebe Gottes öffnen. Denk doch nur, Thomas! All die Gnade und Schönheit Gottes wird sich über die Erde ergießen. Kein Kummer mehr, keine Sünde, nur göttliche Harmonie in einer Welt des Friedens.»

Thomas tat, als denke er darüber nach, und runzelte die Stirn. «Gut, ich werde Joscelyn zusammen mit dir

angreifen», sagte er. «Aber bevor wir nach Norden gehen, möchte ich mit Abbé Planchard reden.»

«Mit Abbé Planchard?», fragte Guy überrascht. «Warum?»

«Weil er ein guter Mann ist und ich seinem Rat vertraue.»

Guy nickte. «Dann werde ich nach ihm schicken. Ich kann ihn bis morgen hierherholen lassen.»

Thomas verspürte einen so heftigen Zorn, dass er am liebsten mit bloßen Fäusten auf Guy losgegangen wäre, doch er riss sich zusammen. «So, du kannst ihn bis morgen hierherholen lassen?»

«Sofern er bereit ist zu kommen.»

«Leider hat er nicht die Wahl», entgegnete Thomas wütend. «Er ist tot, Guy, und du hast ihn umgebracht. Ich war da, in dem Beinhaus, in einem Versteck. Ich habe dich gehört!»

Auf dem Gesicht seines Vetters zeichnete sich erst Erstaunen, dann Verärgerung ab, aber er sagte nichts.

«Du lügst wie ein Kind», sagte Thomas verächtlich. «Wenn du lügst, was den Tod eines guten Mannes angeht, dann lügst du auch in allem anderen.» Damit wandte er sich um und ging davon.

«Thomas!», rief Guy hinter ihm her.

Thomas blieb stehen. «Du willst den Gral? Dann kämpfe darum. Wie wäre es mit einem Zweikampf? Du und dein Schwert gegen mich und meine Waffe.»

«Deine Waffe?»

«Der Gral», erwiderte Thomas knapp und kehrte, ohne die flehenden Rufe seines Vetters zu beachten, in die Burg zurück.

«Und, was hat er dir angeboten?», fragte d’Evecque.

«Alle Königreiche der Erde», erwiderte Thomas.

D’Evecque schnaubte skeptisch. «Das riecht nach etwas Heiligem.»

Thomas lächelte. «Der Teufel lockte Jesus in die Wildnis und bot ihm alle Königreiche der Erde, wenn er seine Mission aufgab.»

«Er hätte einwilligen sollen», sagte d’Evecque. «Das hätte uns eine Menge Ärger erspart. Wir können also nicht verschwinden?»

«Nur wenn wir uns den Weg freikämpfen.»

«Und das Lösegeld?»

«Das habe ich ganz vergessen.»

«Du bist aber auch zu gar nichts zu gebrauchen», knurrte d’Evecque, doch dann hellte sich sein Gesicht auf. «Immerhin haben wir den Gral. Das ist doch auch nicht schlecht.»

«Seid Ihr da so sicher?», sagte Geneviève.

Die beiden Männer drehten sich zu ihr um. Sie befanden sich im oberen Saal, in dem kein einziges Möbel mehr stand, da alle Tische und Hocker nach unten geschleppt worden waren, um die Barrikade zu verstärken. Nur die schwere eisenbeschlagene Truhe war noch übrig, in der die Garnison ihre Münzen aufbewahrte, und davon gab es nach den ausgiebigen Beutezügen reichlich. Geneviève saß auf der Truhe, in der Hand den kostbaren goldenen Kelch und auf dem Schoß die kleine Holzkiste, die Thomas aus dem Kloster St. Sévère mitgebracht hatte. Sie nahm das Glasgefäß aus seinem goldenen Nest und legte es in die Kiste. Doch der Deckel ließ sich nicht schließen, das Glas war zu groß. Wofür auch immer die Kiste angefertigt worden war, dieses Gefäß war es nicht. «Haben wir wirklich den Gral?», fragte sie und hielt die nur halb geschlossene Kiste hoch. Thomas und d’Evecque sahen sie verdutzt an.

«Natürlich ist das der Gral», tat d’Evecque ihren Einwand ab.

Thomas trat zu Geneviève, nahm das Glasgefäß und drehte es in der Hand. «Wenn der Gral tatsächlich bei meinem Vater war», sagte er, «wie ist er dann in die Hände des Bruders von Kardinal Bessières gelangt?»

«Wer?», fragte d’Evecque.

Thomas starrte auf das grünliche Glas. Er hatte gehört, dass der Gral in der Kathedrale von Genua aus grünem Glas bestand, und niemand glaubte, dass er echt war. War dies der Gral aus Genua? Oder eine weitere Fälschung? «Der Mann, dem ich den Gral abgenommen habe», erklärte er, «war der Bruder von Kardinal Bessières, und wenn er den Gral bereits hatte, was wollte er dann hier in Castillon d’Arbizon? Er hätte ihn doch sicher nach Paris oder Avignon gebracht.»

«Süßer Jesus», sagte d’Evecque. «Du meinst, das Ding ist nicht echt?»

«Es gibt nur einen Weg, es herauszufinden», erwiderte Thomas und hielt das Gefäß in die Höhe. Er sah die winzigen Goldpartikel auf dem Glas und dachte, dass es wahrhaft ein schönes, kostbares und gewiss auch altes Gefäß war, aber war es wirklich der Gral? Er hob die Hand noch höher, zögerte einen Moment und ließ es dann zu Boden fallen.

Das grüne Glas zersprang in tausend Splitter.

«Allmächtiger», sagte d’Evecque. «Allmächtiger Herr im Himmel.»

Am Tag nach dem großen Feuer gab es die ersten Toten. Die Priester eilten mit den geweihten Hostien von Haus zu Haus, um die Sterbesakramente zu erteilen. Das Klagegeschrei der trauernden Familien war so laut, dass Joscelyn aufwachte und seinen Knappen anfuhr, er solle rausgehen und diesen verfluchten Krach abstellen, doch der Knappe, der auf einer Strohmatte in einer Ecke von Joscelyns Kammer schlief, zitterte, obwohl er schweißüberströmt war, und sein Gesicht wies abstoßende dunkle Beulen auf, die Joscelyn schaudern ließen. «Raus!», brüllte er den Knappen an, und als der junge Mann sich nicht rührte, trat er ihn mit Füßen Richtung Tür. «Raus! Raus mit dir! O Gott, du hast dich vollgeschissen! Verschwinde!»

Joscelyn zog sich Beinlinge und einen Ledermantel über das Leinenhemd. «Du bist doch nicht krank, oder?», sagte er zu dem Mädchen, das sein Lager geteilt hatte.

«Nein, Herr.»

«Dann bring mir Speck und Brot und heißen Würzwein.»

«Würzwein?»

«Du bist doch Dienerin, oder? Dann bediene mich gefälligst, und danach kannst du den Dreck da wegmachen.» Er deutete auf die Matte des Knappen. Während er in seine Stiefel schlüpfte, fragte er sich, wieso er nicht vom Donnern der Kanone geweckt worden war, die sonst in aller Herrgottsfrühe abgefeuert wurde. Der Lehm in der Mündung hatte über Nacht Zeit zu trocknen, und Signor Gioberti vertrat die Ansicht, dass die Schüsse bei Tagesanbruch den größten Schaden anrichteten. Joscelyn marschierte in die Stube des Hauses und brüllte nach dem Stückmeister.

«Er ist krank.» Die Bemerkung kam von Guy Vexille, der in einer Ecke des Raumes saß und sein Messer wetzte.

Offenbar hatte er auf Joscelyn gewartet. «Im Ort wütet eine Seuche.»

Joscelyn legte seinen Schwertgürtel an. «Gioberti ist krank?»

Vexille schob das Messer in die Scheide. «Er erbricht sich, Herr, und er schwitzt am ganzen Körper. In den Achselhöhlen und in der Leiste sind Schwellungen.»

«Aber seine Männer können die verdammte Kanone doch auch bedienen, oder?»

«Die meisten von ihnen sind ebenfalls krank»

Joscelyn starrte Vexille an und versuchte zu begreifen. «Die Kanoniere sind krank?»

«Die halbe Stadt scheint krank zu sein», sagte Vexille und stand auf. Er hatte sich gewaschen, frische schwarze Kleidung angezogen und sein langes schwarzes Haar geölt, sodass es glatt und glänzend um seinen schmalen Schädel lag. «Ich habe gehört, dass eine Pestilenz grassiert, aber ich hielt es für ein Gerücht. Ich habe mich geirrt, Gott helfe mir.»

«Eine Pestilenz?» Nun bekam Joscelyn es mit der Angst zu tun.

«Gott bestraft uns», sagte Vexille ruhig, «indem er den Teufel loslässt, und ein deutlicheres Zeichen konnte der Himmel uns nicht schicken. Wir müssen die Burg noch heute stürmen, den Gral an uns nehmen und so die Seuche beenden.»

Es klopfte leise an der Tür, und Joscelyn nahm an, dass es die Dienerin war, die ihm das Essen brachte. «Komm schon rein», rief er ungeduldig, doch es war nicht das Mädchen, sondern Vater Medous, der verängstigt und nervös aussah.

Der Pfarrer fiel vor Joscelyn auf die Knie. «Die Leute sterben, Herr.»

«Und was in Gottes Namen soll ich dagegen tun?», fragte Joscelyn.

«Die Burg stürmen», sagte Vexille.

Joscelyn beachtete ihn nicht. «Sie sterben, sagt Ihr?» Er sah den Pfarrer hilflos an.

Vater Medous nickte. In seinen Augen standen Tränen. «Es ist eine Pestilenz, Herr. Sie schwitzen, übergeben sich, entleeren ihre Gedärme, bekommen schwarze Beulen und sterben.»

«Großer Gott.»

«Galat Lorret ist tot, und seine Frau ist auch bereits krank. Meine Haushälterin hat es ebenfalls ereilt. Die Luft ist vergiftet, Herr.» Hilfesuchend hob er den Blick zum ausdruckslosen Gesicht des jungen Grafen. «Wir brauchen Ärzte, Herr, und nur Ihr könnt sie aus Berat kommen lassen.»

Joscelyn schob sich an dem knienden Pfarrer vorbei auf die Straße. Im Eingang der Schankstube saßen zwei seiner Soldaten, schweißüberströmt und mit grotesk geschwollenen Gesichtern, und starrten ihn aus glasigen Augen an. Aus den Häusern erklang das Schreien und Wehklagen von Müttern, die hilflos zusehen mussten, wie ihre Kinder starben. Von den verkohlten Überresten des Feuers stiegen noch immer schmale Rauchfahnen in den trüben Himmel, und alles schien mit Asche bedeckt. Joscelyn erschauerte. Dann sah er Henri Courtois gesund und unversehrt aus der Kirche St. Callic kommen, und in seiner Erleichterung hätte er ihn beinahe umarmt. «Wisst Ihr, was hier los ist?», fragte er den älteren Mann.

«Es scheint eine Seuche zu sein, Herr.»

«Die Luft ist vergiftet, nicht wahr?», sagte Joscelyn, wie er es von Vater Medous aufgeschnappt hatte.

«Das weiß ich nicht», sagte Courtois müde. «Aber ich weiß, dass mehr als zwanzig Eurer Männer erkrankt sind, und drei sind bereits tot. Robbie Douglas ist ebenfalls

krank. Er fragt nach Euch, Herr. Er bittet Euch, ihm einen Arzt zu besorgen.»

Joscelyn ging nicht darauf ein, sondern schnüffelte vorsichtig. Er roch die Überreste des Feuers und den Gestank von Erbrochenem, Kot und Urin. Es waren ganz alltägliche Gerüche einer Stadt, doch nun erschienen sie ihm irgendwie bedrohlicher. «Was sollen wir tun?», fragte er hilflos.

«Die Kranken brauchen Hilfe», erwiderte Courtois. «Sie brauchen Ärzte.» Und Totengräber, dachte er, sprach es jedoch nicht aus.

«Die Luft ist vergiftet», sagte Joscelyn noch einmal. Der widerwärtige Geruch schien immer durchdringender zu werden, er belagerte ihn, bedrohte ihn, und er spürte, wie ihn Panik überkam. Er konnte gegen einen Mann kämpfen, sogar gegen eine Armee, aber nicht gegen diesen lautlosen, heimtückischen Gestank. «Wir gehen», beschloss er. «Jeder Mann, der noch nicht von dieser Krankheit befallen ist, soll sich abmarschbereit machen. Sofort!»

«Wir gehen?», fragte Courtois verwirrt.

«Jawohl!», sagte Joscelyn mit Nachdruck. «Lasst die Kranken zurück. Befehlt den Männern, sich bereit zu machen und die Pferde zu satteln.»

«Aber Robbie Douglas verlangt Euch zu sehen», sagte Courtois. Als Lehnsherr war es Joscelyns Pflicht, sich um Robbie zu kümmern, doch der junge Graf war nicht in der Stimmung, Kranke zu besuchen. Die Kranken sollten zusehen, wie sie alleine zurechtkamen. Er würde so viele Männer wie möglich vor diesem Grauen retten.

Innerhalb einer Stunde verließen sie Castillon d’Arbizon. Ein Schwarm von Reitern floh in gestrecktem Galopp vor der Seuche in die Sicherheit der großen Festung von Berat. Die Armbrustschützen, von Joscelyn und seinen berittenen Soldaten im Stich gelassen, folgten zu Fuß, und auch von

den Einwohnern verließen viele fluchtartig die Stadt. Eine große Zahl von Vexilles Männern machte sich ebenfalls aus dem Staub, genauso wie die paar Kanoniere, die noch nicht von der Seuche befallen waren. Sie ließen Höllenfeuer stehen, stahlen die Pferde der Kranken und ritten davon. Der Einzige, der von Joscelyns gesunden Leuten blieb, war Henri Courtois. Er hatte keine Angst mehr vor dem Tod, und Männer, die ihm viele Jahre gedient hatten, litten furchtbare Qualen. Er wusste nicht, ob und wie er ihnen helfen konnte, aber was in seiner Macht stand, würde er tun.

Guy Vexille ging in die Kirche St. Callic und scheuchte die Frauen hinaus, die dort beteten. Er wollte mit Gott allein sein, und obgleich er überzeugt war, dass in den Kirchen nur noch ein verderbter Glaube praktiziert wurde, waren sie doch ein Hort des Gebets, und so kniete er vor dem Altar und sah zu dem gekreuzigten Leib Jesu hinauf, der darüberhing. Das gemalte Blut quoll aus den schrecklichen Wunden, und Guy starrte darauf, ohne die Spinne zu beachten, die zwischen dem Lanzenschnitt in der Seite des Heilands und der ausgestreckten linken Hand ihr Netz webte. «Du bestrafst uns», sagte er laut, «geißelst uns, aber wenn wir deinem Willen folgen, wirst du uns erretten.» Doch was war Gottes Wille? Das war die große Frage, und er wiegte sich auf seinen Knien vor und zurück, voller Sehnsucht nach einer Antwort. «Sag es mir», flehte er den Mann am Kreuz an, «sag mir, was ich tun soll.»

Er wusste bereits, was seine Aufgabe war: Er musste den Gral an sich nehmen und dessen Macht freisetzen. Doch er hoffte, dass er in dem dämmrigen Innern der Kirche unter dem Bild von Gott auf seinem Himmelsthron eine Botschaft erhalten würde. Und die erhielt er tatsächlich, wenn auch nicht so, wie er erwartet hatte. Er hatte auf eine Stimme gehofft, die aus dem Dunkel zu ihm sprach, auf einen göttlichen Befehl, der ihm die Gewissheit des Erfolgs geben

würde. Stattdessen hörte er Schritte hinter sich, und als er sich umdrehte, sah er, dass seine Männer zu ihm kamen, um mit ihm zu beten. Einer nach dem anderen knieten sie sich neben ihn, und da wusste Guy, dass solche guten Männer nicht geschlagen werden konnten. Die Zeit war gekommen, den Gral zu holen.

Er schickte sechs von ihnen mit dem Befehl durch die Stadt, jeden Soldaten, Armbrustschützen und Ritter zu holen, der noch laufen konnte. «Sie sollen sich bewaffnen», sagte er, «und in einer Stunde treffen wir uns bei der Kanone.»

Dann kehrte er in sein Quartier zurück, taub gegenüber den Schreien der Kranken und ihrer Angehörigen. Auch sein Diener war von der Seuche befallen, doch einer der Söhne des Hauses, in dem er seine Kammer hatte, war noch wohlauf, und so befahl er dem Jungen, ihm bei seinen Vorbereitungen zu helfen.

Als Erstes legte er lederne Beinlinge und ein ledernes Wams an. Beide Kleidungsstücke waren eng auf den Körper geschneidert, sodass Vexille still stehen musste, während der Junge mit ungeschickten Fingern das Wams im Rücken schnürte. Das Leder wurde mit Schweinefett eingeschmiert, damit die Rüstung gut darauf rutschte. Vexille trug einen kurzen Kettenpanzer über der Weste, als zusätzlichen Schutz für Brust, Bauch und Leiste, und auch der musste eingefettet werden. Dann wurde Stück für Stück die schwarz lackierte Plattenrüstung angelegt. Als Erstes kamen die Diechlinge, die gewölbten Stahlpanzer, die die Oberschenkel schützten, dann die Beinröhren, die vom Knie bis zum Fußknöchel reichten. Darüber wurden die Kniebuckel geschnallt, und die Füße wurden durch Eisenschuhe geschützt, die mit den Beinröhren verbunden waren. Ein lederner Lendenschurz, an dem mehrere schwere Stahlplatten festgenietet waren, wurde um seinen Leib geschnürt, und Vexille hielt die Halsberge unter dem

Kinn fest, während die beiden Schnallen im Nacken geschlossen wurden. Dann hob der Junge ächzend den Brust- und Rückenpanzer über den Kopf des Ritters. Die beiden schweren Stücke waren mit Lederriemen verbunden, die über den Schultern ruhten, und wurden an den Seiten mit weiteren Riemen zusammengebunden. Dann kamen die Oberarm- und die Unterarmröhren, die Achseln, die die Schulter schützten, und die Ellbogenkachel. Vexille bewegte ein paarmal die Arme, während der Junge die Rüstungsteile anlegte, um sich zu vergewissern, dass die Riemen nicht zu eng geschnallt waren, was ihn beim Schwertkampf behindern würde. Die Handschuhe waren aus Leder und mit überlappenden Stahlplatten besetzt, die wie Schuppen aussahen. Zum Schluss kam der Schwertgurt mit der schweren schwarzen Scheide, in der die kostbare Kölner Klinge ruhte.

Das Schwert war länger als der Arm eines Mannes, und die Klinge war überraschend schmal, was die Vermutung nahelegte, dass sie nicht viel aushielt, doch sie besaß einen starken Mittelgrat, der den langen Stahl aussteifte und ihn zu einer tödlichen Waffe machte. Die meisten Männer kämpften mit Hiebschwertern, die beim Aufprall auf die Rüstungen schnell stumpf wurden, doch Vexille war ein Meister der Stichwaffe. Die Kunst bestand darin, eine Lücke in der Rüstung zu finden und die Klinge hineinzustoßen. Das Heft war mit Walnussholz eingelegt, Knauf und Parierstange bestanden aus Stahl. Die Waffe trug keinerlei Verzierung, keine Vergoldung, keine Gravuren auf der Klinge, keine silbernen Intarsien. Es war einfach nur ein Werkzeug, eine Tötungswaffe, genau das Richtige für die heilige Pflicht dieses Tages.

«Herr?» Nervös hielt der Junge Vexille den großen Turnierhelm mit den schmalen Sichtschlitzen hin.

«Nicht den», sagte Vexille. «Ich nehme die Beckenhaube und den Kopfschutz.» Er zeigte auf das Gewünschte. Der

große Turnierhelm schränkte die Sicht sehr stark ein, und Vexille hatte gelernt, ihm in Schlachten zu misstrauen, weil er damit Feinde, die von der Seite kamen, nicht im Blick hatte. Es war zwar riskant, Bogenschützen ohne Gesichtsschutz gegenüberzutreten, aber so konnte er sie zumindest sehen. Er zog den Kettenpanzer über den Kopf, sodass Nacken und Ohren geschützt waren, und nahm die Beckenhaube, die der Junge ihm reichte. Es war ein einfacher Helm ohne Rand oder Nasenschutz. «Geh und kümmere dich um deine Familie», sagte er zu dem Jungen und griff nach seinem Schild aus Weidenholz, der mit gehärtetem Leder bezogen war und das Wappen der Vexilles trug. Er besaß keinen Talisman. Nur wenige Männer zogen ohne einen solchen Schutz in den Kampf, ob es nun das Halstuch einer Dame oder ein von einem Geistlichen gesegnetes Schmuckstück war, doch für Guy Vexille gab es nur einen Glücksbringer: den Gral.

Und den würde er sich jetzt holen.

Einer der *coredors* war der Erste, der in der Burg erkrankte, und als die Nacht zu Ende ging, kämpften mehr als zwanzig mit dem Fieber und Erbrechen. Jake war einer von ihnen. Er schleppte sich in eine Ecke des Burghofs, lehnte seinen Bogen an die Mauer, legte sich ein paar Pfeile in den Schoß und litt still vor sich hin. Thomas versuchte ihn dazu zu bewegen, nach oben in den Turm zu gehen, doch Jake weigerte sich. «Ich bleibe hier», sagte er. «Ich sterbe lieber unter freiem Himmel.»

«Du wirst nicht sterben», widersprach Thomas. «Der Himmel nimmt dich nicht, und der Teufel kann keine Konkurrenz gebrauchen.» Doch der kleine Scherz lockte kein Lächeln auf Jakes Gesicht, das mit kleinen roten Beulen übersät war, die zusehends dunkler wurden. Er hatte sich die Hosen heruntergezogen, weil er seine Eingeweide nicht mehr unter Kontrolle hatte, und die

einzige Hilfe, die er akzeptierte, war ein Bündel Stroh, das Thomas ihm brachte.

Auch Philins Sohn hatte es erwischt. Sein Gesicht zeigte rote Flecken, und er zitterte. Die Krankheit schien aus dem Nichts gekommen zu sein, doch Thomas vermutete, dass der Ostwind sie herbeigetragen hatte, der ihnen bei dem Versuch, die Stadt in Brand zu setzen, so hilfreich gewesen war – zumindest bis der Regen kam und die Flammen löschte. Abbé Planchard hatte ihn davor gewarnt, vor einer Pestilenz, die sich von der Lombardei her ausbreitete. Nun war sie da, und Thomas konnte nichts dagegen tun. «Wir müssen einen Priester holen», sagte Philin.

«Besser einen Arzt», erwiderte Thomas, obwohl er nicht wusste, wo es einen gab und wie sie ihn in die Burg holen sollten.

«Nein, einen Priester», beharrte Philin. «Wenn ein Kind eine geweihte Hostie berührt, wird es geheilt, ganz gleich woran es erkrankt ist. Lass mich einen Priester holen.»

Thomas gab Philin die Erlaubnis, die Burg zu verlassen und sich auf die Suche nach Vater Medous oder einem der anderen Priester der Stadt zu machen. Er rechnete nicht damit, den hageren *coredor* wiederzusehen, doch Philin kam schon eine halbe Stunde später zurück und berichtete, in der Stadt wüte die Seuche ebenso und Vater Medous erteile den Kranken die Letzte Ölung und habe keine Zeit, in die feindliche Garnison zu kommen. «Auf der Straße lag eine tote Frau», berichtete Philin, «mitten auf dem Pflaster, und ihr Gesicht war zu einer schrecklichen Grimasse verzerrt.»

«Hat Vater Medous dir eine Hostie mitgegeben?»

Philin zeigte ihm ein dickes Stück Brot, mit dem er dann in den oberen Saal hinaufging, wo sein Sohn mit den meisten anderen Kranken lag. Eine Frau weinte, weil ihr Mann nicht mehr die Sterbesakramente empfangen konnte, und um sie zu trösten und den Kranken Hoffnung zu spenden,

ging Geneviève mit dem goldenen Kelch von Lager zu Lager, berührte die Hände der Kranken damit und sagte ihnen, er werde ein Wunder bewirken.

«Wir könnten ein verdammtes Wunder gebrauchen», sagte d'Evecque zu Thomas. «Was zum Teufel ist das, was alle dahinrafft?» Die beiden waren auf die Brustwehr des Turms gestiegen, von wo sie auf die Kanone hinunterblickten, die verlassen vor dem Westtor stand.

«In Italien gab es eine Seuche», erwiderte Thomas. «Offenbar hat sie sich bis hierhin ausgebreitet.»

«Grundgütiger. Was war das für eine Seuche?»

«Weiß der Himmel. Jedenfalls eine schlimme.» Einen Moment lang überkam ihn die Angst, die Pestilenz wäre eine Strafe dafür, dass er das grüne Glasgefäß zerbrochen hatte, doch dann erinnerte er sich, dass der Abbé ihn schon lange vor dem Fund des Kelchs vor der Krankheit gewarnt hatte. Er sah, wie ein Mann, in ein blutgetränktes Laken gehüllt, auf die Hauptstraße taumelte und zu Boden fiel. Dann rührte der Mann sich nicht mehr, und es sah aus, als wäre er bereits in sein Leichentuch gehüllt.

«Was in Gottes Namen geht hier vor?», fragte d'Evecque und bekreuzigte sich. «Hast du so etwas schon mal gesehen?»

«Das ist Gottes Zorn. Er bestraft uns.»

«Wofür?»

«Dafür, dass wir leben», sagte Thomas verbittert. Er hörte Klagerufe und sah die Leute aus der Stadt fliehen.

«Bete, dass es schneit», sagte d'Evecque. «Ich habe schon öfter bemerkt, dass Schnee Krankheiten zum Stillstand bringt. Keine Ahnung, warum.»

«Hier schneit es nicht», erwiderte Thomas.

Geneviève trat zu ihnen, den goldenen Kelch noch in der Hand. «Ich habe das Feuer geschürt», sagte sie. «Es scheint den Kranken zu helfen, sie mögen die Wärme. Jetzt

brennt es schön kräftig.» Sie deutete auf den Rauch, der aus dem Abzug an der Seite des Turms aufstieg. Thomas legte den Arm um sie und suchte argwöhnisch nach Anzeichen der Seuche, doch ihre blasse Haut war makellos. Sie standen bei den Zinnen und sahen in der Ferne, wie der neue Graf von Berat den Rest seiner Soldaten Richtung Norden führte. Er blickte sich nicht um, sondern ritt, als sei der Teufel hinter ihm her.

Vielleicht war er das sogar, dachte Thomas, und hielt Ausschau nach seinem Vetter, doch er war offenbar nicht unter den Reitern. Ob es Guy auch erwischt hatte?

«Ist die Belagerung jetzt vorbei?», überlegte d'Evecque laut.

«Nicht wenn mein Vetter noch lebt.»

«Wie viele Bogenschützen haben wir?»

«Zwölf, die noch imstande sind, eine Sehne zu spannen», sagte Thomas. «Und wie viele Soldaten?»

«Fünfzehn.» D'Evecque zog eine Grimasse. Der einzige Trost war, dass keiner von der Garnison auf den Gedanken kommen würde zu fliehen, denn die nächsten englischen Truppen waren weit weg. Einige der *coredors* waren verschwunden, als Philin ihnen gesagt hatte, dass die Belagerer die Burg nicht länger bewachten, aber Thomas bedauerte den Verlust nicht. «Was machen wir jetzt?», fragte d'Evecque.

«Hierbleiben, bis unsere Kranken wieder auf die Beine kommen – oder sterben», erwiderte Thomas. «Dann brechen wir auf.» Er konnte Männer wie Jake nicht einfach ihrem Schicksal überlassen. Das Mindeste, was er tun konnte, war, ihnen bei ihrer Reise in den Himmel oder in die Hölle beizustehen.

Dann sah er, dass diese Reise in die nächste Welt womöglich schneller bevorstand, als sie gedacht hatten, denn am Fuß der Hauptstraße versammelten sich Soldaten.

Sie trugen Schwerter, Äxte und Schilde, und ihre grimmigen Mienen konnten nur eines bedeuten. «Sie wollen den Gral.»

«Gütiger Jesus, dann gib ihnen das Ding», drängte d'Evecque. «Gib ihnen den Scherbenhaufen.»

«Glaubt Ihr wirklich, dass sie sich damit zufriedengeben?»

«Nein.»

Thomas beugte sich über die Zinnen. «Bogenschützen!», brüllte er, dann lief er hinunter, um Kettenhemd und Schwert anzulegen und seinen Bogen und das Pfeilbündel zu holen.

Dreiunddreißig Ritter und Soldaten kamen die Straße herauf. Die führenden zwölf, zu denen Guy Vexille gehörte, trugen die Pavesen, die eigentlich für die Armbrustschützen vorgesehen waren, doch von denen waren nur noch sechs übrig. Guy hatte ihnen befohlen, hinten zu bleiben und im Abstand von zehn Schritt zu folgen, sodass die riesigen Schilde, jeder einzelne übermannshoch, jetzt seine Soldaten schützten.

Sie rückten nur langsam vor, da sie die schweren Schilde in einer dichten, gleichmäßigen Wand über das Pflaster schieben mussten, damit kein Pfeil darunter hindurchfliegen und einen Fußknöchel treffen konnte. Guy Vexille wartete auf den dumpfen Knall der Pfeile, die sich in das Holz bohrten, begriff dann jedoch, dass Thomas entweder alle seine Bogenschützen verloren hatte oder, was wahrscheinlicher war, auf den Augenblick wartete, wenn die Pavesen gesenkt wurden.

Sie schoben sich durch eine Stadt der Sterbenden und Toten, eine Stadt, die nach Feuer und Ausscheidungen stank. Mitten auf der Straße lag ein Toter, in ein mit Kot beschmiertes Laken gehüllt. Sie stießen ihn mit Fußtritten beiseite und marschierten weiter. Die Männer in der zweiten Reihe hielten die Schilde über ihre Köpfe, um die

ersten drei Reihen vor Pfeilen zu schützen, die von der Spitze des Burgturms abgeschossen wurden, doch nichts geschah. Guy fragte sich, ob womöglich alle in der Burg tot waren. Er stellte sich vor, wie er durch die leeren Säle schritt, einem Ritter der alten Sagen gleich, ein Gralssucher, dessen Schicksal sich erfüllte, und er erschauerte vor Wonne bei der Vorstellung, wie er die heiligste aller Reliquien an sich nahm. Dann erreichte der Trupp den offenen Platz vor der Burg, und Guy ermahnte seine Männer, dicht beieinander zu bleiben und die Mauer aus Schilden geschlossen zu halten, während sie über den Schutthaufen hinwegstiegen, den Höllenfeuer hinterlassen hatte. «Jesus ist unser Gefährte», sagte er. «Gott wacht über uns. Wir können nicht verlieren.»

Die einzigen Geräusche waren die Schreie der Frauen und Kinder in den Straßen, das Scharren der Pavesen und das Klirren eisenbeschuhter Füße. Guy Vexille schob einen der schweren Schilde ein Stück beiseite und erspähte eine improvisierte Barrikade in der Mitte des Innenhofs, aber er bemerkte auch einige Bogenschützen, die auf den Stufen des Burgturms standen. Einer dieser Männer spannte die Sehne, und Guy schloss hastig den Spalt zwischen den Schilden. Der Pfeil donnerte mit überraschender Wucht gegen die Pavese, und als Guy den Kopf hob, sah er zu seinem Erstaunen, dass die Spitze mehr als eine Handbreit durch das Holz gedrungen war, obwohl die Pavesen doppelt so stark waren wie normale Schilde. Weitere Pfeile kamen, ihr dumpfes Knallen wie ein unregelmäßiger Trommelschlag, und die schweren Pavesen erzitterten unter dem Aufprall. Ein Mann fluchte, weil einer der Pfeile sich durchs Holz gebohrt und ihm die Wange aufgeschlitzt hatte, doch Guy ermahnte seine Männer zur Ruhe. «Bleibt dicht beieinander», sagte er, «und geht langsam. Wenn wir das Tor hinter uns haben, steuern wir auf die Barrikade zu und reißen sie ein. Dann greift die vorderste Reihe die

Bogenschützen an. Bleibt hinter den Pavesen, bis wir die Stufen des Turms erreicht haben.» Sein eigener Schild schlug gegen einen Stein. Er hob das schwere Holzgebilde ein Stück an, um über das Hindernis hinwegzukommen, und prompt donnerte ein Pfeil in den Schutthaufen, nur einen Fingerbreit an seinem Fuß vorbei. «Bleibt zusammen», sagte er zu seinen Männern. «Bleibt zusammen. Gott ist mit uns.» Der obere Rand seiner Pavese kippte, von zwei Pfeilen getroffen, nach hinten, doch Guy stemmte sie wieder aufrecht und bahnte sich Schritt für Schritt seinen Weg. Immer wieder zuckten Schilde, wenn die Männer die Wucht der Pfeile abfangen mussten. Immerhin schienen keine Bogenschützen auf der Brustwehr zu sein, denn die Pfeile kamen nicht von oben, nur von vorn, wo die Pavesen einen guten Schutz boten. «Bleibt dicht beieinander», mahnte Guy erneut, «und vertraut auf Gott.» Da stürmten plötzlich d'Evecques Soldaten aus dem Schutz der Burgmauer und griffen unter wütendem Geheul an.

D'Evecque hatte gesehen, dass die Angreifer sich hinter den Pavesen versteckten, und da er vermutete, dass sie hinter den riesigen Schilden nicht viel sehen konnten, hatte er an einer Seite eine Bresche in die Barrikade gerissen und sich mit zehn Mann direkt an der Burgmauer aufgestellt, und als Guy mit seinen Männern durch das Tor kam, griff d'Evecque an. Es war dieselbe Taktik, die er schon gegen Joscelyns Truppe angewandt hatte, nur ein wenig abgewandelt. Sie würden von der Seite angreifen, um die Schutzmauer aus Schilden einzureißen, und sich dann sofort hinter die Barrikade zurückziehen, während die Bogenschützen den Rest übernahmen. Immer wieder hatte er seinen Männern dieses Vorgehen eingebläut, und zunächst schien auch alles nach Plan zu verlaufen. Der Angriff überraschte die Eindringlinge, sodass ihre geschlossene Reihe aufbrach. Ein englischer Soldat, ein

wilder Kerl, der nichts so sehr liebte wie einen ordentlichen Kampf, spaltete mit seiner Axt einen Schädel, während d'Evecque einem anderen Mann sein Schwert in die Leiste stieß. Instinktiv wandten sich die Pavesenträger der Gefahr zu, und damit öffneten sie ihre linke Seite den Bogenschützen auf der Treppe.

«Jetzt!», rief Thomas, und die Pfeile flogen.

Guy hatte dies zwar nicht vorausgeahnt, aber er reagierte schnell. In der hintersten Reihe war ein Mann namens Fulk, ein Normanne, treu wie ein Hund und unerbittlich wie ein Adler. «Halte sie auf, Fulk!», brüllte Vexille. «Die erste Reihe folgt mir!» Ein Pfeil war von seiner Unterarmröhre abgeprallt und hatte einen Mann hinter ihm verletzt, und zwei aus der ersten Reihe strauchelten, ebenfalls von Pfeilen getroffen, aber der Rest folgte Vexille, als er die Mauer aus Schilden wieder schloss und auf die Bresche in der Barrikade zusteuerte. D'Evecques Männer hätten bereits den Rückzug antreten sollen, doch sie dachten nicht mehr an den Plan; mitgerissen von der Erregung und dem Schrecken des Nahkampfs, parierten sie die Hiebe mit ihren Schilden und suchten nach einer Lücke in der Rüstung des Feindes. Unbeirrt von dem Kampfgewühl marschierte Guy, nach wie vor von der schweren Pavese geschützt, durch die Lücke in der Barrikade und auf die Stufen am Eingang des Turms zu. Er hatte fünf Mann bei sich, die anderen kämpften gegen d'Evecques Soldaten, die ihnen zahlenmäßig deutlich unterlegen waren. Die Bogenschützen hatten sich den Angreifern zugewandt, die auf sie zukamen, und verschleuderten ihre Pfeile an die großen Schilde. Dann tauchten, in dem Durcheinander unbemerkt, die sechs Armbrustschützen im Tordurchgang auf und schossen eine Salve auf die englischen Bogenschützen ab. Drei von ihnen gingen getroffen zu Boden; ein vierter starrte verdutzt seinen Bogen an, den ein Bolzen zerschmettert hatte.

Mit dem Schlachtruf «Gott ist mit uns!» warf Guy seinen schweren Schild weg und stürmte die Stufen hinauf.

«Zurück!», brüllte Thomas. «Zurück!» Er hatte drei Soldaten auf der Treppe postiert, um die Eindringlinge abzuwehren, doch zuerst mussten die Bogenschützen an ihnen vorbei in Deckung. Guy hatte einen seiner Männer mit dem Schwert zu Fall gebracht und rammte ihm die lange, schmale Klinge in die Leiste. Der Mann stieß einen gellenden Schrei aus, und Blut spritzte über die Stufen. Thomas hieb Guy seinen Bogen gegen die Brust, um ihn zurückzudrängen, dann packte Sam ihn am Arm und zerrte ihn ins Innere des Turms. Sie rannten die gewundene Treppe hinauf, an den Soldaten vorbei. «Haltet sie auf», sagte Thomas zu den dreien. «Sam! Nach oben! Schnell!»

Thomas blieb auf der Treppe. Sam und die übrigen sieben Bogenschützen wussten, was sie zu tun hatten, sobald sie auf der Brustwehr waren. Er hingegen musste Guy und seine Männer daran hindern, in den Saal im ersten Stock zu gelangen. Die Angreifer waren im Nachteil, weil sie die Achse der gewundenen Treppe auf ihrer rechten Seite hatten, was die Bewegungsfreiheit für ihren Schwertarm einschränkte, während Thomas' Männer, die in umgekehrter Richtung kämpften, mehr Platz hatten, ihre Waffe zu schwingen. Dummerweise jedoch war der erste von Guys Männern, der die Treppe erklomm, Linkshänder und schwang eine kurze, breitschneidige Axt, die er einem der drei Soldaten in den Fuß hieb. Der Mann stürzte in einem lauten Geschepper von Schild, Rüstung und Schwert auf die Stufen, dann schlug die Axt erneut zu, und ein kurzer Schrei ertönte. Thomas schoss einen Pfeil auf drei Fuß Entfernung ab, und der Mann mit der Axt stürzte hintenüber, den gefiederten Schaft in der Kehle. Ein Bolzen prallte Funken sprühend von der runden Mauer ab, und Thomas sah, dass Geneviève sich vier von den Armbrüsten

der *coredors* geschnappt hatte und auf das nächste Ziel wartete.

D'Evecque war derweil in ernsten Schwierigkeiten. Der Feind war in der Überzahl und hatte ihn in die Ecke gedrängt. Er rief seinen Männern zu, sie sollten eine Schildmauer bilden. Guys Soldaten stürmten vor und hieben mit Äxten und Schwertern auf sie ein. D'Evecques Männer drängten die Angreifer mit den Schilden zurück und stießen gleichzeitig mit ihren Klingen nach vorn, doch einer der Feinde, ein riesiger Kerl, dessen Waffenrock das Abzeichen eines Bullen trug, hatte einen Streitkolben, eine mit Stacheln besetzte Eisenkugel an einem dicken Holzgriff, und damit schlug er auf den Schild eines Engländers ein, bis nur noch das Leder die zersplitterten Weidenbretter zusammenhielt und der Unterarm des Soldaten eine blutige Masse war. Trotzdem versuchte der Engländer noch, dem Angreifer seinen zerschmetterten Schild ins Gesicht zu rammen, doch dann bohrte ein anderer Franzose ihm sein Schwert in den Bauch, und er sank auf das Pflaster. D'Evecque packte den Griff des Streitkolbens und riss ihn an sich, sodass der Angreifer das Gleichgewicht verlor und über sein Opfer stolperte. D'Evecque hieb ihm das Heft seines Schwerts ins Gesicht und stach ihm mit der Parierstange ein Auge aus, doch der Mann kämpfte weiter, Blut und Gallertmasse auf der Wange, und hinter ihm rissen zwei weitere Feinde die schmale Verteidigungslinie auf. Ein Engländer fiel auf die Knie, von zwei Schwertern auf den Helm getroffen, dann beugte er sich vor und übergab sich. Einer der beiden Angreifer nutzte die Gelegenheit und bohrte ihm sein Schwert in die Lücke zwischen Rückenpanzer und Helm, und der Engländer schrie gellend auf, als sein Rückgrat gespalten wurde. Der Mann mit dem Streitkolben versuchte aufzustehen, und d'Evecque trat ihm ins Gesicht, einmal und noch einmal, doch der Mann wollte nicht aufgeben, und so rammte d'Evecque ihm das

Schwert durch den Kettenpanzer in die Brust. Im gleichen Moment musste er den Schwerthieb eines weiteren Franzosen abwehren, und die Wucht des Schlags war so groß, dass er rücklings auf das Pflaster fiel.

«Keine Gnade!», brüllte Fulk. «Sie sind so gut wie tot!»

Genau in dem Augenblick zischten die ersten Pfeile von den Zinnen des Turms und bohrten sich Fulks Soldaten in den Rücken. Einige von ihnen trugen Plattenpanzer, an denen die Pfeile wegen des steilen Winkels abglitten, aber Kettenpanzer und Lederwams boten keinen nennenswerten Widerstand, und so waren mit einem Schlag vier der Angreifer tot und drei weitere verletzt. Dann attackierten die Bogen die Armbrustschützen im Tordurchgang. D'Evecque, noch unverletzt, rappelte sich auf und warf seinen Schild weg, der unter dem Hieb des Franzosen zerborsten war. Plötzlich richtete der Mann mit dem Bullen auf dem Waffenrock sich halb auf, schlang die Arme um d'Evecques Leib und versuchte, ihn zu Fall zu bringen. D'Evecque holte aus und hieb mit seinem Schwertknauf auf den Helm des Mannes ein, aber er verlor das Gleichgewicht, stürzte scheppernd zu Boden und musste das Schwert loslassen, weil der riesige Kerl ihn zu erwürgen versuchte. Mit der linken Hand tastete d'Evecque nach dem Rand des Brustpanzers, dann zog er mit der rechten seinen Dolch und stach ihn dem Angreifer von unten in den Bauch. Er spürte, wie die Klinge erst durch das Leder drang, dann durch Haut und Muskeln, und er stocherte damit in den Eingeweiden herum, bis sein blutüberströmter, einäugiger Gegner endlich von ihm abließ.

Wieder flogen die Pfeile und bohrten sich mit dumpfer Wucht in Fulks Soldaten. «Hierher!», rief Guy Vexille vom Eingang des Burgturms herüber. «Fulk! Hierher! Lass sie! Zu mir!»

Fulk wiederholte den Befehl mit dröhnender Stimme. Soweit er sehen konnte, waren nur noch drei von den Verteidigern in der Ecke des Hofs am Leben, aber wenn er blieb, um sie auch noch zu töten, würden die Bogenschützen oben auf dem Turm alle seine Männer abschießen. Fulk selbst hatte einen Pfeil im Oberschenkel, aber er verspürte keinen Schmerz, als er die Stufen hinaufhumpelte und sich in den breiten Eingang duckte, wo er endlich vor den Pfeilen in Sicherheit war. Nun blieben Guy noch fünfzehn Männer. Die anderen waren tot oder lagen verwundet im Hof. Ein Mann, der bereits von zwei Pfeilen getroffen war, versuchte, die Stufen hinaufzukriechen, aber sofort bohrten sich zwei weitere Pfeile in seinen Rücken. Er zuckte, und sein Mund öffnete und schloss sich krampfartig, bis ein letzter Pfeil ihm das Rückgrat brach. Ein Bogenschütze, den Guy bis dahin gar nicht bemerkt hatte, rappelte sich mühsam von seinem Strohlager auf, schleppte sich ein paar Schritte über den Hof und schlitzte einem verwundeten Soldaten die Kehle auf, doch dann traf ihn ein Armbrustbolzen vom Torbogen, und er fiel auf den Leichnam seines Opfers. Der Bogenschütze erbrach sich, zuckte noch ein paarmal, dann rührte er sich nicht mehr.

Guillaume d’Evecque wusste nicht, was er tun sollte. Er hatte nur noch zwei Mann übrig, viel zu wenig, um die Feinde im Eingang des Turms anzugreifen, und er selbst hatte einige Schläge abbekommen, blutete und fühlte sich plötzlich merkwürdig schwach. Sein Magen krampfte sich zusammen, er würgte mehrmals und taumelte zu John Faircloth, der aus dem Bauch blutete und nicht mehr sprechen konnte. D’Evecque wollte dem Sterbenden ein paar Trostworte spenden, doch erneut überkam ihn heftige Übelkeit. Wieder musste er würgen, und seine Rüstung schien immer schwerer zu werden. Er wollte sich nur noch hinlegen und ausruhen. «Mein Gesicht», sagte er zu einem

der beiden anderen Überlebenden, einem Burgunder, «sieh in mein Gesicht.» Der Mann gehorchte und zuckte zurück, als er die roten Flecken sah. «Oh, gütiger Jesus», ächzte d’Evecque. «Allmächtiger, gütiger Jesus.» Er ließ sich vor der Mauer zu Boden sinken und griff nach seinem Schwert, als könne die vertraute Waffe ihn trösten.

Guy Vexille wandte sich zu seinen Männern. «Zwei von euch gehen mit erhobenem Schild voran, und wir folgen und attackieren von unten die Beine der Verteidiger.» Das war eine bewährte Methode, um eine Treppe zu erobern, aber als sie es versuchten, mussten sie feststellen, dass die beiden feindlichen Soldaten mit verkürzten Lanzen ausgestattet waren, die d’Evecque für Notfälle auf dem Treppenabsatz bereitgestellt hatte. Die beiden Männer hieben mit den Lanzen auf die Schilde, sodass die Angreifer zurückweichen mussten, und einer der Männer wurde durch den Helm von einem Armbrustbolzen getroffen. Blut rann über sein Gesicht, er stürzte, und Guy schleifte ihn die Stufen hinunter, damit er sie nicht behinderte, und legte ihn draußen neben dem Leichnam des Mannes mit der Axt ab.

«Wir brauchen Armbrüste», sagte Fulk. Sein derbes Gesicht war zerschunden, und in seinem Bart hing Blut. Er ging zum Eingang und brüllte den Armbrustschützen zu, sie sollten kommen. «Beeilt euch!», rief er und spuckte einen blutigen Zahn aus. «Euch passiert nichts! Die Bogenschützen sind tot», log er. «Na los, kommt schon her!»

Die Armbrustschützen liefen los, aber Sam und seine Gefährten auf der Brustwehr hatten nur auf sie gewartet, und vier von den sechs Mann wurden von Pfeilen getroffen. Einer der Armbrustschützen, der versuchte, in den Schutz des Torbogens zurückzulaufen, wurde von einem Pfeil auf den Schutt geschleudert, aber zwei von ihnen schafften es unversehrt zum Eingang des Turms.

«Es sind nur wenige», sagte Guy zu seinen Männern, «und Gott ist auf unserer Seite. Nur noch eine letzte Anstrengung, und der Gral gehört uns. Als Belohnung winkt euch entweder Ruhm oder das Paradies.» Da er die beste Rüstung besaß, beschloss er, den nächsten Angriff anzuführen, mit Fulk an seiner Seite. Die beiden Armbrustschützen würden direkt hinter ihnen folgen, um die Bogenschützen zu attackieren, die hinter der Treppenbiegung lauerten. Sobald die Treppe frei war, hatte Guy Zugang zum unteren Stockwerk des Turms. Mit etwas Glück würde er den Gral in einem der Räume dort finden, und falls nicht, mussten sie das Ganze im oberen Stockwerk wiederholen, aber er war überzeugt, dass sie den kostbaren Kelch bekommen würden, und sobald sie ihn hatten, würde er die Burg in Brand setzen. Die hölzernen Böden würden brennen wie Zunder, die Flammen und der Rauch würden die Bogenschützen oben auf der Brustwehr töten, und damit hätte er seine Mission siegreich beendet. Er könnte davonreiten, den Gral in seinem Besitz, und die Welt würde sich für immer verändern.

Nur noch eine letzte Anstrengung.

Guy nahm einen kleinen Schild von einem seiner Soldaten, kaum größer als ein Tablett, da er nur zum Abwehren von Schwertstreichen in einem Handgemenge bestimmt war, und schob ihn vor sich um die Treppenbiegung. Er hoffte, damit die Pfeile anlocken und dann die Treppe hinaufstürmen zu können, solange die Männer noch nicht nachgelegt hatten, aber die Bogenschützen fielen nicht auf diese List herein, und so wandte Guy sich zu Fulk um, der die beiden herausstehenden Enden des Pfeils in seinem Oberschenkel abgebrochen hatte, damit sie ihn nicht behinderten. «Ich bin bereit», sagte Fulk.

«Dann los.» Die beiden Männer duckten sich hinter ihre Schilde und erklommen die gewundene Treppe, die mit dem Blut ihrer Kameraden getränkt war. Als sie die

Biegung erreichten, wappnete Guy sich gegen die Pfeile. Doch es kamen keine. Vorsichtig spähte er über den Rand des Schildes. Als er sah, dass die Stufen vor ihm verlassen dalagen, wusste er, dass Gott ihm den Sieg geschenkt hatte. «Für den Gral», sagte er zu Fulk, und die beiden Männer liefen los. Nur noch ein paar Stufen, und hinter ihnen waren die Armbrustschützen. Guy nahm Brandgeruch war, dachte sich jedoch nichts dabei. Die Treppe führte um die letzte Biegung, vor ihm lag der Eingang zum unteren Saal, und er stürmte los, seinen Kriegsschrei auf den Lippen. Da kam das Feuer.

Es war Genevièves Idee gewesen. Sie hatte Philin ihre Armbrust gegeben und war hinauf in den oberen Saal gegangen, wo die Kranken lagen. Dort hatte sie einen der erbeuteten Brustpanzer genommen und mit dem Schürhaken Glut aus dem Kamin hineingefüllt. Eine der *coredor*-Frauen hatte ihr geholfen und Asche in einen großen Kochtopf gefegt. Dann waren die beiden mit ihrer Last, die ihnen die Finger verbrannte, die Treppe hinuntergegangen, und als die ersten beiden Männer in Sicht kamen, schleuderten sie ihnen die glühenden Feuerreste entgegen. Die Asche war am verheerendsten. Der heiße Staub schwebte in der Luft und geriet einem der Armbrustschützen hinter Fulk in die Augen. Der Mann ließ die Waffe fallen, um sich die Glutpartikel aus Gesicht und Augen zu fegen, die Armbrust schlug auf der Treppe auf, die Nuss löste sich, und der Bolzen traf Fulk in den Fußknöchel. Fulk stürzte auf die rot glimmenden Glutbrocken und floh schreiend die Stufen hinunter. Guy blieb allein auf der Treppe, halb geblendet von der Asche, und als er in dem verzweifelten Versuch, sich vor der schwebenden Glut zu schützen, den Schild hob, donnerte ein Pfeil mit solcher Wucht hinein, dass er fast das Gleichgewicht verlor. Neben seinem Kopf knallte ein Armbrustbolzen gegen die Mauer. Taumelnd versuchte Guy,

sich aufrecht zu halten und durch die Tränen in seinen Augen und den dichten Rauch etwas zu sehen. Da griff Thomas mit seinen letzten Männern an. Mit einer der verkürzten Lanzen stieß er Guy die Treppe hinunter, während einer der Soldaten sein Schwert mit beiden Händen hob und es Fulk in den Nacken rammte.

Vexilles Männer am Fuß der Treppe hätten den Angriff abwehren sollen, aber sie waren so verunsichert vom Anblick ihres Anführers, der ihnen rücklings entgegenstolperte, von Fulks gurgelndem Schrei und dem Geruch nach Feuer und verbranntem Fleisch, dass sie entsetzt zurückwichen, als der Feind unter wütendem Geheul aus dem Rauch auftauchte. Thomas hatte nur fünf Mann, aber das genügte, um Guys kleine Truppe so in Panik zu versetzen, dass sie ihren Herrn packten und mit ihm in den Innenhof flohen. Thomas stürmte hinterher, stieß erneut mit der Lanze zu und traf Guy mit voller Kraft gegen den Brustpanzer, sodass er die Außenstufen hinunterfiel und scheppernd auf dem Pflaster landete. Dann kamen die Pfeile von der Brustwehr und bohrten sich durch Kettenhemden und Stahlpanzer. Da der Rückweg in den Schutz des Turms durch den Rauch und Thomas und seine Männer versperrt war, rannten Guys Soldaten Richtung Stadt, und die Pfeile folgten ihnen und schleuderten zwei von ihnen in den Schutt beim Torbogen. Da befahl Thomas seinen Bogenschützen, das Schießen einzustellen. «Aufhören!», brüllte er. «Hast du gehört, Sam? Aufhören! Nicht mehr schießen!»

Er ließ die kurze Lanze fallen und streckte die Hand aus. Geneviève gab ihm seinen Bogen, und Thomas zog einen von den breitköpfigen Pfeilen aus der Tasche, den Blick auf seinen Vetter gerichtet, der sich, von seinen Männern im Stich gelassen, in seiner schweren schwarzen Rüstung mühsam aufrichtete. «Du und ich», sagte Thomas. «Deine Waffe gegen meine.»

Guy blickte sich um und sah, dass niemand mehr da war, der ihm helfen würde. Der Burghof stank nach Erbrochenem, Kot und Blut, und überall lagen Tote. Er wich zurück, versuchte, die Lücke am Rand der Barrikade zu erreichen, und Thomas folgte ihm im Abstand von etwa zwölf Schritt. «Na, hast du keine Lust mehr zu kämpfen?», rief Thomas ihm zu.

Da stürmte Guy auf ihn zu, in der Hoffnung, nah genug an ihn heranzukommen, um ihm seine lange Klinge in den Leib zu stoßen, doch der Pfeil traf ihn mit voller Wucht gegen den Brustpanzer, sodass ihm fast die Luft wegblieb, und schon hatte Thomas den nächsten Pfeil auf der Sehne. «Versuch's noch mal», sagte Thomas.

Guy wich zurück, durch die Lücke in der Barrikade, vorbei an d'Evecque und seinen beiden Männern, die jedoch nicht versuchten, ihn aufzuhalten. Thomas' Bogenschützen waren von den Zinnen heruntergekommen und verfolgten das Ganze von den Stufen am Eingang des Turms. «Hast du eine gute Rüstung?», fragte Thomas seinen Vetter. «Besser wär's. Obwohl ich ja nur Breitköpfe nehme. Die kommen nicht durch den Stahl.» Er ließ die Sehne los, und der Pfeil knallte gegen die Platten des Lendenschurzes. Guy krümmte sich vor Schmerz und stürzte auf den Schutt. Schon hatte Thomas den nächsten Pfeil bereit.

«Was willst du jetzt tun?», fragte er. «Ich bin nicht wehrlos wie der Abbé. Wie meine Frau Eleanor. Wie mein Vater. Na los, töte mich.»

Guy rappelte sich auf und balancierte vorsichtig über den Schutt, ohne Thomas aus den Augen zu lassen. Er hatte noch ein paar Männer in der Stadt, und wenn er es nur schaffte, zu ihnen zu kommen, wäre er in Sicherheit, doch er wagte es nicht, sich umzudrehen, weil er dann sofort einen Pfeil abbekommen würde, und es gab nichts Schmachvolleres als einen Pfeil im Rücken. Man starb dem Feind zugewandt. Er hatte jetzt die Burg verlassen und

befand sich auf dem offenen Vorplatz, und er betete, dass einer seiner Männer intelligent genug war, sich eine Armbrust zu schnappen und Thomas den Garaus zu machen, doch sein Vetter kam weiter auf ihn zu, und auf seinem Gesicht lag das unbarmherzige Lächeln eines Mannes, der endlich Rache nehmen kann.

«Das hier ist ein spitzer Pfeil», sagte Thomas, «und er wird dich in die Brust treffen. Möchtest du vielleicht den Schild heben?»

«Thomas», setzte Guy an, brach jedoch ab und hob hastig den kleinen Schild, da er sah, wie Thomas den großen Bogen spannte, und der Pfeil, nadelspitz und mit schwerem Eichenholz verstärkt, donnerte durch den Schild, durch Brustpanzer, Kettenhemd und Lederwams und bohrte sich in Guys Rippen. Die Wucht des Aufpralls ließ ihn drei Schritte zurücktaumeln, doch es gelang ihm, sich aufrecht zu halten, obwohl der Schild jetzt an seine Brust genagelt war.

Thomas hatte schon den nächsten Pfeil auf der Sehne. «Diesmal in den Bauch», sagte er.

«Ich bin dein Vetter», ächzte Guy. Mit schmerzverzerrter Miene stemmte er sich gegen den Schild und riss die Pfeilspitze aus seiner Brust, doch es war zu spät. Der Pfeil traf seinen Bauch, wiederum durch sämtliche Schichten seiner Rüstung, und diesmal fraß er sich tiefer. «Der erste war für meinen Vater», sagte Thomas, «der zweite für meine Frau, und der hier ist für Planchard.» Er schoss erneut, und der Pfeil bohrte sich durch Guys Halsberge und brachte ihn zu Fall. Guy hatte immer noch sein Schwert, und er versuchte, es zu heben, als Thomas auf ihn zukam. Er wollte etwas sagen, doch seine Kehle war mit Blut gefüllt. Er schüttelte den Kopf, verwirrt, weil seine Sicht sich trübte, dann spürte er, wie Thomas sich auf seinen Schwertarm kniete und die Halsberge anhob. Er versuchte zu protestieren, doch aus seinem Mund kam nur Blut.

Thomas zog seinen Dolch, schob die Klinge unter den Rand der Halsberge und stieß zu. «Und der ist für mich.»

Sam und die letzten sechs Bogenschützen traten zu Thomas und dem Leichnam. «Jake ist tot», sagte Sam.

«Ich weiß.»

«Die verdammte halbe Welt ist tot», sagte Sam.

Vielleicht ging die Welt unter, dachte Thomas. Vielleicht wurden die schrecklichen Prophezeiungen aus der Offenbarung wahr. Die vier apokalyptischen Reiter suchten die Menschheit heim. Der Reiter auf dem weißen Pferd war Gottes Rache für eine verderbte Welt, das rote Pferd wurde vom Krieg geritten, das schwarze Pferd trug den Hunger im Sattel, und das fahle Pferd, das verheerendste, brachte Seuche und Tod. Und das Einzige, was die Reiter vielleicht verjagen konnte, war der Gral, aber den hatte er nicht. Also würde nichts und niemand die Reiter aufhalten. Thomas stand auf, nahm seinen Bogen und ging die Straße hinunter.

Die Überlebenden von Guys Truppe blieben nicht, um gegen die Bogenschützen zu kämpfen. Sie flohen, genau wie Joscelyn und seine Männer, auf der Suche nach einem Ort, wo keine Seuche durch die Straßen geisterte. Thomas ging durch eine Stadt der Sterbenden und der Toten, eine Stadt voller Rauch und Dreck, einen Ort der Tränen. Er hatte einen Pfeil auf der Sehne, doch niemand trat ihm entgegen. Eine Frau rief um Hilfe, in einer Haustür kauerte ein weinendes Kind, und dann näherte sich ein Soldat, noch in voller Rüstung. Thomas spannte den Bogen halb, doch der Mann trug keine Waffe, nur einen Eimer mit Wasser. Er war schon älter und hatte graues Haar. «Bist du Thomas?», fragte er.

«Ja.»

«Ich bin Henri Courtois.» Er deutete auf ein Haus in der Nähe. «Dein Freund ist dadrin. Er ist krank.»

Robbie lag auf einem kotbeschmutzten Bett. Er zitterte vor Fieber, und sein Gesicht war dunkel verfärbt und angeschwollen. Er erkannte Thomas nicht. «Du armer Kerl», sagte Thomas. Er gab Sam seinen Bogen. «Und nimm das hier auch mit, Sam», sagte er und deutete auf das in Leder eingeschlagene Buch, das auf einem Hocker neben dem Bett lag. Dann hob er Robbie hoch und trug ihn die Straße hinauf zur Burg. «Du sollst unter Freunden sterben», sagte er zu dem bewusstlosen jungen Mann.

Die Belagerung war endlich vorbei.

Guillaume d'Evecque starb. Viele starben. Zu viele, um sie alle zu beerdigen, und so ließ Thomas die Toten in einen Graben zwischen den Feldern jenseits des Flusses bringen, bedeckte sie mit Gestrüpp und zündete den Haufen an. Doch die Zweige reichten nicht aus, um die Leichen zu verbrennen, und so blieben sie halb verkohlt zurück. Wölfe schlichen herbei, und Rabenschwärme kreisten über dem Graben, der ihnen ein Festmahl bot.

Viele der Einwohner kamen zurück, da die Orte, an denen sie Zuflucht gesucht hatten, ebenso befallen waren wie Castillon d'Arbizon. Die Seuche war überall, sagten sie. Berat war eine Totenstadt, aber ob der neue Graf noch lebte, wusste niemand, und es war Thomas auch gleichgültig. Mit dem Winter kam der Frost, und an Weihnachten berichtete ein Pilgermönch, dass die Pestilenz jetzt auch den Norden erreicht hatte. «Sie ist überall», sagte der Mönch. «Die Menschen sterben wie die Fliegen.» Doch nicht alle starben. Galdric, Philins Sohn, wurde wieder gesund, aber kurz nach Weihnachten erkrankte sein Vater, und innerhalb von drei quälenden Tagen war er tot.

Robbie blieb am Leben. Erst hatte es so ausgesehen, als würde er ebenfalls sterben, denn in manchen Nächten schien er kaum noch zu atmen, doch er schaffte es, und nach und nach erholte er sich. Geneviève kümmerte sich

um ihn, fütterte ihn, wenn er schwach war, wusch ihn, wenn er sich beschmutzt hatte, und als er, halbwegs genesen, versuchte, sich bei ihr zu entschuldigen, brachte sie ihn zum Schweigen. «Rede mit Thomas», sagte sie nur.

Noch schwach auf den Beinen, ging Robbie zu Thomas. Der Bogenschütze wirkte älter und härter. Robbie überlegte betreten, was er sagen sollte, aber Thomas kam ihm zuvor. «Sag mir eins: Als du getan hast, was du getan hast, dachtest du da, du tust das Richtige?»

«Ja.»

«Dann hast du nichts Unrechtes getan», sagte Thomas nüchtern, «und damit ist die Sache erledigt.»

«Ich hätte das da nicht an mich nehmen dürfen.» Robbie deutete auf das Buch, das auf Thomas' Knien lag. Es war die Kopie der Aufzeichnungen von Thomas' Vater.

«Ich habe es ja zurückbekommen. Und jetzt bringe ich Geneviève damit das Lesen bei. Zu etwas anderem ist es ohnehin nicht zu gebrauchen.»

Robbie starrte ins Feuer. «Es tut mir leid.»

Thomas ging nicht auf seine Entschuldigung ein. «Wir warten, bis alle wieder bei Kräften sind, dann gehen wir nach Hause.»

Am Tag des heiligen Benedikt waren sie bereit zum Aufbruch. Elf Männer würden nach England zurückkehren, und Galdric, der keine Eltern mehr hatte, sollte als Thomas' Diener mitkommen. Sie kehrten als reiche Leute zurück, denn der größte Teil ihrer erbeuteten Münzen war noch da, aber niemand wusste, was sie in England erwarten würde.

Am letzten Abend in Castillon d'Arbizon hörte Thomas zu, während Geneviève sich durch einen Abschnitt aus den Aufzeichnungen seines Vaters mühte. Er hatte beschlossen, sie noch vor der Abreise zu verbrennen, da sie ihn nur in die Irre geführt hatten. Er gab Geneviève das Lateinische zu lesen, da sein Vater kaum auf Englisch oder Französisch

geschrieben hatte, und obwohl sie den Sinn der Worte nicht verstand, war es eine gute Übung im Entziffern der Buchstaben. *«‹Virga tua et baculus tuus ipsa consolobuntur me›»*, las sie langsam, und Thomas nickte. Gleich würden die Worte *calix meus inebrians* kommen, und er dachte bei sich, dass der Becher ihn tatsächlich trunken gemacht hatte, trunken und verrückt, und das alles für nichts und wieder nichts. Planchard hatte recht gehabt. Die Suche danach trieb die Menschen in den Wahnsinn.

«‹Pono coram me mensam›», las Geneviève, *«‹ex adverso hostium meorum.›»*

«Es heißt nicht *pono*, sondern *pones*», korrigierte Thomas. *«‹Pones coram me mensam ex adverso hostium meorum.›»* Er kannte die Stelle auswendig und übersetzte sie für Geneviève. «‹Du bereitest einen Tisch vor mir im Angesicht meiner Feinde.›»

Sie runzelte die Stirn, den schlanken, blassen Zeigefinger auf der Textstelle. «Nein», sagte sie, «da steht *pono*.» Sie hielt ihm das Buch hin, damit er sich selbst davon überzeugen konnte.

Der Lichtschein des Feuers flackerte über die Seite, und dort stand in der Tat *‹pono coram me mensam ex adverso hostium meorum›*. Sein Vater hatte es geschrieben, und Thomas musste die Worte schon Dutzende von Malen gelesen haben, aber der Fehler war ihm noch nie aufgefallen. Seine Vertrautheit mit dem Lateinischen hatte ihn unaufmerksam gemacht, und er hatte den Text eher in seinem Kopf als auf dem Pergament gesehen. *Pono*. ‹Ich bereite einen Tisch›. Nicht du bereitest, sondern ich bereite. Thomas starrte auf das Wort, und da begriff er, dass es kein Fehler war.

Er hatte den Gral gefunden.

EPILOG

DER GRAL

Die Wellen brachen sich, rollten zischend über den Kies und zogen sich wieder zurück. Unablässig, im immer gleichen Rhythmus warf sich die graugrüne See gegen Englands Küste.

Ein leichter Regen fiel auf das junge Gras, Lämmer tollten umher, und Rammler jagten durch die Hecken, an deren Rändern Anemonen und Sternmieren blühten.

Die Pestilenz hatte sich auch in England ausgebreitet. Thomas und seine drei Gefährten waren durch verlassene Dörfer geritten, wo die Kühe qualvoll muhten, weil niemand mehr da war, um die Milch aus ihren geschwollenen Eutern zu melken. Einige Dörfer waren verbarrikadiert, Bogenschützen hielten an der Straße Wache, um jeden Fremden abzuweisen, und Thomas hatte gehorsam einen Bogen um diese Orte geschlagen. Sie hatten Gruben gesehen, halb gefüllt mit Toten, die nicht die Sterbesakramente erhalten hatten.

In Dorchester lag ein Toter auf der Straße, und es war niemand da, ihn zu begraben. An einigen Häusern waren die Türen vernagelt und mit einem roten Kreuz bemalt, als Zeichen, dass die Bewohner an der Seuche litten und niemand zu ihnen durfte, bis sie entweder tot oder geheilt waren. Die Felder vor der Stadt waren nicht gepflügt, die Saat lagerte in den Scheunen dahingesiechter Bauern, und dennoch tanzten Lerchen über den Wiesen, entlang der Flüsse blitzte das Blau von Eisvögeln auf, und Kiebitze liefen durch das Marschgras.

Sir Giles Marriott, der alte Lord von Hookton, war bereits vor dem Einbruch der Seuche gestorben und im Familiengrab beigesetzt worden. Thomas, Geneviève, Robbie und Galdric ritten an dem verlassenen Herrenhaus vorbei, bis zum Fuß des Lipp Hill, wo das Meer auf den Kiesstrand brandete und wo einst Hookton gewesen war. Das Dorf war Jahre zuvor von Guillaume d'Evecque und Guy Vexille niedergebrannt worden, als die beiden noch Verbündete gewesen waren, und es war nichts davon übrig, außer ein paar von Brombeeren überwucherten Mauerresten und der rußgeschwärzten, dachlosen Ruine der Kirche, in der Haselsträucher, Disteln und Brennnesseln wuchsen.

Thomas war seit zwei Wochen in England. Er war zum Earl of Northampton geritten und vor ihm niedergekniet, und nachdem der Earl ihn zunächst von ein paar Dienern auf die unheilvollen Anzeichen der Pestilenz hatte untersuchen lassen, hatte Thomas seinem Herrn ein Drittel der erbeuteten Münzen aus Castillon d'Arbizon ausbezahlt und ihm dann den goldenen Kelch überreicht. «Er wurde für den Gral angefertigt, Mylord», sagte er, «aber der Gral selbst ist verschwunden.»

Der Earl nahm den Kelch, hielt ihn ins Licht und bestaunte seine Schönheit. «Was meinst du mit ‹verschwunden›?»

«Die Mönche von St. Sévère glauben, dass ein Engel, der sich am Flügel verletzt hatte und vom heiligen Severus gepflegt wurde, ihn mit in den Himmel genommen hat», log Thomas.

Der Earl hatte sich damit zufriedengegeben, höchst erfreut über den kostbaren Schatz, auch wenn es nicht der Gral war, und Thomas hatte sich, nachdem der Earl ihm das Versprechen abgenommen hatte zurückzukommen, mit seinen Gefährten wieder auf den Weg gemacht. Nun war er zu dem Dorf seiner Kindheit zurückgekehrt, wo er das

Bogenschießen gelernt hatte und wo sein Vater sein großes Geheimnis gehütet hatte.

Sie lag noch da, versteckt zwischen dem Gras und den Brennnesseln, die zwischen den Steinplatten der ehemaligen Kirche wucherten, weggeworfen, weil sie vermeintlich wertlos war: die Tonschale, in der Vater Ralph die Hostien für die Messe aufbewahrt hatte. Er hatte sie auf den Altar gestellt, ein weißes Leintuch darüber gebreitet, und nach der Messe hatte er sie mit nach Hause genommen. «Ich bereite einen Tisch», hatte er geschrieben. Der Altar war der Tisch, und mit der Schale hatte er ihn gedeckt. Thomas hatte sie hundertmal in der Hand gehabt, ohne sich irgendetwas dabei zu denken, und als er das letzte Mal in Hookton gewesen war, hatte er sie in den Ruinen gefunden, aber wieder zwischen die Nesseln geworfen, weil er sie nicht mit sich herumschleppen wollte.

Nun hob er sie auf und brachte sie zu Geneviève, die sie in die Holzkiste legte und den Deckel schloss. Die Schale fügte sich so perfekt hinein, dass es nicht einmal rappelte, wenn man die Kiste schüttelte, und der Fuß der Schale passte genau auf den leicht verfärbten Kreis an der Innenseite. Das eine war für das andere geschaffen. Thomas und Geneviève sahen sich schweigend an. Robbie und Galdric waren draußen und erkundeten die überwucherten Steinreste, die verrieten, wo einst die bescheidenen Häuser gestanden hatten. Die beiden wussten nicht, was Thomas in Hookton wollte. Galdric scherte sich nicht darum, und Robbie, der seine Hitzköpfigkeit verloren hatte, war es zufrieden, Thomas zu begleiten, bis sie nach Norden ritten, um Lord Outhwaite das Lösegeld auszubezahlen, das Robbie die Freiheit geben würde, nach Schottland zurückzukehren. Sofern Lord Outhwaite noch lebte.

«Was machen wir damit?», fragte Geneviève, die Stimme zu einem Flüstern gesenkt.

«Was Abbé Planchard mir geraten hat», erwiderte Thomas. Doch zuerst nahm er einen Weinschlauch aus seinem Beutel, schenkte ein wenig von der dunklen Flüssigkeit in die Schale und reichte sie Geneviève. Dann trank er selbst daraus. Er lächelte sie an. «Damit ist die Exkommunikation aufgehoben», sagte er, denn sie hatten aus der Schale getrunken, in der das Blut Jesu am Kreuze aufgefangen worden war.

«Ist das wirklich der Gral?», fragte Geneviève.

Thomas antwortete nicht, sondern nahm die Schale und ging mit Geneviève nach draußen, auf das Meer zu. Als sie die Landzunge erreichten, wo der Lipp sich ins Meer ergoss und wo früher, als Hookton noch ein lebendiges Dorf gewesen war, die Fischerboote auf dem Kiesstrand gelegen hatten, lächelte er Geneviève zu und schleuderte die Schale, so fest er konnte, gegen die Steine an der gegenüberliegenden Seite der Flussmündung. Die Schale prallte auf den Kies, sprang hoch, rollte ein kleines Stück und blieb dann liegen.

Sie wateten durch den Fluss und kletterten auf das andere Ufer. Die Schale war unversehrt.

«Was machen wir damit?», fragte Geneviève erneut.

Das Ding würde nur Mord und Totschlag auslösen, dachte Thomas. Menschen würden seinetwegen kämpfen, lügen, betrügen und sterben, und die Kirche würde sich daran bereichern. Es würde in den Menschen nur das Böse wecken, und deshalb würde er tun, was auch Planchard getan hätte. «‹In die Tiefen des Meeres schleudern›», zitierte er den alten Abt, «‹dorthin, wo die Ungeheuer hausen, und niemandem etwas davon sagen.›»

Geneviève berührte die Schale ein letztes Mal, küsste sie und gab sie Thomas zurück, der sie einen Moment in der Hand hielt. Es war ein ganz einfaches Ding, aus rotbraunem Ton, derb und mit rauer Oberfläche, und an einer Seite war eine kleine Kerbe, wo der Töpfer nicht

achtgegeben hatte. Es war höchstens ein paar Pennys wert, und doch war es der größte Schatz der Christenheit. Auch er hob die Schale an die Lippen, dann holte er mit seinem starken rechten Arm aus, lief auf die Brandung zu und warf sie, so weit er konnte, ins Meer. Sie segelte über die grauen Wellen, schien einen winzigen Augenblick zu schweben, als zögere sie, sich von der Menschheit zu trennen, dann verschwand sie.

Nur ein kurzes Aufspritzen, dann glättete sich die Oberfläche wieder. Thomas nahm Geneviève an der Hand und wandte sich ab.

Er war ein Bogenschütze, und der Wahnsinn hatte ein Ende. Er war frei.

NACHWORT

Ich habe sowohl hier wie auch in *Der Wanderer* eine große Anzahl Ratten auftauchen lassen, obwohl ich nicht glaube, dass sie schuld an der Verbreitung der Pest waren. Unter den medizinischen Historikern herrscht Uneinigkeit darüber, ob der Schwarze Tod (so genannt wegen der dunklen Schwellungen, die die Erkrankten entstellten) tatsächlich die Beulenpest war, die vermutlich über Flöhe von Ratten übertragen wurde, oder eine Form von Milzbrand, dessen Erreger sich über Vieh und Wild verbreiten. Glücklicherweise mussten Thomas und seine Gefährten diese Frage nicht entscheiden. Im Mittelalter sah man die Ursache für die Seuche in den Sünden der Menschheit, verstärkt durch eine ungünstige astrologische Konjunktion des Saturn, die stets Unheil verhieß. Die Krankheit löste Panik und Verwirrung aus, da sie bis dahin unbekannt war und es kein Mittel dagegen gab. Sie breitete sich von Italien nach Norden aus und tötete ihre Opfer innerhalb von drei bis vier Tagen, wobei sie mysteriöserweise manche Menschen verschonte. Dies war die erste Pestepidemie in Europa. Natürlich hatte es auch vorher schon Seuchen gegeben, aber keine von so verheerenden Ausmaßen, und sie sollte die Menschheit noch vierhundert Jahre lang immer wieder heimsuchen. Damals nannte man sie noch nicht den Schwarzen Tod – diese Bezeichnung wurde erst im neunzehnten Jahrhundert geprägt –, sondern schlicht die «Pestilenz».

Sie raffte mindestens ein Drittel der europäischen Bevölkerung dahin. In manchen Gemeinden lag die Sterberate sogar bei über fünfzig Prozent, aber insgesamt dürfte die Schätzung von einem Drittel wohl zutreffen. Sie schlug in ländlichen Gegenden ebenso erbarmungslos zu

wie in den Städten, und ganze Dörfer wurden ausgelöscht. Einige davon kann man noch heute als Wälle und Gräben zwischen Feldern erkennen, und an anderen Orten findet man Kirchen, die einsam irgendwo auf der Wiese stehen. Das sind die sogenannten Pestkirchen, Überreste ehemaliger Dörfer.

Nur die ersten und letzten Passagen von *Der Erzfeind* basieren auf wahren Ereignissen. Die Pest hat es gegeben und ebenso die Belagerung und Eroberung von Calais, aber alles andere ist frei erfunden. Es gibt keine Stadt namens Berat und auch keine Festung von Castillon d'Arbizon. Ein Astarac hat es gegeben, aber was immer dort einst gestanden hat, ist jetzt von einem großen Stausee überflutet. Das Gefecht, mit dem dieses Buch beginnt, die Eroberung von Nieulay und seinem Turm, hat tatsächlich stattgefunden, aber der Sieg brachte den Franzosen keinen Vorteil, da es ihnen nicht gelang, den Ham zu überqueren und die englische Hauptarmee anzugreifen. Die Franzosen traten den Rückzug an, Calais fiel, und der Hafen blieb noch weitere dreihundert Jahre in englischer Hand. Die Geschichte der sechs Bürger von Calais, die zum Tode verurteilt und dann begnadigt wurden, ist weithin bekannt, und Rodins berühmte Statue vor dem Rathaus der Stadt erinnert noch heute daran.

Thomas' Sprachschwierigkeiten in der Gascogne sind nicht erfunden. Zu jener Zeit sprach der Adel sowohl dort wie auch in England Französisch, aber das einfache Volk unterhielt sich in einer Vielzahl regionaler Sprachen und Dialekte, vornehmlich Okzitanisch, auch *langue d'oc* genannt, woraus die heutige Bezeichnung Languedoc entstanden ist. Das Okzitanische ist eng mit dem Katalanischen verwandt, der Sprache Nordspaniens. Als die Franzosen die Gebiete im Süden eroberten, versuchten sie, diese Sprache zu unterdrücken, doch sie wird bis heute gesprochen und erlebt derzeit eine Art Renaissance.

Und der Gral? Längst verschwunden, vermute ich. Manche sagen, es sei der Becher gewesen, aus dem Jesus beim Abendmahl trank, andere meinen, es wäre die Schale, in der das Blut von dem Speerstich bei der Kreuzigung aufgefangen wurde. Was immer es war, es ist nie gefunden worden, obgleich bis heute Gerüchte kursieren und manche überzeugt sind, der Gral sei irgendwo in Schottland verborgen. Dennoch war der Gral die begehrteste Reliquie des mittelalterlichen Abendlands, vielleicht weil er so geheimnisumwoben war, vielleicht auch weil sich durch die Verbreitung der Artus-Sage die alten keltischen Geschichten von Zauberkesseln mit denen vom Gral vermischten. Seine Legende zieht sich wie ein goldener Faden durch die Jahrhunderte und inspiriert die Menschen bis heute, und deshalb ist es wohl am besten, wenn er unentdeckt bleibt.